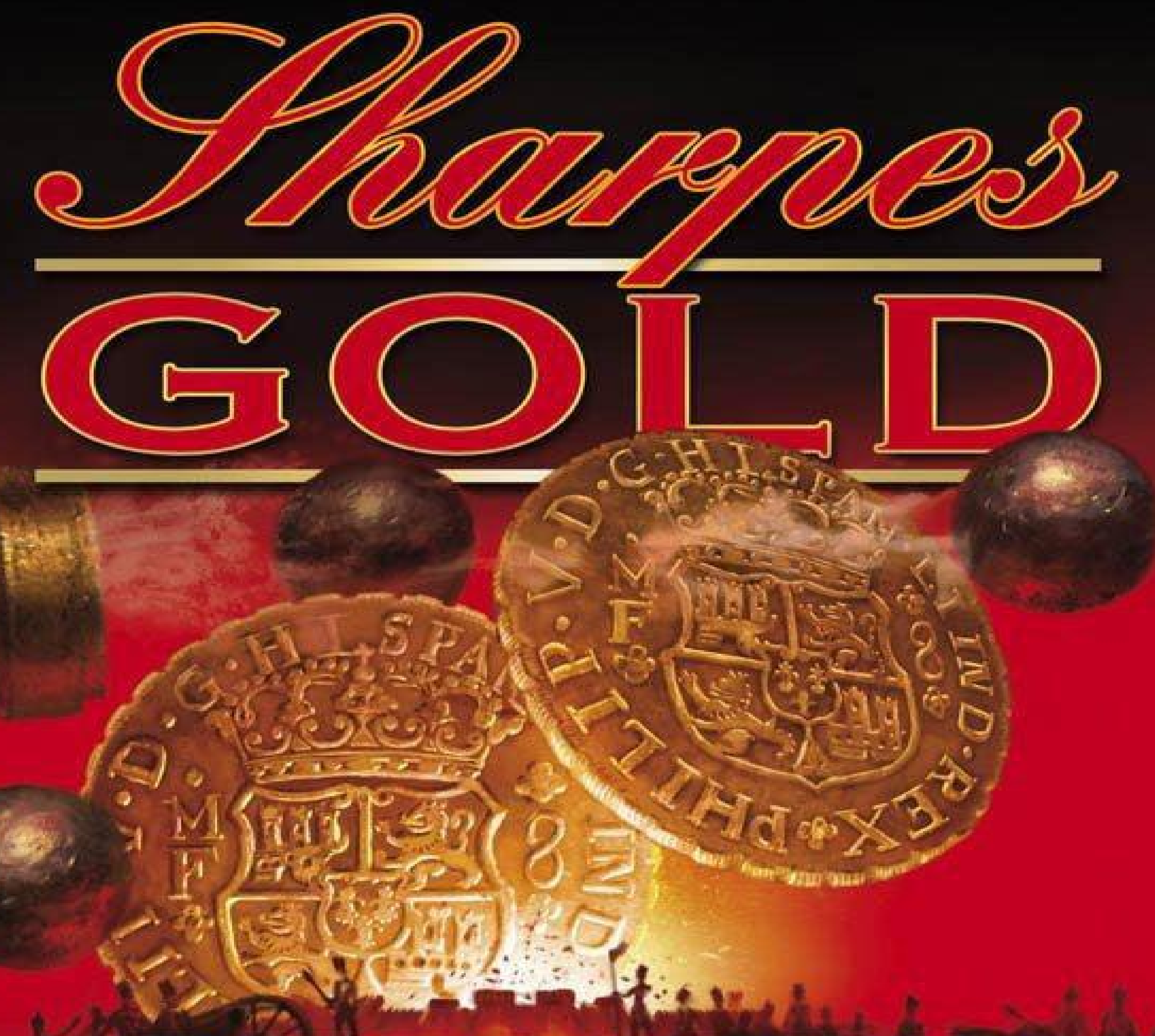
Sharpes GOLD



BERNARD CORNWELL

BASTEI LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES
GOLD

Aus dem Englischen von
Bernd Müller



Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

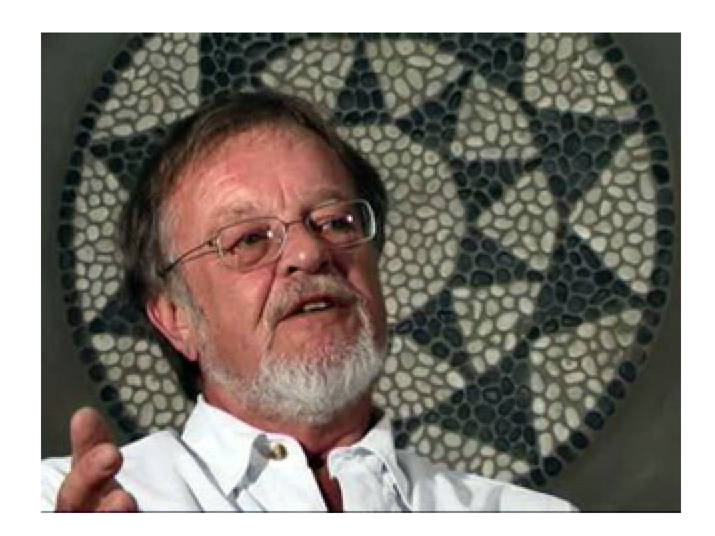
Titel der englischen Originalausgabe
»Sharpe's Gold«

Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München
Datenkonvertierung E-Book:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-1549-0

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

KAPITEL 1

Der Krieg war verloren – noch nicht zu Ende, aber verloren. Alle wussten es, von den Divisionsgenerälen bis zu den Dirnen Lissabons: dass die Briten in die Falle gegangen und eingemacht worden waren, bereit für den Kochtopf. Ganz Europa wartete darauf, dass der Meisterkoch Bonaparte die Berge überqueren und persönlich letzte Hand an den Braten legen würde.

Dann fügte sich Schimpf zur bevorstehenden Schande. Wie es schien, war das kleine britische Heer der Aufmerksamkeit des großen Bonaparte nicht wert. Der Krieg war verloren.

Spanien war besiegt. Die letzten spanischen Armeen waren aufgerieben, auf dem Scheiterhaufen der Geschichte gelandet. Übrig blieben nur der befestigte Hafen von Cádiz und die Bauern, die die »Guerilla« ausfochten, den »kleinen Krieg«. Sie kämpften mit spanischen Messern und britischen Gewehren, mit Hinterhalten und Terroranschlägen, bis die französischen Truppen das spanische Volk hassen und fürchten lernten. Aber der kleine Krieg war nicht der wahre Krieg, und der, darin war man sich einig, war verloren.

Captain Richard Sharpe, vormals Angehöriger der 95th Rifles Seiner Majestät, nun Offizier der Leichten Kompanie des South Essex Regiments, hielt den Krieg nicht für verloren, war jedoch trotzdem übel gelaunt, verdrießlich und reizbar. Der Regen, der seit Tagesanbruch gefallen war, hatte die staubige Straßendecke in glitschigen Schlamm verwandelt und seine Schützenuniform unangenehm klamm werden lassen. Er hatte sich abgesondert und marschierte schweigend dahin, dem Geschwätz seiner Männer lauschend. Lieutenant Robert Knowles und Sergeant Patrick Harper, die sich normalerweise zu ihm gesellt hätten, ließen

ihn in Ruhe. Lieutenant Knowles hatte sich zu einer Bemerkung über Sharpes Laune hinreißen lassen, doch der hünenhafte irische Sergeant hatte den Kopf geschüttelt.

»Keine Chance, ihn aufzumuntern, Sir. Es gefällt ihm, mieser Laune zu sein, wahrhaftig. Wie ich den Bastard kenne, wird er von allein darüber hinwegkommen.«

Knowles zuckte mit den Schultern. Er fand es ganz und gar unpassend, dass ein Sergeant einen Captain mit »Bastard« betitelte, aber es hatte keinen Sinn, sich dagegen zu verwahren. Der Sergeant würde nur unschuldig dreinblicken und Knowles wahrheitsgemäß versichern, dass die Eltern des Captains nicht verheiratet gewesen seien. Obendrein hatte Patrick Harper jahrelang an Sharpes Seite gekämpft und eine Freundschaft zu dem Captain aufgebaut, um die Knowles ihn richtiggehend beneidete. Knowles hatte Monate gebraucht, diese Freundschaft zu verstehen. Sie gründete sich nicht, wie viele Offiziere annahmen, auf die Tatsache, dass Sharpe früher einmal als einfacher Soldat in Reih und Glied marschiert war und gekämpft hatte und deshalb nun, nachdem ihm die Ehre zuteil geworden war, der Offiziersmesse angehören zu dürfen, weiterhin die Gesellschaft der Mannschaften suchte.

»Einmal ein Bauer, immer ein Bauer«, hatte ein Offizier gespöttelt. Sharpe hatte es gehört und den Mann angesehen, und Knowles hatte erlebt, wie unter diesem frostigen, herausfordernden Blick dem anderen die Angst kam. Außerdem verbrachten Sharpe und Harper nicht etwa ihre Freizeit miteinander. Ihr Rangunterschied machte es unmöglich. Dennoch erkannte Knowles hinter aller Förmlichkeit die Freundschaft. Beide waren sie hochgewachsene Männer, der Ire noch dazu bärenstark, und beide vertrauten sie auf ihre Fähigkeiten.

Knowles konnte sich keinen von ihnen ohne Uniform vorstellen. Sie waren für ihr Gewerbe wie geschaffen, und ausgerechnet in der Schlacht, wenn die meisten Männer ängstlich auf ihr eigenes Überleben bedacht waren,

herrschte dieses unheimlich anmutende Einverständnis zwischen Sharpe und Harper. Beinahe so, als seien sie auf dem Schlachtfeld zu Hause, dachte Knowles und beneidete sie.

Er blickte zum Himmel auf, zu den niedrigen Wolken, die zu beiden Seiten der Straße die Hügelkämme berührten. »Verfluchtes Wetter.«

»Bei uns daheim, Sir, würden wir's einen schönen Tag nennen!« Harper grinste Knowles zu. Dabei tropfte ihm der Regen vom Tschako. Dann sah er sich nach der Kompanie um, die Sharpes eilig marschierender Gestalt folgte. Die Männer waren ein wenig aus dem Tritt, rutschten immer wieder aus. Da erhob Harper seine Stimme. »Auf, ihr Protestantenpack! Der Krieg wartet nicht auf euch!«

Er begleitete sein Gebrüll mit einem Grinsen, denn er war stolz, dass sie schneller vorankamen als das übrige Regiment, und froh darüber, dass das South Essex endlich nach Norden aufgebrochen war, wo die Schlachten des Sommers geschlagen werden sollten.

Patrick Harper hatte – wie alle anderen – die Gerüchte über die französische Streitmacht und ihren neuen Kommandanten gehört, aber er dachte nicht daran, sich wegen der Zukunft schlaflose Nächte zu machen, auch wenn das South Essex von der Zahl her jämmerlich unterlegen war.

Im März waren in Portsmouth Ersatzeinheiten in See gestochen, aber der Konvoi war in einen Sturm geraten, und Wochen später hieß es, an den Stränden der südlichen Biscaya seien Hunderte von Leichen angespült worden. Jedenfalls musste das Regiment nun mit weniger als der Hälfte seiner Sollstärke in den Kampf ziehen. Harper war es egal. Auch in Talavera war das Heer zahlenmäßig zwei zu eins unterlegen gewesen, und am heutigen Abend würde es in der Stadt Celorico, wo sich die Truppen sammelten, auf den Straßen Frauen geben und Wein in den Geschäften. Für

einen Jungen aus Donegal konnte es im Leben weitaus schlimmer zugehen. Patrick Harper begann zu pfeifen.

Sharpe hörte das Pfeifen und widerstand dem Impuls, den Sergeant anzuschnauzen. Er erkannte diesen Impuls als Folgeerscheinung seiner Gereiztheit, konnte aber nicht umhin, sich darüber zu ärgern, dass Harper seine übliche Gelassenheit zur Schau stellte. Sharpe glaubte nicht, dass an den Gerüchten über die Niederlage etwas dran war, denn für einen Soldaten war solch eine Schlappe undenkbar. Die passierte nur dem Feind.

Andererseits verachtete Sharpe sich selbst, weil ihm die unbarmherzige Logik der Zahlen zusetzte. Das Debakel lag in der Luft, ob er es nun glaubte oder nicht. Er musste ständig daran denken und marschierte deshalb noch schneller, als sei die beschwerliche Gangart geeignet, jedweden Pessimismus auszulöschen.

Immerhin unternahmen sie endlich etwas. Seit Talavera hatte das Regiment an der öden Südgrenze zwischen Spanien und Portugal Patrouillendienst geleistet, und der Winter war lang und eintönig gewesen. Die Sonne war auf- und wieder untergegangen, das Regiment war zum Drill angetreten, sie hatten die menschenleeren Hügel beobachtet, und es hatte zu viel Muße gegeben, zu viel Weichlichkeit. Die Offiziere hatten die zurückgelassene Brustplatte eines französischen Kavalleristen gefunden und als Rasierschüssel benutzt, und Sharpe hatte zu seiner Empörung festgestellt, dass er den Luxus heißen Wassers in einer Schüssel als alltägliches Ereignis hinzunehmen begann!

Und dann die Hochzeiten. Zwanzig allein während der letzten drei Monate. So war es gekommen, dass meilenweit hinter ihnen die übrigen neun Kompanien des South Essex eine bunte Prozession aus Frauen und Kindern, Ehefrauen und Huren anführten, einem reisenden Rummelplatz ähnlich. Aber immerhin marschierten sie jetzt in diesem jahreszeitlich ungewöhnlich feuchten Sommer gen Norden,

wo der französische Angriff erfolgen und alle Zweifel und Ängste im Kampf gebannt werden sollten.

Die Straße erreichte eine Anhöhe. Dahinter lag ein flaches Tal mit einem kleinen Dorf in der Mitte. In diesem Dorf befand sich Kavallerie, vermutlich genau wie das South Essex auf dem Weg nach Norden. Als Sharpe der vielen Pferde ansichtig wurde, ließ er seinen Ärger erkennen, indem er auf die Straße spuckte.

Diese verfluchte Kavallerie mit ihrem affektierten Gehabe, ihrer unverblümten Herablassung gegenüber der Infanterie. Dann sah er die Uniformen der abgesessenen Reiter und schämte sich seiner Reaktion. Die Männer trugen das Blau der Deutschen Legion des Königs, und Sharpe hatte Respekt vor den Deutschen. Sie waren Berufssoldaten, und Sharpe war ebenfalls in erster Linie Berufssoldat. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Er hatte kein Geld, um sich Beförderung zu erkaufen, und seine Zukunft hing einzig von seinem Können und seiner Erfahrung ab.

Erfahrung hatte er im Überfluss. Siebzehn seiner dreiunddreißig Jahre war er Soldat gewesen, erst als Private, dann als Sergeant. Dann war der Schwindel erregende Sprung in den Offiziersrang erfolgt. Und sämtliche Beförderungen hatte er sich auf dem Schlachtfeld verdient. Er hatte in Flandern gekämpft, in Indien und nun auf der Iberischen Halbinsel. Dabei war er sich darüber im Klaren, dass ihn das Heer, sobald Frieden einkehrte, wie eine glühend heiße Kartoffel fallen lassen würde. Nur in Kriegszeiten wurden Berufssoldaten wie er gebraucht, wie Harper, wie die zähen Deutschen, die in britischen Diensten gegen Frankreich kämpften.

Er ließ die Kompanie auf der Dorfstraße unter den neugierigen Blicken der Kavalleristen haltmachen. Einer von ihnen, ein Offizier, zog den Gurt mit dem Säbel hoch und kam auf Sharpe zu. »Captain?« Der Kavallerist ließ es wie eine Frage klingen, weil Sharpes einzige Rangabzeichen die verblasste scharlachrote Schärpe und sein Degen waren.

Sharpe nickte. »Captain Sharpe, South Essex.«

Der deutsche Offizier zog die Augenbrauen hoch, sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Captain Sharpe! Talavera!« Er schüttelte Sharpe ausgiebig die Hand, klopfte ihm auf die Schulter, wandte sich dann lautstark an seine Männer. Die blauberockten Kavalleristen grinsten und nickten Sharpe zu. Sie hatten alle von ihm gehört, von dem Mann, der in Talavera den französischen Adler erbeutet hatte.

Sharpe wies mit dem Kopf auf Patrick Harper und die Männer. »Vergessen Sie Sergeant Harper nicht und die Kompanie. Wir sind alle hier.«

Der Deutsche strahlte die Leichte Kompanie an. »Das habt ihr gut gemacht!« Er schlug vor Sharpe die Hacken zusammen und deutete eine Verbeugung an. »Lossow, Hauptmann Lossow zu Ihren Diensten. Sind Sie unterwegs nach Celorico?« Das Englisch des Deutschen war zwar nicht akzentfrei, aber gut. Seine Männer, wusste Sharpe, würden vermutlich nicht Englisch sprechen.

Sharpe nickte wieder. »Und Sie?«

Lossow schüttelte den Kopf. »Zum Coa-Fluss. Auf Patrouille. Der Feind kommt immer näher, deshalb wird es zu Kampfhandlungen kommen.« Das schien ihn zu freuen, und Sharpe beneidete die Kavallerie. Sämtliche Kämpfe fanden an den steilen Ufern des Coa statt, nicht in Celorico. Lossow lachte. »Diesmal bekommen wir den Adler, ja?«

Sharpe wünschte ihm Glück. Wenn überhaupt ein Kavallerieregiment ein französisches Bataillon aufreiben konnte, dann die Deutschen. Die britische Kavallerie war durchaus tapfer und gut beritten, aber sie hatte keine Disziplin. Die englischen Berittenen langweilten sich auf Patrouille oder im Wachdienst. Sie träumten nur von der Furcht einflößenden Attacke mit erhobenen Säbeln, die ihre Pferde außer Atem geraten ließ, bei der die Männer versprengt wurden und verwundbar. Sharpe waren wie allen

Infanteristen des Heeres die Deutschen lieber, weil sie sich auskannten und ihre Sache gut machten.

Lossow nahm die guten Wünsche grinsend entgegen. Er hatte ein vierkantiges Gesicht mit einem angenehmen, freundlichen Lächeln, und seine Augen blickten schelmisch aus dem Netz feiner Linien hervor, mit denen die allzu lange Beobachtung vom Feind besetzter Horizonte sein Gesicht gezeichnet hatte. »Oh, noch eins, Captain. Die verdammten Profose sind hier im Dorf.« Die Bezeichnung ging Lossow schwer von der Zunge, als würde er sonst keinen Gebrauch von englischen Schimpfwörtern machen, außer um die Militärpolizei zu beschreiben, für die es in keiner anderen Sprache ein angemessenes Schimpfwort gab.

Sharpe dankte ihm und wandte sich an die Kompanie. »Ihr habt Hauptmann Lossow gehört! Die Profose sind hier. Also haltet eure diebischen Finger im Zaum. Verstanden?« Sie verstanden ihn. Niemand wollte auf der Stelle gehängt werden, nur weil er beim Plündern ertappt worden war. »Wir machen zehn Minuten Rast. Lass abtreten, Sergeant.«

Die Deutschen brachen auf, vermummt gegen den Regen, und Sharpe ging die einzige Straße entlang auf die Kirche zu. Das Dorf war armselig und verlassen. Die Türen der Hütten hingen leer in ihren Angeln. Die Bewohner waren nach Süden und Westen gezogen, wie die portugiesische Regierung angeordnet hatte. Wenn die Franzosen vorrückten, sollten sie kein Getreide, keine Tiere, sondern mit Steinen gefüllte oder durch tote Schafe vergiftete Brunnen vorfinden – ein Land voller Hunger und Durst.

Patrick Harper, der spürte, dass sich Sharpes Laune nach der Begegnung mit Lossow gebessert hatte, ging neben seinem Captain her. »Hier gibt’s nichts zu plündern, Sir.«

Sharpe warf einen Seitenblick auf die Männer, die nun gebückt in die Hütten traten. »Die finden bestimmt was.«

Die Profose hatten neben der Kirche haltgemacht. Sie waren zu dritt und saßen reglos auf ihren Rappen, wie Straßenräuber, die auf eine Kutsche mit fetter Beute warten.

Ihre Ausrüstung war nagelneu, ihre Gesichter wirkten sonnengerötet. Sharpe vermutete, dass sie frisch aus England eingetroffen waren, allerdings war ihm ein Rätsel, warum die Horse Guards Militärpolizei anstelle kämpfender Truppen schickten. Er nickte höflich. »Guten Morgen.«

Einer der drei, dem ein Offiziersdegen aus dem Umhang ragte, nickte zurück. Wie alle Polizisten schien er angesichts einer freundlichen Geste misstrauisch zu werden. Er nahm die grüne Schützenuniform in Augenschein. »In dieser Gegend soll’s keine Schützen geben.«

Sharpe ließ diese Anschuldigung unbeantwortet. Wenn der Profos sie für Deserteure hielt, war der Profos ein Narr. Deserteure bewegten sich nicht bei Tageslicht auf öffentlichen Straßen, sie trugen keine Uniform und kamen nicht lässig auf Militärpolizisten zugeschlendert. Sharpe und Harper hatten wie die anderen achtzehn Schützen der Kompanie ihre alten Uniformen aus Stolz behalten, hatten das dunkle Grün dem Rot der Linienbataillone vorgezogen.

Der Profos ließ die Augen zwischen den beiden Männern hin- und herschweifen. »Sie haben Marschbefehl?«

»Der General verlangt nach uns, Sir«, entgegnete Harper fröhlich.

Ein winziges Lächeln huschte über das Gesicht des Profos und verschwand. »Sie meinen, Lord Wellington will Sie sehen?«

»In der Tat, ja.«

Sharpes Stimme hatte einen warnenden Unterton, aber der Profos schien es nicht zu bemerken. Er sah Sharpe von oben bis unten an und ließ sein Misstrauen durchblicken. Sharpes Erscheinung war ungewöhnlich. Er hatte seine verblasste, zerrissene grüne Jacke über eine französische Kavalleriemontur gezogen. An den Füßen trug er hohe Lederstiefel, die einst von einem Obersten der Kaiserlichen Garde Napoleons in Paris gekauft worden waren. Auf dem Rücken trug er wie die meisten seiner Männer einen französischen Tornister, und über seiner Schulter hing,

obwohl er Offizier war, ein Gewehr. Von seinen Offiziersepauletten waren nur noch abgerissene Fäden übrig, und die scharlachrote Schärpe war fleckig und verblasst. Selbst Sharpes Degen, das andere Zeichen seines Rangs, entsprach nicht den Vorschriften. Als Offizier einer Leichten Kompanie hätte er den gebogenen Säbel der britischen Leichten Kavallerie tragen müssen, aber Richard Sharpe zog den geraden, unhandlichen Degen der Schweren Kavallerie vor. Die Kavalleristen hassten ihn, sie behaupteten, sein Gewicht mache schnelles Parieren unmöglich. Aber Sharpe war sechs Fuß groß und kräftig genug, die beinahe ein Yard lange, schwere Stahlklinge mit trügerischer Leichtigkeit zu handhaben.

Der Profos war beunruhigt. »Welchem Regiment gehören Sie an?«

»Wir sind die Leichte Kompanie des South Essex.« Sharpe achtete darauf, dass seine Stimme einen freundlichen Tonfall hatte.

Der Profos reagierte, indem er sein Pferd vorwärtstrieb, bis er die Straße überschauen und Sharpes Männer betrachten konnte. Er sah keinen augenblicklich zwingenden Grund, jemanden aufzuhängen, daher wandte er sich erneut den beiden Männern zu. Als seine Blicke Harpers Schultern erreichten, verharrten sie überrascht. Der Ire, der noch drei Zoll größer war als Sharpe, wirkte ohnehin einschüchternd genug, aber seine Waffen waren noch vorschriftswidriger als Sharpes mächtiger Degen. Außer seinem Gewehr hatte er sich ein Ungetüm von einer Schusswaffe umgehängt, ein plumpes Scheusal mit sieben Läufen. Der Profos hob den Zeigefinger. »Was ist das?«

»Ein Gewehr mit sieben Läufen, Sir.« Harper war anzuhören, wie stolz er auf seine neue Waffe war.

»Wo haben Sie sie her?«

»Ein Weihnachtsgeschenk, Sir.«

Sharpe grinste. Es handelte sich tatsächlich um ein Geschenk zur Weihnachtszeit von Sharpe an seinen

Sergeant, aber es war nicht zu übersehen, dass der Profos mit seinen beiden schweigenden Gefährten das nicht glaubte. Er fuhr fort, das Gewehr anzustarren, eine von Henry Nocks weniger erfolgreichen Erfindungen.

Sharpe nahm an, dass der Profos so eines noch nie gesehen hatte. Nur wenige Hundert Exemplare waren für die Navy angefertigt worden, und seinerzeit hatte man die Idee für gut gehalten. Sieben Läufe von je zwanzig Zoll Länge wurden über ein einziges Steinschloss abgefeuert, und man ging davon aus, dass die Matrosen aus ihrer gefährlichen Kampfstellung hoch droben in den Wanten Verheerung anrichten würden, wenn sie die sieben Läufe auf die überfüllten feindlichen Decks abschossen. Nur eines hatte man übersehen: Sieben Halbzoll-Läufe, gemeinsam abgefeuert, ergaben einen fürchterlichen Schuss ähnlich dem einer kleinen Kanone, der nicht nur Verheerung anrichtete, sondern auch jedem, der den Hahn betätigte, das Schlüsselbein brach. Soweit Sharpe bekannt war, hatte nur Harper die brutale Kraft, die man benötigte, um das Gewehr zu bedienen. Und selbst der Ire war, als er es ausprobiert hatte, verblüfft über den heftigen Rückstoß gewesen, mit dem die sieben Kugeln aus den flammenden Mündungen schossen.

Der Profos schnüffelte. »Ein Weihnachtsgeschenk?«

»Von mir«, sagte Sharpe.

»Und Sie sind?«

»Captain Richard Sharpe, South Essex. Und Sie?«

Der Profos versteifte sich. »Lieutenant Ayres, Sir.« Das letzte Wort brachte er nur widerstrebend heraus.

»Und wohin sind Sie unterwegs, Lieutenant Ayres?«

Sharpe ärgerte sich über das Misstrauen des Mannes, über die sinnlose Zurschaustellung seiner Macht. Daher hatten seine Fragen einen gehässigen Beiklang. Sharpe konnte auf dem Rücken die Narben einer Auspeitschung vorweisen, die ein Offizier wie dieser veranlasst hatte: Captain Morris, ein arroganter Maulheld, mit seinem speichelleckerischen

Vertrauten Sergeant Hakeswill. Sharpe trug nicht nur die Narben, sondern auch die Erinnerung daran mit sich herum – und den Schwur, dass er sich eines Tages an diesen beiden Männern rächen würde. Morris, wusste er, war in Dublin stationiert. Hakeswill hielt sich Gott weiß wo auf. Eines Tages, versprach sich Sharpe, würde er ihn finden. Fürs Erste jedoch hatte er es mit diesem jungen Schnösel zu tun, der mehr Befugnisse hatte als Verstand. »Wohin, Lieutenant?«

»Nach Celorico, Sir.«

»Dann gute Reise, Lieutenant.«

Ayres nickte. »Ich werde mich erst umsehen, Sir. Wenn Sie nichts dagegen haben.«

Sharpe sah zu, wie die drei Männer die Straße entlangritten. Von den breiten, schwarzen Leibern ihrer Pferde perlte der Regen. »Hoffentlich hast du recht, Sergeant.«

»Recht, Sir?«

»Dass es nichts zu plündern gibt.«

Der Gedanke kam beiden gleichzeitig, ausgelöst durch ihr Gespür für Schwierigkeiten, und sie rannten los. Sharpe holte die Pfeife aus der kleinen Tasche an seinem Patronengurt und blies darauf die lang gezogenen Töne, die normalerweise für das Schlachtfeld reserviert waren, wenn die Leichte Kompanie in gelockerter Angriffsformation ausgeschwärmt war und die Sergeants die Männer zurückpfeifen mussten, damit sie sich sammelten und im Schutz des Bataillons neu formierten. Die Profose hörten die Pfiffe, spornten ihre Pferde an und bogen zwischen zwei niedrigen Hütten ein, um die Höfe abzusuchen, während Sharpes Männer vorn aus den Türen stürzten und murrend in Reihen antraten.

Harper blieb vor der Kompanie stehen. »Tornister auf!«

Hinter den Hütten erklang ein Schrei. Sharpe drehte sich um. Lieutenant Knowles war dicht neben ihm aufgetaucht.

»Was ist los, Sir?«

»Wir haben Schwierigkeiten mit der Militärpolizei. Die Schweinehunde spielen sich auf.«

Sie waren entschlossen, etwas zu finden, das war ihm klar, und als Sharpes Augen nun über seine Untergebenen schweiften, stellte sich das beklemmende Gefühl ein, dass Lieutenant Ayres Erfolg gehabt hatte. Es hätten achtundvierzig Soldaten sein müssen, drei Sergeants und die beiden Offiziere, aber ein Mann fehlte: Private Batten. Der verfluchte Schütze Batten, der nun von einem triumphierenden Profos an den Haaren zwischen den Hütten hervorgezerrt wurde.

»Ein Plünderer, Sir. Auf frischer Tat ertappt.« Ayres lächelte.

Batten, der ununterbrochen nörgelte, der stöhnte, wenn es regnete, und sich empörte, wenn es zu regnen aufhörte, weil ihm die Sonne in die Augen schien. Schütze Batten, der eigenhändig jedes Steinschloss zerbrach, der überzeugt war, die ganze Welt habe sich verschworen, ihn zu erzürnen, und der nun, gepackt von einem von Ayres' Männern, erschrocken dastand. Wenn es in seiner Kompanie einen Mann gab, den Sharpe gern aufgehängt hätte, dann Batten, aber er konnte verdammt gut darauf verzichten, sich diese Aufgabe von einem Profos abnehmen zu lassen.

Sharpe blickte zu Ayres auf. »Was hat er geplündert, Lieutenant?«

»Das hier.«

Ayres hob ein mageres Huhn in die Höhe, als sei es die Krone Englands. Jemand hatte ihm den Hals umgedreht, aber die Beine zuckten und zappelten noch in der Luft. Sharpe spürte Wut in sich aufsteigen, nicht auf die Profose, sondern auf Batten.

»Ich werde mich seiner annehmen, Lieutenant.«

Batten wich vor seinem Captain zurück.

Ayres schüttelte den Kopf. »Sie missverstehen die Lage, Sir.« Er sprach mit sanfter Herablassung. »Plünderer werden gehängt, Sir. Auf der Stelle, Sir. Als warnendes Beispiel für andere.«

In der Kompanie kam Raunen auf, das erst verstummte, als Harper lauthals Ruhe befahl. Battens Augen huschten umher, als suche er nach einem Weg, diesem jüngsten Beweis für die Ungerechtigkeit der Welt zu entgehen. Sharpe schnauzte ihn an. »Batten!«

»Sir?«

»Wo hast du das Huhn gefunden?«

»Auf dem Feld, Sir. Ehrlich.« Er schnitt eine Grimasse, als er fester an den Haaren gezogen wurde. »Das war ein wildes Huhn, Sir.«

Aus den Reihen der Männer stieg Gelächter auf. Harper ließ es durchgehen. Ayres schnaubte. »Ein wildes Huhn. Gefährliche Biester, wie, Sir? Er lügt. Ich habe ihn in der Hütte vorgefunden.«

Sharpe glaubte ihm, war jedoch nicht bereit, schon aufzugeben. »Wer lebt in der Hütte, Lieutenant?«

Ayres zog die Brauen hoch. »Also, wirklich, Sir, ich habe mich nicht mit jedem Elendsviertel Portugals bekannt gemacht.« Er wandte sich an seine Männer. »Knüpft ihn auf.«

»Lieutenant Ayres.« Der Tonfall Sharpes sorgte dafür, dass auf der Straße jede Bewegung aufhörte. »Woher wissen Sie, dass die Hütte bewohnt ist?«

»Überzeugen Sie sich doch selbst.«

»Sir.«

Ayres schluckte. »Sir.«

Sharpe hob die Stimme. »Halten sich dort Leute auf, Lieutenant?«

»Nein, Sir. Aber sie ist bewohnt.«

»Woher wollen Sie das wissen? Das Dorf ist menschenleer. Hier gibt es niemanden, dem man ein Huhn stehlen könnte.«

Ayres legte sich seine Antwort zurecht. Das Dorf war tatsächlich verlassen, seine Bewohner hatten sich vor den angreifenden Franzosen in Sicherheit gebracht, aber Abwesenheit bedeutete noch keinen Verzicht auf Eigentümerschaft. Er schüttelte den Kopf. »Das Huhn ist

portugiesisches Besitztum, Sir.« Wieder wandte er sich ab. »Hängt ihn auf!«

»Halt!«, brüllte Sharpe, und wieder hörte alle Bewegung auf. »Sie werden ihn nicht hängen, also gehen Sie nur ruhig Ihrer Wege.«

Ayres wirbelte zu Sharpe herum. »Er wurde auf frischer Tat ertappt, und deshalb soll der Bastard hängen. Ihre Männer sind wahrscheinlich eine Horde verdammter Diebe. Deshalb brauchen sie ein Exempel, und weiß Gott, sie werden es bekommen!« Er erhob sich in den Steigbügeln und brüllte die Kompanie an. »Ihr werdet ihn hängen sehen! Und wenn ihr stehlt, werdet ihr auch gehängt!«

Ein Klicken unterbrach ihn. Er senkte den Blick, und die Wut in seinem Gesicht machte Erstaunen Platz. Sharpe hielt sein Baker-Gewehr in der Hand, mit gespanntem Hahn, und die Mündung zeigte auf Ayres.

»Lassen Sie ihn frei, Lieutenant.«

»Sind Sie verrückt geworden?«

Ayres war erblasst und im Sattel zusammengesunken. Sergeant Harper trat spontan vor und stellte sich neben Sharpe. Er ignorierte die Hand, die ihn beiseitewinkte. Ayres starrte die Männer vor sich an, beide hochgewachsen, beide mit den harten Gesichtern von Kämpfern. Dann regte sich bei ihm die Erinnerung. Er blickte Sharpe an, dieses Gesicht, das dauernd einen spöttischen Ausdruck zu tragen schien, hervorgerufen durch die Narbe, die quer über seine rechte Wange verlief. Und plötzlich erinnerte er sich. Wilde Hühner, Vogelfänger! Die Leichte Kompanie des South Essex. Waren dies die beiden Männer, die den Adler erbeutet hatten? Die um sich schlagend in ein französisches Regiment eingedrungen und mit der Standarte wieder herausgekommen waren? Er wollte es gern glauben.

Sharpe merkte, wie die Augen des Lieutenants unstet wurden, und wusste, dass er gesiegt hatte, aber dieser Sieg würde ihn teuer zu stehen kommen. Das Heer war nicht

erbaut über Männer, die ihre Gewehre auf Profose richteten, auch nicht, wenn sie ungeladen waren.

Ayres versetzte Batten einen Stoß. »Da haben Sie Ihren Dieb, Captain. Wir aber sprechen uns noch.«

Sharpe senkte das Gewehr. Ayres wartete, bis Batten den Pferden nicht mehr im Weg stand, dann riss er die Zügel herum und ritt seinen Männern voraus in Richtung Celorico. »Sie werden von mir hören!«, rief er zurück.

Sharpe spürte, wie die Probleme ähnlich einer brodelnden schwarzen Wolke am Horizont heraufzogen. Er drehte sich nach Batten um. »Hast du die verdammte Henne gestohlen?«

»Jawohl, Sir.« Batten wies mit schlaffer Hand auf den davonreitenden Profos. »Er hat sie mitgenommen, Sir.« Wie er es sagte, klang das wie eine Ungerechtigkeit.

»Ich wünschte, verdammt noch mal, er hätte dich mitgenommen. Ich wünschte, er hätte deine verdammten Eingeweide über das ganze verdammte Gelände verteilt.« Batten wich vor Sharpes Zorn zurück. »Wie lauten die verdammten Regeln, Batten?«

Batten blinzelte Sharpe an. »Regeln, Sir?«

»Du kennst die verdammten Regeln. Sage sie auf.«

Das Heer gab dicke Bände mit Vorschriften heraus, aber Sharpe hatte seinen Männern drei Regeln eingeschärft. Sie waren einfach, sie funktionierten, und die Männer wussten, dass sie mit Bestrafung zu rechnen hatten, wenn sie dagegen verstießen. Batten räusperte sich.

»Wir sollen gut kämpfen, Sir. Uns nicht unerlaubt besaufen, Sir. Und ...«

»Weiter.«

»Wir sollen nicht stehlen, Sir, es sei denn vom Feind oder wenn wir sonst verhungern, Sir.«

»Warst du dabei, zu verhungern?«

Batten war anzusehen, dass er gern ja gesagt hätte, aber jeder Mann hatte noch zwei Tagesrationen in seinem Proviantbeutel. »Nein, Sir.«

Sharpe schlug ihn, ließ all seine Enttäuschung in die Faust einfließen, die Battens Brust traf, ihm den Atem raubte und ihn keuchend auf der nassen Straße zu Boden gehen ließ. »Du bist ein verdammter Narr, Batten, ein jämmerlicher, elender, schleimiger Hurensohn von einem Narren.« Er wandte sich ab von dem Mann, dessen Muskete im Schlamm gelandet war. »Kompanie! Marsch!«

Sie marschierten hinter dem hochgewachsenen Schützen her, während Batten sich aufrappelte, ohne viel Erfolg das Wasser abzuwischen versuchte, das ins Schloss seines Gewehrs gelaufen war, und dann der Kompanie hinterherlief. Er drängte sich in Reih und Glied und wandte sich murrend an seine schweigenden Gefährten. »Der darf mich doch nicht einfach schlagen!«

»Halt den Mund, Batten!« Harpers Stimme war so unwirsch wie die seines Captains. »Du kennst die Regeln. Wär es dir lieber, jetzt hilflos am Strang zu zappeln?«

Der Sergeant brüllte die Kompanie an, sie sollten die Beine in die Hand nehmen, sagte ihnen jeden Schritt an und fragte sich dabei die ganze Zeit, welches Schicksal Sharpe nun wohl bevorstand. Eine Beschwerde dieses verdammten Profos würde ein Verhör nach sich ziehen, wenn nicht gar ein Verfahren vor dem Militärgericht. Und das nur wegen dieses erbärmlichen Batten, wegen eines gescheiterten Pferdehändlers, den Harper am liebsten persönlich umgebracht hätte. Lieutenant Knowles schien auf denselben Gedanken gekommen zu sein. Er ging neben dem Iren her und blickte ihn mit besorgtem Gesicht an. »Alles nur wegen eines Huhns, Sergeant?«

Harper blickte auf den jungen Lieutenant hinab. »Das möcht ich bezweifeln, Sir.« Er wandte sich an die Soldaten. »Daniel!«

Hagman, einer der ehemaligen Rifles, brach aus der Reihe aus und gesellte sich zu dem Sergeant. Er war der Älteste der Kompanie, schon über vierzig, aber er war der beste Schütze. Hagman stammte aus der Grafschaft Cheshire und

war als Wilderer groß geworden. Er konnte einem französischen General auf dreihundert Yards Entfernung die Knöpfe vom Mantel schießen. »Sergeant?«

»Wie viele Hühner waren es insgesamt?«

Hagman grinste zahnlos, warf einen verstohlenen Blick auf die Kompanie, sah dann zu Harper auf. Der Sergeant war ein gerechter Mann, der nie mehr als seinen gebührenden Anteil verlangte. »Ein Dutzend, Sergeant.«

Harper blickte Knowles vielsagend an. »Da haben Sie's, Sir. Dort gab's mindestens sechzehn wilde Hühner. Vermutlich zwanzig. Gott weiß, was sie dort zu suchen hatten, warum ihre Besitzer sie nicht mitgenommen haben.«

»Schwer zu fangen, Sir, diese Hühner.« Hagman kicherte. »War's das, Sergeant?«

Harper grinste auf den Schützen hinab. »Ein Bein für jeden Offizier, Daniel. Und keins von den zähen.«

Hagman sah Knowles von der Seite an. »Sehr wohl, Sir. Jedem ein Bein.« Er reihte sich wieder ein.

Knowles schmunzelte. Ein Bein für jeden Offizier, das hieß ein gutes Bruststück für den Sergeant, Hühnerbrühe für alle und nichts für den Schützen Batten. Und für Sharpe? Knowles merkte, wie ihm der Mut verging. Der Krieg war verloren, es regnete immer noch, und morgen würde Captain Richard Sharpe tief in Schwierigkeiten mit der Militärpolizei stecken, bis hinauf an den von Säbelhieben vernarbten Hals.

KAPITEL 2

Wenn überhaupt ein Symbol für die drohende Niederlage gebraucht wurde, bot sich die Kirche Sao Paolo in Celorico, das vorübergehende Hauptquartier des South Essex, dafür geradezu an. Sharpe stand auf der Empore und sah dem Priester zu, wie er einen prächtigen Lettner übertünchte. Die Chorschranke war aus massivem Silber, uralt und fein gearbeitet, das Geschenk eines längst vergessenen Gemeindemitglieds. Nur die Gesichter seiner Familie waren in denen der trauernden Frauen und Jünger verewigt, die zum Kruzifix aufblickten. Der Priester stand auf einem Gerüst und ließ dicke Kalkfarbe auf seine Soutane tropfen. Er sah erst Sharpe, dann den Lettner an und zuckte mit den Schultern.

»Beim letzten Mal hat die Reinigung drei Monate gedauert.«

»Beim letzten Mal?«

»Als die Franzosen abgezogen waren.« Der Priester wirkte erbittert und ließ seinen Pinsel wütend über die feine Filigranarbeit fahren. »Wenn die wüssten, dass es sich um Silber handelt, würden sie es stückweise heraushauen und mitnehmen.« Er verpasste der angenagelten, zusammengesunkenen Christusfigur eine Portion Farbe, dann nahm er wie zur Entschuldigung den Pinsel in die linke Hand, um mit der Rechten ein provisorisches Kreuzzeichen über seinem befleckten Gewand zu machen.

»Vielleicht kommen sie diesmal nicht so weit.«

Das klang wenig überzeugend, selbst in Sharpes eigenen Ohren, und der Priester machte sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Er lachte nur freudlos und tauchte den Pinsel in seinen Farbeimer. Sie wissen Bescheid, dachte Sharpe, sie

wissen alle, dass die Franzosen im Anmarsch sind und die Briten auf dem Rückzug. Der Priester flößte ihm Schuldgefühle ein, als würde er persönlich die Stadt und ihre Bewohner verraten. Er stieg hinab ins Dunkel der Kirche, wo in der Nähe des Hauptportals der Kommissionär des Bataillons die Aufschichtung frisch gebackenen Brots für die Abendration überwachte.

Das Portal wurde geöffnet. Spätnachmittägliches Sonnenlicht drang herein, und Lawford, in seine beste Galauniform gekleidet, winkte Sharpe zu. »Fertig?«

»Jawohl, Sir.«

Draußen wartete Major Forrest und lächelte Sharpe nervös zu. »Keine Sorge, Richard.«

»Sorge?« Der ehrenwerte Lieutenant Colonel William Lawford war erbost. »Er hat allen Grund, sich Sorgen zu machen.« Er musterte Sharpe von oben bis unten. »Ist das Ihr bester Aufzug?«

Sharpe befühlte den Riss in seinem Ärmel. »Sonst habe ich nichts, Sir.«

»Nichts? Und was ist mit der neuen Uniform? Guter Gott, Richard, Sie sehen wie ein Landstreicher aus.«

»Die Uniform ist in Lissabon, Sir. Eingemottet. Leichte Kompanien sollen nur leichtes Gepäck dabeihaben.«

Lawford schnaubte. »Und Profose mit Gewehren bedrohen sollen sie auch nicht. Los jetzt, wir wollen nicht zu spät kommen.« Er setzte sich den Dreispitz auf und erwiderte den Salut der beiden Wachtposten, die amüsiert seinem Ausbruch gelauscht hatten.

Sharpe hob die Hand. »Einen Augenblick, Sir.« Er fegte ein imaginäres Staubkorn von dem goldenen Regimentsabzeichen, das der Lieutenant Colonel an seiner weißen Schärpe befestigt hatte. Das Abzeichen war neu, von Lawford im Anschluss an Talavera in Auftrag gegeben. Es zeigte einen Adler in Ketten – teilte der ganzen Welt mit, dass das South Essex das einzige Regiment auf der Iberischen Halbinsel war, das eine französische Standarte

erobert hatte. Sharpe trat zufrieden einen Schritt zurück. »So ist es besser, Sir.«

Lawford verstand den Hinweis und lächelte. »Sie sind ein Hundesohn, Sharpe. Bloß weil Sie einen Adler erobert haben, können Sie sich noch längst nicht alles erlauben.«

»Während ein Idiot, bloß weil er sich als Profos aufgeputzt hat, sich alles erlauben darf?«

»Ja«, entgegnete Lawford. »Das darf er. Kommen Sie.«

Seltsam, dachte Sharpe, dass er Lawford, obwohl dieser alles in sich vereinte, was ihm in Bezug auf Privilegien und Reichtum missfiel, dennoch gern hatte und zufrieden war, ihm zu gehorchen. Sie waren gleichaltrig, dreiunddreißig, aber Lawford war immer Offizier gewesen, hatte sich nie Sorgen um seine Beförderung gemacht, weil er sich den jeweils nächsten Rang ohne Schwierigkeiten leisten konnte, und sich nie darum gekümmert, wo im nächsten Jahr das Geld herkommen würde. Vor sieben Jahren war Lawford Lieutenant gewesen und Richard Sharpe sein Sergeant. Sie hatten gemeinsam in Indien gegen die Marathen gekämpft, und der Sergeant hatte den Offizier im Verlies des Tippu Sultan am Leben erhalten. Als Gegenleistung hatte Lawford dem Sergeant Lesen und Schreiben beigebracht und ihn dadurch für den Offiziersrang qualifiziert, sollte er je so töricht sein, eine Heldentat auf dem Schlachtfeld zu begehen, die geeignet war, einen Mann aus den Mannschaften in die erlauchte Gesellschaft der Offiziere zu erheben.

Sharpe folgte Lawford durch die überfüllten Straßen zu Wellingtons Hauptquartier und überlegte, während er die herrliche Uniform des Lieutenant Colonels betrachtete und seine teure Ausrüstung, wo sie wohl nach weiteren sieben Jahren sein würden. Lawford war ehrgeizig, genau wie Sharpe, aber der Lieutenant Colonel hatte die Abstammung und das Geld, um es weit zu bringen. Er wird General sein, dachte Sharpe und grinste, denn er wusste, dass Lawford auch dann noch ihn oder jemanden wie ihn brauchen würde.

Sharpe war Lawfords Auge und Ohr, sein professioneller Soldat, der Mann, der das Mienenspiel jener gescheiterten Kriminellen, Trunkenbolde und Verzweifelten zu deuten wusste, aus denen seither die beste Infanterie der Welt geworden war.

Mehr als das, Sharpe konnte jede Spur am Boden deuten, er konnte die Absichten des Feindes erahnen, und Lawford, für den das Militär nur ein Mittel zum glorreichen und erhabenen Zweck war, verließ sich auf die Instinkte und die Begabung seines ehemaligen Sergeants.

Lawford, entschied Sharpe, hatte im vergangenen Jahr gute Arbeit geleistet. Er hatte ein verbittertes, verrohtes, verängstigtes Regiment übernommen und eine Kampfeinheit daraus gemacht, die es mit jedem anderen Frontbataillon aufnehmen konnte. Sharpes Adler hatte dazu beigetragen. Er hatte die Schande von Valdelacasa ausgelöscht, wo das South Essex unter Sir Henry Simmerson eine Regimentsfahne und seinen Stolz eingebüßt hatte. Aber an dem Adler lag es nicht allein; Lawford, der das Gespür eines Politikers besaß, hatte den Männern vertraut und zugleich hart mit ihnen gearbeitet. Er hatte ihnen frisches Selbstvertrauen gegeben. Und das Abzeichen, das jeder Mann an seinem Tschako trug, ließ alle Soldaten des Regiments am Ruhm von Talavera teilhaben.

Lawford führte sie durch das Gedränge aus Offizieren und Stadtbewohnern. Major Forrest blickte Sharpe immer wieder von der Seite an und lächelte dabei so gütig, dass er mehr denn je wie ein freundlicher Landpfarrer aussah, der sich für die dörflichen Festspiele als Soldat verkleidet hat. Er versuchte, Sharpe Mut zuzusprechen. »Zum Kriegsgerichtsverfahren wird es nicht kommen, Richard, auf keinen Fall! Wahrscheinlich werden Sie sich entschuldigen müssen oder etwas Ähnliches, und dann wird Gras über die Sache wachsen.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ich denke nicht daran, mich zu entschuldigen, Sir.«

Lawford blieb stehen, drehte sich um und stieß Sharpe mit dem Finger vor die Brust. »Wenn man Ihnen befiehlt, Richard Sharpe, sich zu entschuldigen, werden Sie sich, verdammt noch mal, entschuldigen. Sie werden zu Kreuze kriechen, liebedienern, katzbuckeln oder scharwenzeln, wie man es Ihnen befiehlt. Haben Sie verstanden?«

Sharpe schlug die Hacken seiner hohen französischen Stiefel zusammen. »Sir!«

Lawford explodierte, aufgebracht wie nur selten. »Allmächtiger, Richard, haben Sie denn, verdammt noch mal, nichts begriffen? Dies ist ein Vergehen, das allemal vors Kriegsgericht gehört. Ayres hat dem Profoskommandeur etwas vorgeheult, und der Kommandeur hat dem General etwas vorgeheult, die Autorität der Militärpolizei dürfe nicht untergraben werden. Und der General, Mister Sharpe, bringt für diesen Standpunkt einige Sympathie auf.« Lawfords leidenschaftliche Rede hatte eine kleine Schar interessierter Beobachter angezogen. Seine Wut verrauchte so schnell, wie sie ausgebrochen war, aber er fuhr fort, seinen Finger in Sharpes Brust zu bohren. »Der General will mehr Profose haben, nicht weniger, und er ist verständlicherweise nicht glücklich bei dem Gedanken, dass Captain Richard Sharpe sie zum Abschuss freigegeben hat.«

»Jawohl, Sir.«

Lawford ließ sich nicht von Sharpes zerknirschter Miene besänftigen, die nach Ansicht des Lieutenant Colonels nicht durch wahre Reue motiviert sein konnte. »Und glauben Sie nicht, Captain Sharpe, dass der General, nur weil er uns hierher beordert hat, Ihr Verhalten wohlwollend beurteilen wird. Er hat Ihnen in der Vergangenheit oft genug die erbärmliche Haut gerettet, und es kann sein, dass er nicht willens ist, es noch einmal zu tun. Verstanden?«

Eine Gruppe von Kavallerieoffizieren, die vor einer Weinhandlung standen, spendete Beifall. Lawford warf ihnen einen missbilligenden Blick zu, aber als er seinen Weg

fortsetzte, ahmte hinter ihm jemand das Hornsignal für Angriff auf ganzer Front nach.

Sharpe folgte ihm. Lawford mochte recht haben. Der General hatte das South Essex herbefohlen, warum, wusste keiner. Sharpe hatte gehofft, dass sie irgendwelche Spezialaufgaben erhalten würden, etwas, das jegliche Erinnerung an die Langeweile des Winters vertrieb. Aber der Vorfall mit Lieutenant Ayres konnte für Sharpe alles ändern, konnte ihm ein Kriegsgerichtsverfahren einbringen und eine Zukunft, die weitaus trister war als der Patrouillendienst an einer menschenleeren Grenze.

Vor Wellingtons Hauptquartier standen vier Ochsenkarren, noch ein Hinweis auf den baldigen Aufbruch des Heeres, aber ansonsten war alles still. Das einzige ungewöhnliche Objekt war ein hoher Mast, der vom Dach des Hauses aufragte. An seiner Spitze befand sich ein Querbalken, von dem vier geteerte Schafsblasen herabhingen.

Sharpe starrte neugierig hinauf. Es war das erste Mal, dass er den neuen Telegrafen zu sehen bekam, und er wünschte sich, ihn in Aktion zu erleben, wenn die schwarzen, mit Luft gefüllten Blasen an ihren Seilen angehoben oder gesenkt wurden und auf dem Weg über andere, ähnliche Stationen Nachrichten in die entlegene Festung von Almeida und an die Truppen gesandt wurden, die das Ufer des Coa schützten.

Das System war von der Royal Navy übernommen worden, und man hatte Matrosen dazu abgestellt, den Telegrafen zu bedienen. Jedem Buchstaben des Alphabets war eine bestimmte Anordnung der vier schwarzen Säcke zugewiesen, und häufige Wörter wie »Regiment«, »Feind« und »General« wurden auf eine einzige Kombination abgekürzt, die durch ein riesiges Marinefernrohr meilenweit entfernt zu sehen war.

Sharpe hatte gehört, dass eine Botschaft in weniger als zehn Minuten zwanzig Meilen zurücklegen konnte, und als sie sich nun den beiden gelangweilten Posten näherten, die

das Hauptquartier des Generals bewachten, fragte er sich, welche anderen modernen Gerätschaften die Notwendigkeit dieses langen Krieges gegen Napoleon wohl noch hervorbringen würde.

Er vergaß den Telegrafen, sobald sie den kühlen Empfangsraum des Hauses betraten, und empfand stattdessen einen Anflug von Angst vor dem anstehenden Verhör. Es war schon merkwürdig, auf welche Weise seine Soldatenlaufbahn mit Wellington verbunden war. Sie hatten in Flandern, in Indien und nun auf der Iberischen Halbinsel auf denselben Schlachtfeldern gekämpft, und in seinem Tornister führte Sharpe ein Fernrohr mit, das ein Geschenk des Generals gewesen war. In das Nussbaumrohr war eine kleine gebogene Messingplakette eingelassen, und auf ihr stand *In Dankbarkeit, AW. 23. September 1803*. Sir Arthur Wellesley war überzeugt, dass Sergeant Sharpe ihm das Leben gerettet hatte, obwohl Sharpe sich, ehrlich gestanden, kaum an das Ereignis erinnern konnte, außer dass das Pferd des Generals aufgespießt worden war und die indischen Bajonette und Krummsäbel immer näher gerückt waren. Und was hatte ein Sergeant zu tun, wenn nicht, sich dazwischenzuwerfen und den Kampf aufzunehmen?

Das war in der Schlacht von Assaye gewesen, einem verdammten Gemetzel. Sharpe hatte dort mit angesehen, wie seine Offiziere unter den Salven der reich verzierten Gewehre starben. Da war in ihm der Kampfgeist entbrannt. Er hatte die Überlebenden weitergeführt, und der Feind war besiegt worden. Nur knapp, bei Gott, aber ein Sieg war nun einmal ein Sieg. Anschließend hatte man ihn zum Offizier gemacht, gestriegelt wie ein Prachtbulle, und der Mann, der ihn damals belobigt hatte, musste nun über sein Schicksal entscheiden.

»Seine Lordschaft wird Sie jetzt empfangen.« Ein verbindlicher junger Major lächelte ihnen von der Tür her zu, als seien sie zum Tee eingeladen.

Es war ein Jahr her, seit Sharpe Wellington zum letzten Mal gesehen hatte, aber nichts hatte sich verändert: immer noch der gleiche mit Papieren bedeckte Tisch, über der Adlernase dieselben blauen Augen, die nichts verrieten, derselbe sympathische Mund, der sich nun ein Lächeln abrang.

Sharpe war froh, dass sich keine Profose im Raum aufhielten, sodass er wenigstens nicht in Gegenwart des Generals zu Kreuze kriechen musste. Dessen ungeachtet fürchtete er den Zorn des sonst so ruhigen Mannes und beobachtete gespannt, wie dieser die Feder aus der Hand legte und mit ausdruckslosen Augen zu ihm aufblickte. Es war, als würde Wellington ihn nicht wiedererkennen.

»Haben Sie Lieutenant Ayres mit einem Gewehr bedroht, Captain Sharpe?« Das Wort »Captain« sprach er mit leichter Betonung aus.

»Jawohl, Sir.«

Wellington nickte. Er wirkte müde. Er stand auf und trat ans Fenster, spähte hinaus, als warte er auf etwas. Im Raum herrschte Schweigen, nur unterbrochen von Kettengeklirr und dem Gerumpel von Rädern, als eine Artillerieeinheit auf der Straße vorbeifuhr. Sharpe fiel auf, dass der General nervös war. Wellington drehte sich wieder zu ihm um.

»Ist Ihnen klar, Captain Sharpe, was für einen Schaden unsere Sache erleidet, wenn unsere Soldaten Diebstähle oder Vergewaltigungen begehen?« Seine Stimme klang vernichtend ruhig.

»Jawohl, Sir.«

»Das hoffe ich, Captain Sharpe, das hoffe ich.« Er nahm wieder Platz. »Unsere Feinde werden zum Stehlen angehalten, weil sie anders nicht ernährt werden können. Deshalb werden sie gehasst, wohin sie sich auch wenden. Ich gebe Geld aus – Gott weiß, wie viel Geld – für Lieferung und Transport und den Einkauf von Nahrungsmitteln von der Bevölkerung, damit unsere Soldaten nicht zu stehlen brauchen. Wir tun dies, damit sie von den Einwohnern

willkommen geheißen und unterstützt werden. Verstehen Sie das?«

Sharpe wünschte sich, die Strafpredigt wäre vorbei. »Jawohl, Sir.«

Über ihren Köpfen war plötzlich ein seltsames Geräusch zu hören, ein Schleifen und Rasseln, und Wellington richtete den Blick an die Zimmerdecke, als wüsste er dieses Geräusch zu deuten. Sharpe kam der Gedanke, dass sich der Telegraf in Gang gesetzt haben musste, dass die luftgefüllten Blasen an den Seilen hinauf- und herabgezogen wurden und eine verschlüsselte Botschaft jener Truppenteile brachten, die den Franzosen gegenüberstanden. Der General hörte einige Sekunden lang zu, dann senkte er den Kopf und sah Sharpe an. »Ihre Beförderung ist noch nicht bestätigt worden.«

Es gab nicht viel, was der General hätte sagen können, um Sharpe zu beunruhigen. Offiziell war er nach wie vor Lieutenant, nur ein Lieutenant, der vor einem Jahr von Wellington in den Rang eines Captains erhoben worden war. Wenn die Horse Guards in Whitehall dagegen waren, und er wusste, dass sie derart unvorschriftsmäßige Beförderungen in der Regel verweigerten, würde er bald wieder Lieutenant sein. Er sagte nichts, während Wellington ihn beobachtete. Wenn dies ein Warnschuss sein sollte, gedachte er ihn schweigend hinzunehmen.

Der General seufzte, hob ein Blatt Papier auf, legte es wieder hin. »Der Soldat wurde bestraft?«

»Jawohl, Sir.« Er dachte an Batten, wie dieser atemlos auf dem Boden gelegen hatte.

»Dann sorgen Sie bitte dafür, dass so etwas nicht noch einmal vorkommt. Nicht einmal, Captain Sharpe, wenn es um wilde Hühner geht.«

Mein Gott, dachte Sharpe, der weiß alles, was in diesem Heer vorgeht. Schweigen breitete sich aus. War es schon vorbei? Kein Kriegsgericht? Keine Entschuldigung? Er hüstelte, und Wellington blickte auf.

»Ja?«
»Ich hatte mehr erwartet, Sir. Kriegs- oder Standgericht.«
Sharpe hörte, wie Lawford verlegen von einem Bein aufs andere trat, aber den General schien es nicht zu stören. Er stand auf und ließ sein seltenes schmales Lächeln sehen.
»Ich würde Sie, Captain Sharpe, und diesen verdammten Sergeant liebend gern aufknüpfen. Aber ich fürchte, wir werden Sie noch brauchen. Wie, glauben Sie, stehen in diesem Sommer unsere Chancen?«
Erneut breitete sich Schweigen aus. Der Themenwechsel hatte sie allesamt überrascht. Lawford räusperte sich. »Es herrscht einige Besorgnis, Mylord, bezüglich der Absichten des Feindes und darüber, wie wir reagieren sollen.«
Wieder ein frostiges Lächeln. »Der Feind hat die Absicht, uns aufs Meer abzudrängen, und zwar bald. Wie sollen wir reagieren?« Wellington, erkannte Sharpe, wollte Zeit gewinnen. Er wartete auf etwas beziehungsweise auf jemanden.
Lawford war unbehaglich zumute. Diese Frage hätte er sich lieber vom General beantworten lassen. »Wir stellen ihn im Kampf, Sir?«
»Dreißigtausend Soldaten, dazu fünfundzwanzigtausend unerprobte Portugiesen, gegen dreihundertfünfzigtausend Mann?«
Wellington ließ die Zahlen in der Luft hängen wie den Staub, der im schräg einflutenden Sonnenlicht über seinem Tisch waberte. Über ihnen war nach wie vor das Scharren der Füße jener Männer zu hören, die den Telegrafen bedienten. Die Zahlen, wusste Sharpe, waren übertrieben. Masséna brauchte allein Tausende dieser Männer, um die Guerilleros in Schach zu halten. Dennoch war der zahlenmäßige Unterschied beängstigend. Wellington schnüffelte. Es klopfte an der Tür.
»Herein.«
»Sir.«

Der Major, der sie in den Raum geführt hatte, überreichte dem General einen Zettel. Der las ihn, schloss einen Moment lang die Augen und seufzte.

»Der Rest der Nachricht kommt noch?«

»Jawohl, Sir. Aber das Wesentliche ist da.«

Der Major ging, und Wellington lehnte sich in seinem Sessel zurück. Die Nachricht war schlecht, das sah Sharpe ihm an, aber wohl nicht unerwartet. Er erinnerte sich, dass Wellington einst gesagt hatte, die Durchführung eines Feldzugs sei so ähnlich, als wolle man ein Pferdegespann mithilfe eines Seilgeschirrs lenken. Die Seile würden immer wieder reißen, und ein General könne nichts anderes tun, als die Enden zu verknoten und weiterzumachen. So ein Seil drohte hier und jetzt zu zerfasern, noch dazu ein wichtiges, und Sharpe beobachtete, wie Wellington mit den Fingern auf der Tischkante trommelte. Seine Augen richteten sich auf Sharpe, huschten dann zu Lawford hinüber.

»Lieutenant Colonel?«

»Sir?«

»Ich leihe mir Captain Sharpe von Ihnen aus, samt seiner Kompanie. Wahrscheinlich werde ich sie nicht länger als einen Monat brauchen.«

»Jawohl, Mylord.« Lawford sah Sharpe an und zuckte mit den Schultern.

Wellington erhob sich. Er wirkte erleichtert, als sei soeben eine Entscheidung gefallen. »Der Krieg ist nicht verloren, meine Herren, obwohl ich weiß, dass mein Optimismus nicht überall geteilt wird.« Er war eindeutig verbittert, wütend auf die Defätisten, deren Briefe in die Heimat von den Zeitungen abgedruckt wurden. »Möglich, dass wir die Franzosen im Kampf stellen können, und wenn wir es tun, werden wir siegen.« Sharpe hatte das nie bezweifelt. Von allen britischen Generälen war dies der Einzige, der wusste, wie die Franzosen zu schlagen waren. »Aber unser Sieg wird ihr Vordringen nur verzögern.« Wellington entrollte eine Karte, starrte unverwandt darauf und ließ sie wieder los,

sodass sie sich von allein zusammenrollte. »Nein, meine Herren, unser Überleben hängt von etwas anderem ab. Von einer Sache, die Sie, Captain Sharpe, mir bringen müssen. Müssen, haben Sie gehört? Müssen.«

Sharpe hatte den General noch nie so eindringlich sprechen hören. »Jawohl, Sir.«

Lawford räusperte sich. »Und wenn er versagt, Mylord?«

Noch einmal das frostige Lächeln. »Davon würde ich ihm abraten.« Er wandte sich Sharpe zu. »Sie sind nicht meine einzige Trumpfkarte, Mister Sharpe, aber Sie sind – wichtig. Es gehen nämlich Dinge vor, meine Herren, von denen dieses Heer nichts weiß. Wenn es davon wüsste, wäre es generell optimistischer gestimmt.« Er setzte sich und verzichtete darauf, sie aufzuklären. Sharpe nahm an, dass er sie absichtlich im Unklaren ließ. Er wollte seinerseits mit einem Gerücht gegen die Defätisten angehen, und auch das gehörte zu den Aufgaben eines Generals. Dann hob Wellington den Blick. »Sie unterstehen nun meinem Befehl, Captain Sharpe. Ihre Männer müssen heute Nacht zum Abmarsch bereitstehen. Sie dürfen nicht durch Frauen oder unnötiges Gepäck behindert werden, und sie müssen volle Munitionszuteilung erhalten.«

»Jawohl, Sir.«

»Und Sie kommen in einer Stunde wieder hierher. Sie haben zwei Aufgaben zu erfüllen.«

Sharpe fragte sich, ob ihm sofort mitgeteilt werden sollte, worum es sich handelte. »Sir?«

»Erstens, Mister Sharpe, werden Sie dann Ihre Befehle erhalten. Nicht von mir, sondern von einem Ihrer alten Kampfgefährten.« Wellington sah Sharpes fragenden Blick. »Major Hogan.«

Sharpes Gesicht verriet seine Freude. Hogan, der Pionier, der schweigsame Ire, war ein Freund, auf dessen Vernunft sich Sharpe während der schwierigen Tage vor Talavera verlassen hatte. Wellington sah die Freude und versuchte sie zu dämpfen. »Vorher jedoch, Mister Sharpe, werden Sie sich

bei Lieutenant Ayres entschuldigen.« Er wartete auf Sharpes Reaktion.

»Aber natürlich, Sir. Das hatte ich ohnehin vor.« Sharpe blickte schockiert drein bei dem Gedanken, er könne je ein anderes Vorgehen geplant haben, und seine unschuldig aufgerissenen Augen glaubten einen Anflug von Amüsement hinter dem kalten blauen Blick des Generals entdeckt zu haben.

Wellington wandte sich an Lawford und schlug mit der bei ihm üblichen entwaffnenden Geschwindigkeit einen liebenswürdigen Ton an. »Ihnen geht es gut, Lieutenant Colonel?«

»Danke, Sir. Jawohl.« Lawford strahlte vor Freude. Er hatte in Wellingtons Stab gedient und kannte den General gut.

»Essen Sie doch heute mit mir zu Abend. Um die übliche Zeit.« Der General sah Forrest an. »Und Sie, Major?«

»Mit Vergnügen, Sir.«

»Gut.« Sein Blick kehrte zu Sharpe zurück. »Captain Sharpe wird zu beschäftigt sein, fürchte ich.« Er entließ sie mit einem Nicken. »Guten Tag, meine Herren.«

Vor dem Hauptquartier bliesen die Hörner zum Abend, und die Sonne ging in herrlichem Karmesinrot unter. Drinnen in seinem stillen Arbeitszimmer hielt der General einen Moment lang inne, ehe er sich wieder an die Schreibarbeit machte, die vor dem abendlichen Hammelbraten erledigt werden musste. Hogan, dachte er, hatte recht. Wenn wie in diesem Fall ein Wunder gebraucht wurde, um den Feldzug zu retten, dann war der Spitzbube, den er soeben verabschiedet hatte, der beste Mann, um es zu vollbringen. Er war mehr als ein Spitzbube: ein Kämpfer und obendrein ein Mann, für den Versagen undenkbar war. Und dennoch war er ein Spitzbube, dachte Wellington, ein verdammter Spitzbube.

KAPITEL 3

Sharpe hatte die Stunde bis zu seiner Rückkehr in Wellingtons Hauptquartier damit verbracht, alle möglichen abenteuerlichen Lösungen des Rätsels zu ersinnen, was er dem General wohl bringen sollte. Vielleicht, überlegte er, während er die Kompanie auf Trab brachte, handelte es sich um eine neue französische Geheimwaffe, ähnlich dem Raketensystem des britischen Colonels Congreve, von dem so viel zu hören, aber so wenig zu sehen war. Oder vielleicht hatten, was noch unwahrscheinlicher war, die Briten insgeheim Napoleons geschiedener Gemahlin Josephine Asyl angeboten, und sie hatte sich in Spanien eingeschmuggelt, um als Faustpfand der hohen Politik des Krieges zu dienen. Er war sich immer noch im Unklaren, als er endlich in einen großen Raum des Hauptquartiers geführt wurde, wo ihn ein Empfangskomitee mit förmlichem, gezwungenem Gebaren erwartete, in Begleitung des entsetzlich verlegenen Lieutenant Ayres.

Der salbungsvolle junge Major lächelte Sharpe an, als sei er ein lieber, angemeldeter Gast. »Ah, Captain Sharpe. Sie kennen den Kommandeur der Militärpolizei, Lieutenant Ayres haben Sie auch schon kennengelernt, und dies ist Colonel Williams. Meine Herren?« Der Major führte eine zierliche Geste aus, als wolle er sie allesamt einladen, sich zu setzen und ein Glas Sherry zu nehmen. Wie es schien, war Colonel Williams, feist und mit rot geädertem Gesicht, zum Sprecher ernannt worden.

»Schändlich, Sharpe. Einfach schändlich!«

Sharpe starrte auf einen Punkt direkt über Williams' Kopf und achtete darauf, dass er nicht blinzelte. Das war eine nützliche Methode, Leute aus der Fassung zu bringen, und

siehe da, Williams geriet unter seinem scheinbar starren Blick ins Wanken und wies hilflos auf Lieutenant Ayres.

»Sie haben seine Autorität aufs Spiel gesetzt und Ihre eigene überschritten. Eine Schande!«

»Jawohl, Sir. Ich bitte um Verzeihung!«

»Was?« Williams schien über Sharpes unvermittelte Entschuldigung verblüfft zu sein. Lieutenant Ayres wand sich vor Unbehagen, während der Profoskommandeur offensichtlich ungeduldig darauf wartete, dem Schauspiel ein Ende zu bereiten. Williams räusperte sich, wollte ihn wohl nicht so leicht davonkommen lassen. »Sie entschuldigen sich?«

»Jawohl, Sir. Vorbehaltlos, Sir. Eine entsetzliche Schande, Sir. Ich bitte inständig um Verzeihung, Sir, bedaure mein Verhalten sehr, Sir, genau wie Lieutenant Ayres sicherlich das seine.«

Ayres, aufgeschreckt durch ein unvermitteltes Lächeln Sharpes, nickte hastig. »Das tue ich, Sir, das tue ich.«

Williams wirbelte zu dem unseligen Lieutenant herum. »Was haben Sie zu bedauern, Ayres? Heißt das, es steckt mehr dahinter, als ich angenommen hatte?«

Der Kommandeur seufzte und scharrte mit den Füßen. »Ich denke, der Zweck der Begegnung ist erfüllt, meine Herren, und ich habe zu arbeiten.« Er blickte Sharpe an. »Ich danke Ihnen, Captain, für Ihre Entschuldigung. Wir lassen Sie jetzt allein.«

Als sie den Raum verließen, hörte Sharpe noch, wie Colonel Williams Ayres ins Gebet nahm, wieso es für ihn etwas zu bedauern gäbe. Sharpe gestattete sich ein Grinsen, aus dem ein breites Lächeln wurde, als erneut die Tür aufging und Michael Hogan hereinkam. Der kleine Ire schloss sorgsam die Tür und lächelte Sharpe zu.

»Eine geziemende Entschuldigung, wie ich sie von dir nicht anders erwartet habe. Wie geht’s?«

Sie schüttelten sich die Hand, und die Freude stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Der Krieg, erwies sich, meinte es

gut mit Hogan. Er war in seiner Funktion als Pionier in Wellingtons Stab aufgenommen und befördert worden. Er sprach Portugiesisch und Spanisch und besaß obendrein einen gesunden Menschenverstand, wie er selten vorkam. Sharpe zog angesichts der eleganten neuen Uniform Hogans die Brauen hoch.

»Also, was gibt man Ihnen hier zu tun?«

»So dies und jenes.« Hogan strahlte ihn an, hielt inne, nieste dann kräftig. »Heiliger St. Patrick! Verdammter Irish Blackguard!«

Sharpe blickte verwirrt drein, da hielt Hogan ihm seine Schnupftabaksdose hin. »Kann hier keinen Scotch Rappee kriegen, nur Irish Blackguard. Das ist ein Gefühl, als würde man Kartätschen einatmen.«

»Geben Sie’s doch auf.«

Hogan lachte. »Ich hab’s versucht, schaff es aber nicht.« Seine Augen tränten, als sich der nächste Niesanfall zusammenbraute. »Gott im Himmel!«

»Also, was tun Sie nun wirklich?«

Hogan wischte sich eine Träne von der Wange. »Nicht viel, Richard. Ich finde das eine oder andere heraus, über den Feind, du verstehst schon. Und ich zeichne Karten. All so etwas. Wir nennen es ›Aufklärung‹, aber das ist nur ein schwülstiger Ausdruck dafür, dass man ein wenig über den Gegner Bescheid weiß. Außerdem habe ich Aufgaben in Lissabon.« Er machte eine abwertende Handbewegung. »Ich komme zurecht.«

In Lissabon, wo sich Josefina aufhielt. Der Gedanke kam Hogan gleichzeitig mit Sharpe, und der kleine Ire lächelte und beantwortete die unausgesprochene Frage. »Ja, es geht ihr gut.«

Josefina, die Sharpe kurze Zeit geliebt hatte, für die er gemordet und die ihn wegen eines Kavallerieoffiziers verlassen hatte. Er dachte nach wie vor an sie, erinnerte sich der wenigen Nächte, aber dies war weder die Zeit noch der Ort, solcherlei Erinnerungen nachzuhängen. Er verdrängte

den Gedanken an sie und die Eifersucht, die er gegenüber Captain Claud Hardy empfand, und wechselte das Thema.

»Und was ist das für ein Ding, das ich dem General heranschaffen muss?«

Hogan lehnte sich zurück. »*Nervos belli, pecuniam infinitam.*«

»Sie wissen doch, ich verstehe kein Spanisch.«

Hogan lächelte milde. »Latein, Richard, Latein. Deine Schulbildung lässt sehr zu wünschen übrig. Cicero hat das gesagt: ›Die Triebfeder des Krieges ist eine unbegrenzte Menge Geldes.‹«

»Geld?«

»Gold, um es präziser zu sagen. Eimerweise Gold. Eine verdammte Riesensumme, mein lieber Richard, und wir wollen sie haben. Nein, wir wollen sie nicht nur, wir brauchen sie. Ohne Gold ...« Er beendete den Satz nicht, zuckte stattdessen bloß mit den Schultern.

»Sie belieben zu scherzen!«

Hogan zündete sorgsam eine weitere Kerze an – das Licht draußen vor den Fenstern ließ rasch nach – und fuhr mit ruhiger Stimme fort: »Ich wünschte, ich könnte darüber scherzen. Uns ist tatsächlich das Geld ausgegangen. Man sollte es nicht glauben, aber so ist es. Fünfundachtzig Millionen Pfund beträgt in diesem Jahr der Kriegsetat. Kannst du dir das vorstellen? Und wir sind am Ende.«

»Am Ende?«

Hogan zuckte wieder mit den Schultern. »Eine neue Regierung in London, verdammte Engländer, verlangen, dass wir Buch führen. Wir bezahlen Portugal sämtliche Unkosten, bewaffnen die halbe spanische Nation, und jetzt brauchen wir selber was.« Er betonte das »wir«. »Man könnte es, nehme ich an, eine vorübergehende Verlegenheit nennen. Wir brauchen das Geld schnell, binnen weniger Tage. Wir könnten es London abpressen, wenn wir ein paar Monate Zeit hätten, aber das dauert zu lange. Wir brauchen es jetzt.«

»Und wenn wir es nicht bekommen?«

»Wenn nicht, Richard, werden die Franzosen Lissabon erreichen, und alles Geld der Welt kann nichts daran ändern.« Er lächelte. Deshalb sollst du losgehen und das Geld holen.«

»Ich gehe los und hole das Geld.« Sharpe grinste den Iren an. »Wie denn? Soll ich es stehlen?«

»Sagen wir lieber ›ausleihen‹.« Hogans Stimme klang ernst. Sharpe sagte nichts, worauf der Ire seufzte und sich zurücklehnte. »Das Problem, Richard, besteht darin, dass das Gold eigentlich der spanischen Regierung gehört.«

»Wieso eigentlich?«

Hogan zog die Schultern hoch. »Wer weiß schon, wo sich die Regierung aufhält? Ist sie in Madrid, bei den Franzosen? Oder in Cádiz?«

»Und wo ist das Gold? In Paris?«

Hogan lächelte müde. »So weit weg nun auch wieder nicht. Zwei Tagesmärsche entfernt.« Seine Stimme wurde förmlich, als er begann, die erhaltenen Instruktionen zu wiederholen. »Ihr brecht heute Abend auf, marschiert nach Almeida. Der Weg über den Coa wird vom Sechzigsten Regiment bewacht. Ihr werdet dort erwartet. In Almeida triffst du Major Kearsey. Ab da stehst du unter seinem Befehl. Wir erwarten von dir, dass du nicht länger als eine Woche brauchst, und solltest du Hilfe brauchen, was hoffentlich nicht eintreten wird, ist dies alles, was du bekommst.«

Er schob ein Blatt Papier über den Tisch. Sharpe entfaltete es. *Captain Sharpe handelt auf meinen Befehl, und alle Offiziere der alliierten Armeen werden aufgefordert und hiermit angewiesen, Captain Sharpe jede Hilfe zukommen zu lassen, die er benötigt.* Die Unterschrift lautete schlicht *Wellington.*

»Von dem Gold ist nicht die Rede?« Sharpe hatte sich von dieser Zusammenkunft Aufklärung erwartet. Aber er schien nur auf weitere Rätsel zu stoßen.

»Wir hielten es nicht für ratsam, allen möglichen Leuten von einem großen, aber herrenlosen Haufen Gold zu erzählen. Das kann nur Habgier hervorrufen, wenn du verstehst, was ich meine.«

Eine Motte beschrieb irre Kreise um die Kerzenflammen herum. Sharpe hörte in der Stadt Hunde bellen, die Huftritte von Pferden in den Stallungen hinter dem Hauptquartier.

»Um wie viel Gold handelt es sich?«

»Das wird Kearsey dir sagen. So viel, dass ihr es noch transportieren könnt.«

»Allmächtiger! Können Sie mir denn gar nichts sagen?«

Hogan lächelte. »Nicht viel. Eines allerdings sage ich dir.« Er lehnte sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Der Krieg nimmt keinen guten Verlauf, Richard. Das ist nicht deine Schuld. Wir brauchen Männer, Kanonen, Pferde, Pulver, alles. Der Feind wird immer stärker. Es gibt nur eines, was uns jetzt retten kann, und das ist das Geld.«

»Warum?«

»Das darf ich dir nicht verraten.« Hogan seufzte. Es schmerzte ihn, etwas vor einem verlässlichen Freund geheim halten zu müssen. »Wir haben ein Geheimnis, Richard, und es muss ein Geheimnis bleiben.« Er hob die Hand, um nicht unterbrochen zu werden. »Es handelt sich um das verdammt größte Geheimnis, das mir je begegnet ist, und wir dürfen es niemandem verraten – niemandem. Irgendwann wirst du es erfahren, das verspreche ich. Aber erst musst du das Gold heranschaffen, für das Geheimnis bezahlen.«

Sie waren um Mitternacht aufgebrochen. Hogan hatte ihnen zum Abschied nachgewinkt, und nun, da das Morgengrauen den Himmel erbleichen ließ, stieg die Leichte Kompanie hinauf in die Schlucht des Coa, der Festungsstadt Almeida entgegen. Ein schattenhafter Wachtposten hatte sie über die schmale, hohe Brücke gewinkt, die den Fluss

überspannte, und Sharpe war sich in diesem Moment vorgekommen, als sei er auf dem Weg ins Ungewisse.

Vom Fluss aus erklomm die Straße im Zickzack die Schlucht. Gezackte Felsen überragten den Weg. Die hereinbrechende Dämmerung enthüllte eine wilde Landschaft, halb verborgen im Dunst, der vom Wasser aufstieg. Die Männer schwiegen, sparten sich ihren Atem für die steile Straße.

Die etwa eine Meile entfernte Stadt war gleichsam eine Insel inmitten des französischen Territoriums. Almeida war eine portugiesische Festung, bemannt von portugiesischen Truppen unter englischer Führung, aber das umgebende Land befand sich in französischer Hand. Nicht mehr lange, wusste Sharpe, dann mussten die Franzosen Almeida belagern, die berühmten Mauern niederreißen, die Bresche stürmen, die Insel mit Blut überfluten, damit sie ungefährdet nach Lissabon marschieren konnten. Die Wachtposten auf der Brücke hatten mit den Füßen aufgestampft und auf die dunklen Hügel gezeigt. »Gestern keine Patrouillen. Sie müssten eigentlich durchkommen.«

Die Leichte Kompanie kümmerte sich nicht um die Franzosen. Hätte Richard Sharpe beschlossen, sie nach Paris zu führen, wären sie mitgegangen, im blinden Vertrauen, dass er sie heil herausbringen würde. Und sie hatten gelacht, als er ihnen mitteilte, dass sie hinter die Linien der feindlichen Patrouillen vordringen sollten, über die Flüsse Coa und Agueda hinweg – so viel hatte Hogan gewusst – und wieder zurück. Allerdings war an Sharpes Stimme etwas Sonderbares gewesen. Niemand hatte etwas gesagt, aber sie wussten, dass der Captain besorgt war. Harper hatte ihn darauf angesprochen. Er war neben Sharpe hermarschiert, als sich die Straße, deren Oberfläche noch nass war vom Regen, zum Coa hinabsenkte.

»Wo liegt das Problem, Sir?«

»Es gibt kein Problem.« Sharpes Tonfall hatte der Unterredung ein Ende gemacht, aber er musste an Hogans

letzte Worte denken. Sharpe hatte ihn arg bedrängt, hatte um Informationen nachgesucht, die Hogan ihm nicht geben durfte. »Warum wir? Das hört sich an wie eine Aufgabe für die Kavallerie.«

Hogan hatte genickt. »Die Kavallerie hat es versucht, und der Versuch ist fehlgeschlagen. Kearsey sagt, das Gelände sei für Pferde ungeeignet.«

»Aber die französische Kavallerie benutzt es?«

Wieder ein erschöpftes Nicken. »Kearsey sagt, du würdest es schaffen.« Hogans Stimme hatte befangen gewirkt.

»Sie machen sich deswegen Sorgen?«

Hogan hatte die Arme ausgebreitet. »Wir hätten das Gold schon vor Tagen holen müssen. Je länger es dort bleibt, desto riskanter wird die Sache.«

Einen Moment lang war es still im Raum gewesen. Die Motte hatte sich die Flügel verbrannt, sie hatte zappelnd auf dem Tisch gelegen, und Sharpe hatte sie zerquetscht. »Sie glauben nicht, dass wir Erfolg haben werden, nicht wahr.« Das war eine Erklärung gewesen, keine Frage.

Hogan hatte den Blick von der toten Motte abgewandt. »Nein.«

»Demnach ist der Krieg verloren?« Hogan hatte genickt, Sharpe die Motte vom Tisch gewischt. »Aber der General sagt, er hätte noch ein paar Trümpfe im Ärmel. Dass dies nicht die einzige Hoffnung sei.«

Hogans Augen hatten erschöpft ausgesehen. »Was soll er denn sonst sagen?«

Sharpe war aufgestanden: »Warum zum Teufel schicken Sie nicht drei verdammte Regimenter los? Oder vier? Schicken Sie doch das ganze verdammte Heer! Stellen Sie sicher, dass Sie das Gold kriegen.«

»Es ist zu weit weg, Richard. Jenseits von Almeida gibt es keine Straßen. Wenn wir die Aufmerksamkeit der Franzosen erregen, sind sie vor uns da. Die Regimenter würden es nie schaffen, beide Flüsse zu überqueren, ohne dass es zum

Kampf kommt, und sie wären in der Minderzahl. Nein. Wir schicken dich.«

Und nun war er dabei, die engen Kurven des Grenzweges zu nehmen und den düsteren Horizont nach dem verräterischen Glitzern eines feindlichen Säbels abzusuchen, in dem Bewusstsein zu marschieren, dass mit seinem Versagen gerechnet wurde.

Er hoffte, dass Major Kearsey, der die Kompanie in Almeida erwartete, mehr Zuversicht haben würde, aber Hogan hatte sich über den Major nur zögernd geäußert. Sharpe hatte nachgehakt. »Ist er unzuverlässig?« Hogan hatte den Kopf geschüttelt. »Er ist einer der Besten, Richard, einer der Allerbesten. Aber er ist nicht der Mann, den wir für diese Aufgabe ausgewählt hätten.«

Er hatte sich geweigert, ausführlicher darauf einzugehen. Kearsey, hatte er Sharpe mitgeteilt, sei ein Erkundungsoffizier, einer jener Männer, die in voller Uniform auf schnellen Pferden hinter den feindlichen Linien umherritten und einen Strom von Informationen zurückschickten, von den Partisanen erbeutete französische Depeschen und Karten der Umgebung. Es war Kearsey, der das Gold entdeckt und Wellington informiert hatte, und nur Kearsey kannte seinen exakten Standort. Kearsey, ob er nun geeignet war oder nicht, war der Schlüssel zum Erfolg.

Auf dem hohen Grat über dem östlichen Ufer des Coa nahm die Straße einen ebenen Verlauf, und Almeida, Portugals nördlichste Festung, war als Silhouette im Dämmerlicht vor ihnen zu erkennen. Die Stadt beherrschte meilenweit das Land, erbaut auf einem Hügel, der gekrönt wurde von zwei mächtigen Bauwerken, einer Kathedrale und einem Schloss. Unterhalb dieser massiven, bedrohlichen Bauten reihten sich die Häuser mit den Dächern aus dicken Ziegeln entlang der steilen Straße abwärts, bis sie auf Almeidas eigentliche Befestigung trafen.

Im Morgenlicht und auf diese Entfernung war es das Schloss, das mit seinen riesigen Türmen und

zinnenbewehrten Mauern beeindruckte, aber Sharpe wusste, dass die hohen Brustwehren längst veraltet waren, ersetzt durch die gedrungenen, grauen Wälle, deren riesenhafte Anlage trutzig die Stadt umspannte.

Er beneidete die Franzosen nicht. Sie würden über offenes Gelände hinweg angreifen müssen, durch ein mit wissenschaftlicher Präzision angelegtes Labyrinth von Gräben und verborgenen Mauern, und die ganze Zeit würden sie unter Beschuss stehen durch Dutzende getarnter Batterien, die ihre Kartätschen auf das Schlachtfeld zwischen den langen, schmalen Ausläufern der sternförmigen Befestigungen ergossen.

Almeidas Verteidigungsanlagen waren vor ganzen sieben Jahren neu errichtet worden, und das alte, überflüssige Schloss blickte auf das moderne, unschöne Granitungeheuer hinab, das wie dafür geschaffen war, zu täuschen, in die Falle zu locken und zu zerstören.

Aus größerer Nähe wirkten die Befestigungen weniger bedrohlich. Das war eine Illusion. Die Tage kahler hoher Mauern waren vorbei, und die besten modernen Festungen waren von glatten Wällen wie jenem umgeben, dem sich die Leichte Kompanie näherte. Diese Wälle stiegen so sanft an, dass selbst ein Krüppel sie erklimmen konnte, ohne außer Atem zu geraten. Sie waren dazu da, die Schüsse der Belagerer abzulenken, Kanonenkugeln und Granaten abprallen zu lassen, damit die Infanterie, wenn sie den sanften, harmlosen Grashang hinauf zum Angriff marschierte, die mörderischen Fallen intakt vorfand.

An der Spitze dieses Hangs verbarg sich ein breiter Graben, und auf der gegenüberliegenden Seite stand eine Mauer mit Granitfassade, gekrönt von Feuer speienden Kanonen. Und wenn es gelang, sie zu erobern, kam dahinter noch eine und noch eine.

Sharpe war froh, dass er sich nicht der Anstrengung unterziehen musste, so eine Festung einzunehmen. Es würde dazu kommen, das war ihm klar, denn ehe die

Franzosen aus Spanien vertrieben werden konnten, würden die Briten Städte wie diese erobern müssen. Er schob den Gedanken beiseite. Bis dahin gab es noch genug Unangenehmes zu bedenken.

Die portugiesischen Verteidiger waren so eindrucksvoll wie ihre Festung. Die Kompanie marschierte durch das erste Tor, einen Tunnel, der unter der ersten massiven Mauer hindurch zweimal nach rechts abbog, und Sharpe freute sich beim Anblick der Portugiesen. Sie hatten nichts von dem jämmerlichen Haufen, der sich gebrüstet hatte, Spaniens Heer zu sein.

Die Portugiesen wirkten selbstbewusst, hatten die Arroganz von Soldaten, die sich der eigenen Stärke sicher waren, und keine Angst vor dem französischen Sturm, der schon bald um die Mauern ihres riesigen Granitsterns branden würde.

In den steilen Straßen der Stadt waren praktisch keine Zivilisten zu sehen. Die meisten Häuser waren verrammelt. Sharpe hatte das Gefühl, als würde das menschenleere Almeida auf irgendein großes Ereignis warten. Jedenfalls war es gerüstet. Von den Kanonen auf den inneren Wällen bis zu den Säcken voller Lebensmittel, die man in den Innenhöfen gestapelt hatte, war die Festung bevorratet und kampfbereit. Sie war das Tor zum Landesinnern von Portugal, und Masséna würde die List des Fuchses und all seine Kraft brauchen, um es zu öffnen.

Brigadier Cox, der englische Garnisonskommandeur, hatte sein Hauptquartier oben auf dem Berg, aber Sharpe entdeckte ihn draußen auf dem größten Platz, wo er zusah, wie seine Männer Fässer mit Schießpulver durch das Kirchenportal rollten. Cox, ein hochgewachsener, kultivierter Mann, erwiderte Sharpes Salut.

»Ehrt mich, Sharpe, ehrt mich sehr. Habe von Talavera gehört.«

»Danke, Sir.« Sharpe warf einen Blick auf die Fässer, die im dunklen Innern der Kathedrale verschwanden. »Sie scheinen mir wohl gerüstet.«

Cox nickte erfreut. »Das sind wir, Sharpe, das sind wir. Voll bis zum Rand und zu allem bereit.« Er wies mit dem Kopf auf die Kathedrale. »Das ist unser Magazin.«

Sharpe zeigte unverhohlen seine Überraschung, und Cox lachte. »Die beste Verteidigungsanlage Portugals und kein Platz, um Munition unterzubringen. Können Sie sich das vorstellen? Glücklicherweise ist diese Kathedrale ein dauerhafter Bau, Mauern wie die von Windsor Castle und Grüften so groß wie Burgverliese. Und siehe da, im Handumdrehen wird ein Magazin daraus. Nein, ich kann mich nicht beklagen. Reichlich Kanonen, reichlich Munition. Damit dürften wir die Froschfresser ein paar Monate aufhalten.« Er betrachtete nachdenklich Sharpes verblasste grüne Jacke. »Ein paar hervorragende Schützen könnte ich allerdings noch gut gebrauchen.«

Sharpe konnte sich lebhaft vorstellen, wie seine Kompanie auf dem Hauptwall postiert wurde, und wechselte rasch das Thema. »Man hat mir zu verstehen gegeben, dass ich mich bei Major Kearsey melden soll, Sir.«

»Ah! Unser Erkundungsoffizier! Den finden Sie dort, wo er Gott am nächsten ist.« Cox lachte.

Sharpe war verwirrt. »Entschuldigen Sie, Sir?«

»Auf dem Schlossturm, Sharpe. Sie können’s nicht verfehlen, gleich beim Telegrafen. Im Schloss können Ihre Jungs auch was zu essen bekommen.«

»Danke, Sir.«

Sharpe erklomm die Wendeltreppe des Turms, auf dessen Spitze der Telegrafenmast befestigt war, und als er ins frühe Sonnenlicht hinaustrat, verstand er Cox’ Bemerkung über die Nähe zu Gott. Hinter dem hölzernen Telegrafen mit seinen vier reglos herabhängenden Blasen, die genauso angeordnet waren wie die in Celorico, entdeckte Sharpe einen kleinen Mann, der auf den Knien lag und eine aufgeschlagene Bibel sowie ein Fernglas neben sich hatte. Sharpe räusperte sich, und der kleine Mann öffnete ein einzelnes, ungeheuer kampflustiges Auge.

»Ja?«

»Sharpe, Sir. South Essex.«

Kearsey nickte, schloss das Auge und setzte mit rasend schnellen Lippenbewegungen seine Gebete fort, bis er genug hatte. Dann holte er tief Luft, lächelte zum Himmel auf, als habe er eine Pflicht erfüllt, und wandte sich mit finsterer Miene unvermittelt an Sharpe. »Kearsey.« Er richtete sich mit klirrenden Sporen auf. Der Kavallerist war fast einen Fuß kleiner als Sharpe, aber er schien seine mangelnde Körpergröße mit an Cromwell gemahnender Inbrunst und Rechtschaffenheit wettmachen zu wollen. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Sharpe.« Sein Tonfall war ruppig, und er machte nicht den Eindruck, als würde er sich freuen. »Habe natürlich von Talavera gehört. Gut gemacht.«

»Danke, Sir.« Kearsey hatte es geschafft, das Kompliment so anzubringen, dass es sich wie das eines Mannes anhörte, der persönlich zwei bis drei Dutzend Adler erbeutet hatte und nun einen Neuling lobte. Der Major klappte seine Bibel zu.

»Beten Sie, Sharpe?«

»Nein, Sir.«

»Sind Sie Christ?«

Es kam Sharpe seltsam vor, zu einem Zeitpunkt, da sie einen ganzen Krieg zu verlieren drohten, ein derartiges Gespräch zu führen, aber er wusste von anderen Offizieren wie diesem, die ihren Glauben mit in den Krieg nahmen wie eine ganz besondere Waffe.

»Ich denke schon, Sir.«

Kearsey schnaubte. »Denken Sie nicht! Entweder Sie sind vom Blut des Lamms gereinigt oder nicht. Aber darüber werde ich mich später noch mit Ihnen unterhalten.«

»Jawohl, Sir. Darauf freue ich mich schon.«

Kearsey starrte Sharpe kampflustig an, beschloss jedoch, ihm zu glauben. »Bin froh, dass Sie gekommen sind, Sharpe. Wir können gleich aufbrechen. Wissen Sie, worum es geht?« Er wartete die Antwort nicht ab. »Ein Tagesmarsch nach

Casatejada, das Gold herausholen, es bis hinter die britischen Linien eskortieren und dann weitertransportieren. Alles klar?«

»Nein, Sir.«

Kearsey hatte sich bereits auf den Weg zur Treppe gemacht. Als er Sharpes Worte hörte, blieb er abrupt stehen, wirbelte herum und blickte zu dem Schützen auf. Der Major trug einen langen schwarzen Umhang und sah im Morgenlicht aus wie eine kleine bösartige Fledermaus.

»Was ist Ihnen unklar?«

»Wo das Gold ist, wem es gehört, wie wir es herausholen, wo es hin soll, ob der Feind davon weiß, warum wir eingesetzt werden und nicht die Kavallerie und vor allem, Sir, wofür es verwendet werden soll.«

»Verwendet?« Kearsey wirkte erstaunt. »Verwendet? Das geht Sie nichts an, Sharpe.«

»Das hab ich schon mal zu hören bekommen, Sir.«

Kearsey trat wieder an den Rand des Turms. »Verwendet! Es handelt sich um spanisches Gold. Wofür sie es verwenden, bleibt ihnen überlassen. Wenn sie wollen, können sie damit noch mehr geschmacklose Statuen für ihre papistischen Kirchen kaufen, aber das werden sie nicht tun.« Er fing zu bellen an, und nach momentanem Entsetzen erkannte Sharpe, dass der Major lachte. »Sie werden Kanonen kaufen, Sharpe, um die Franzosen zu vernichten.«

»Ich dachte, das Gold sei für uns bestimmt, Sir. Für die Briten.«

Sharpe fand, dass Kearsey sich anhörte wie ein Hund, der einen Hustenanfall erleidet, und er sah zu, wie der Major unter seinem seltsamen Gelächter beinahe zusammenbrach. »Verzeihen Sie, Sharpe. Für uns? Was für ein merkwürdiger Einfall. Es handelt sich um spanisches Gold, es gehört ihnen. Ist nicht für uns bestimmt! Oh nein! Wir bringen es nur sicher nach Lissabon, von wo aus es die britische Marine nach Cádiz verschiffen wird.« Kearsey stimmte erneut sein seltsames Gebell an und wiederholte: »Für uns! Für uns!«

Sharpe entschied, dass dies weder der rechte Zeitpunkt noch der rechte Ort war, den Major aufzuklären. Es kam nicht so sehr darauf an, was Kearsey dachte, solange das Gold nur heil zurück über den Coa gebracht wurde. »Und wo ist es jetzt, Sir?«

»Sagte ich Ihnen doch. In Casatejada.« Kearsey funkelte Sharpe an, als sei es ihm gar nicht recht, kostbare Informationen aus der Hand zu geben, aber dann schien er sich zu beruhigen. Er ließ sich am Rand der Telegrafenplattform nieder und blätterte in der Bibel, während er weitersprach. »Es handelt sich um spanisches Gold. Von der Regierung nach Salamanca gesandt, um das Heer zu besolden. Das Heer wurde geschlagen, Sie erinnern sich? Deshalb haben die Spanier ein Problem. Ein Haufen Geld mitten im Nichts, kein Heer, und in der Umgebung wimmelt es nur so von Franzosen. Glücklicherweise hat ein ehrlicher Mann das Gold an sich genommen, hat mir davon erzählt, und mir ist die Lösung eingefallen.«

»Die Royal Navy.«

»Genau! Wir schicken das Gold zurück an die Regierung in Cádiz.«

»Wer ist dieser ›ehrliche Mann‹, Sir?«

»Ah, Cesar Moreno. Ein prachtvoller Mann, Sharpe. Er ist Anführer einer Schar von Guerilleros. Er hat das Gold aus Salamanca fortgeschafft.«

»Wie viel, Sir?«

»Sechzehntausend Münzen.«

Mit diesem Betrag konnte Sharpe nichts anfangen. Es kam darauf an, wie viel jede Münze wog. »Warum bringt Moreno es nicht selbst über die Grenze, Sir?«

Kearsey strich sich über den ergrauten Schnurrbart, zupfte an seinem Umhang und schien über diese Frage beunruhigt zu sein. Er blickte Sharpe finster an, als überlege er, ob er überhaupt noch etwas sagen solle. Dann seufzte er. »Probleme, Sharpe, Probleme. Morenos Schar ist klein, und er hat sich mit einem anderen Trupp zusammengeschlossen,

einem größeren Verband, und der neue Mann will nicht, dass wir helfend eingreifen. Dieser Mann soll Morenos Tochter heiraten, er hat viel Einfluss, und er ist unser Problem. Er ist überzeugt, wir wollten das Gold einfach stehlen! Können Sie sich das vorstellen?« Sharpe konnte es sich sehr wohl vorstellen und glaubte zu wissen, dass Wellington es sich ebenfalls vorgestellt hatte, wenn nicht noch mehr. Kearsey schlug nach einer Fliege. »Da hat unser Versagen vor zwei Wochen nicht geholfen.«

»Versagen?«

Kearsey blickte unglücklich drein. »Kavallerie, Sharpe. Noch dazu mein eigenes Regiment. Wir haben fünfzig Mann ausgesandt, und sie haben sich erwischen lassen.« Er ließ die Hand durch die Luft sausen wie einen Säbel. »Fünfzig. Deshalb haben wir gegenüber den Spaniern das Gesicht verloren. Sie trauen uns nicht. Sie glauben, wir würden den Krieg verlieren und hätten vor, ihnen ihr Geld abzunehmen. El Católico will das Gold auf dem Landweg transportieren, aber ich habe sie überredet, uns noch eine Chance zu geben!«

Nach dem vorangegangenen Informationsmangel wurde Sharpe plötzlich mit immer neuen Fakten überschüttet. »El Católico, Sir?«

»Sagte ich Ihnen doch! Der neue Mann. Der Morenos Tochter heiraten wird.«

»Aber warum El Católico?«

Ein Storch flatterte mit angelegten Beinen und langen, schwarz geränderten Schwingen zum Himmel auf, und Kearsey sah ihm ein bis zwei Sekunden lang nach.

»Ah! Verstehe, was Sie meinen. Der Katholik. Er spricht ein Gebet für seine Opfer, ehe er sie umbringt. Das lateinische Totengebet. Nur ein Scherz, natürlich.« Der Major wirkte bedrückt. Er blätterte die Seiten durch, als würden ihm die Psalmen und Gleichnisse, auf denen seine Fingerspitzen ruhten, neue Kraft verleihen. »Er ist ein gefährlicher Mann,

Sharpe. Ehemaliger Offizier, der weiß, wie man kämpft, und er will uns aus der Sache heraushalten.«

Sharpe nahm einen tiefen Atemzug, trat an die Brüstung und starrte auf die nördliche Felsenlandschaft hinab. »Also, Sir. Das Gold ist einen Tagesmarsch von hier entfernt, bewacht von Moreno und El Católico. Und unsere Aufgabe besteht darin, es zu holen, die beiden zu überreden, dass wir es mitnehmen dürfen, und es heil über die Grenze zu begleiten.«

»Ganz recht.«

»Was sollte Moreno davon abhalten, es bereits dorthin zu schaffen, Sir? Ich meine, während Sie noch hier sind.«

Kearsey gab ein schnaubendes Bellen von sich. »Das hab ich bedacht, Sharpe. Hab einen Mann dort gelassen, einen vom Regiment. Guter Mann. Er behält die Sache im Auge, besänftigt die Partisanen.« Kearsey stand auf und streifte in der zunehmenden Hitze seinen Umhang ab. Seine Uniform war blau, mit einem Besatz aus silberner Spitze und grauem Pelz. An seiner Seite hing die polierte Stahlscheide für den gekrümmten Säbel. Das war die Uniform der Prince of Wales Dragoons, denen auch Claud Hardy angehörte, Josefinas Geliebter und Sharpes Nachfolger in ihrer Gunst. Kearsey schob die Bibel in seine Umhängetasche. »Moreno vertraut uns. Nur um El Católico müssen wir uns Sorgen machen, und er hält viel von Hardy. Ich denke, es wird alles gut gehen.«

»Hardy?« Sharpe hatte es irgendwie kommen sehen, hatte gespürt, dass die Geschichte unvollständig war.

»So ist es.« Kearsey warf dem Schützen einen durchdringenden Blick zu. »Captain Claud Hardy. Sie kennen ihn?«

»Nein, Sir.«

Das stimmte sogar. Er hatte ihn nie kennengelernt, hatte nur mit angesehen, wie Josefina von ihm fortging, um an Hardys Seite zu treten. Er hatte angenommen, der reiche junge Kavallerieoffizier sei in Lissabon und würde dort die Nächte durchtanzen. Stattdessen war er hier, wartete nur

einen Tagesmarsch entfernt. Er wandte sich von Kearsey ab und starrte gen Westen, auf die tiefe, dunkel verschattete Schlucht des Coa, die einen Keil durch die Landschaft trieb. Kearsey stampfte mit den Füßen auf.

»Sonst noch etwas, Sharpe?«

»Nein, Sir.«

»Gut. Wir brechen heute Abend auf. Neun Uhr.«

»Jawohl, Sir.«

»Eine Faustregel, Sharpe. Ich kenne das Land, Sie nicht, also keine Fragen, nur sofortiger Gehorsam.«

»Jawohl, Sir.«

»Kompanie bei Sonnenuntergang zum Gebet, es sei denn, die Froschfresser kämen uns in die Quere.«

»Jawohl, Sir.«

Gütiger Himmel!

Kearsey erwiderte Sharpes Salut. »Neun Uhr also. Am nördlichen Stadttor!«

Er machte kehrt und stieg rasselnd die Wendeltreppe hinab, während Sharpe erneut an die Brüstung trat, sich auf den Granit stützte und mit leerem Blick auf die weitläufigen Verteidigungsanlagen hinabstarrte.

Josefina. Hardy. Er befühlte den silbernen, mit der Gravur eines Adlers versehenen Ring, den sie ihm vor der Schlacht gekauft und zum Abschied geschenkt hatte, nachdem das Morden am Ufer des Portina nördlich von Talavera beendet war. Er hatte versucht, sie zu vergessen, sich einzureden, dass sie es nicht wert sei, und als er nun im Norden die unwirtliche Landschaft betrachtete, versuchte er den Gedanken an sie zu verdrängen, indem er an das Gold dachte, an El Católico, den betenden Mordbuben, und an Cesar Moreno. Aber wenn es doch galt, die bevorstehende Aufgabe mit Josefinas Liebhaber zu erledigen?

Gottverdammt!

Ein aufs Land verbannter Midshipman erschien auf dem Turm, um den Telegrafen zu bemannen, und begutachtete neugierig den hochgewachsenen, dunkelhaarigen Schützen

mit dem narbigen Gesicht. Er wirkte, befand der Midshipman, wie ein gefährliches Tier, während er zusah, wie Sharpes große gebräunte Hand nach dem Griff seines enormen Degens tastete.

»Eine Schlampe ist sie!«, sagte Sharpe.

»Pardon, Sir?«

Der fünfzehnjährige Midshipman fürchtete sich.

Sharpe drehte sich um. Er hatte nicht bemerkt, dass er in Gesellschaft war. »Nichts, mein Sohn, nichts.« Er grinste den verwirrten Jungen an. »Gold für die Habgier, Frauen für die Eifersucht und den Tod für die Franzosen. Stimmt's?«

»Jawohl, Sir. Natürlich, Sir.«

Der Junge sah zu, wie der hochgewachsene Mann die Treppe hinabstieg. Einst, es war Jahre her, hatte er sich dem Heer anschließen wollen, aber sein Vater hatte nur aufgeblickt und gesagt, wer sich zum Heer melde, müsse gänzlich verrückt sein. Er begann die Seile zu lösen, an denen die Blasen aufgehängt waren. Sein Vater hatte zweifellos recht gehabt, wie immer.

KAPITEL 4

Zu Fuß wirkte Kearsey geschäftig und in Sharpes Augen lächerlich. Er machte winzige Schritte, setzte rasend schnell ein Bein vor das andere, während seine Augen über dem mächtigen Schnurrbart die größer geratene Menschheit mit scharfem Blick musterte.

Zu Pferd dagegen, auf dem Rücken seines riesigen Rotschimmels, fühlte er sich zu Hause, als habe er erst damit seine wahre Körpergröße erreicht. Sharpe war beeindruckt vom Verlauf ihres nächtlichen Marsches. Der Mond war fahl und verhangen, doch der Major führte die Kompanie unbeirrt durch schwieriges Terrain. Sie überquerten in der Dunkelheit irgendwo die Grenze, was ihnen Kearsey grimmig mitteilte, und dann führte ihr Weg bergab zum Fluss Agueda, wo sie auf die ersten Anzeichen der Morgendämmerung warteten.

So beeindruckend Kearsey sein mochte, er war dennoch ein Ärgernis. Er begleitete den Marsch mit Ratschlägen, herablassenden Ratschlägen, als sei er, Kearsey, der einzige Mann, der die Lage begriff.

Gewiss, er kannte sich aus, vom Ackerland entlang der Straße zwischen Almeida und Ciudad Rodrigo bis ins Bergland des Nordens, jenes Chaos aus Tälern und Hügeln, das schließlich am Duero-Fluss endete, in den Coa und Agueda mündeten. Er kannte die Dörfer, die Pfade, die Flüsse samt ihren Furten. Er kannte die hohen Berge und ihre geschützten Pässe, und inmitten des einsamen Landes kannte er die Guerilla-Einheiten und wusste, wo sie zu finden waren.

Im Nebel kauernd, der vom Agueda aufstieg, erzählte er mit seiner barschen Stimme von den Partisanen. Sharpe und Knowles hörten ihm zu. Der unsichtbare Fluss lieferte das

Hintergrundgeräusch, während der Major von Hinterhalten und Morden berichtete, von geheimen Waffenlagern und von verschlüsselten Signalen, die von einer Hügelkuppe zur nächsten weitergegeben wurden.

»Hier tut sich nichts, Sharpe, nichts, ohne dass die Partisanen davon erfahren. Die Franzosen müssen jeden Kurier von vierhundert Soldaten eskortieren lassen. Können Sie sich das vorstellen? Vierhundert Säbel, um eine Depesche zu schützen, und manchmal genügt nicht einmal das.«

Sharpe konnte es sich vorstellen, konnte sogar Bedauern für die Franzosen aufbringen. Wellington bezahlte jede erbeutete Depesche mit barer Münze. Manchmal erreichten sie sein Hauptquartier mit den frischen Blutflecken des toten Kuriers auf dem Papier. Der Kurier, der im Kampf eines schnellen Todes starb, konnte sich glücklich schätzen. Die Verwundeten wurden mitgeschleppt, nicht zum Verhör, sondern um Rache zu nehmen, und der Krieg, der in den Bergen zwischen Franzosen und Spaniern stattfand, war eine furchtbare Geschichte entsetzlicher Schmerzen.

Kearsey blätterte die Seiten seiner kaum zu erkennenden Bibel durch, während er sprach. »Am Tage sind die Männer Hirten, Bauern, Müller, aber bei Nacht werden sie zu Mördern. Für jeden Franzosen, den wir töten, töten sie zwei. Stellen Sie sich vor, wie den Franzosen dabei zumute ist, Sharpe. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind ist in diesem Land ihr Feind. Selbst der Katechismus wurde entsprechend geändert. ›Sind die Franzosen wahre Gläubige?‹ ›Nein, sie sind die Brut des Teufels. Sie vollbringen sein Werk und müssen vernichtet werden.‹« Kearsey stimmte sein bellendes Gelächter an.

Knowles reckte die Beine. »Kämpfen die Frauen auch, Sir?«

»Sie kämpfen, Lieutenant, wie die Männer. Morenos Tochter Teresa ist so tüchtig wie jeder Mann. Sie weiß, wie man einen Hinterhalt legt, wie man eine Verfolgungsjagd führt. Ich habe sie töten gesehen.«

Sharpe blickte auf und sah, wie sich über ihnen der Nebel versilberte, als das Morgengrauen über die Hügel einsickerte. »Ist sie diejenige, die El Católico heiraten soll?«

Kearsey lachte. »Ja.« Er schwieg eine Sekunde lang. »Natürlich sind sie nicht alle gut. Manche sind schlichte Straßenräuber, die ihr eigenes Volk ausnehmen.« Er schwieg erneut. Knowles bemerkte seine Unsicherheit.

»Meinen Sie damit El Católico, Sir?«

»Nein.« Kearsey wirkte immer noch unsicher. »Aber er ist ein harter Bursche. Ich habe mit angesehen, wie er einen Franzosen bei lebendigem Leibe Stück für Stück gehäutet und dabei für ihn gebetet hat.« Knowles entfuhr ein entsetzter Laut, aber Kearsey, der inzwischen im Zwielicht deutlich zu erkennen war, schüttelte den Kopf. »Sie müssen verstehen, Lieutenant, wie groß ihr Hass ist. Teresas Mutter wurde von den Franzosen umgebracht, und sie ist keines schönen Todes gestorben.« Er spähte auf die Bibel hinab, versuchte die Schrift zu entziffern, blickte dann in den heller werdenden Nebel. »Wir müssen aufbrechen, Casatejada liegt zwei Marschstunden entfernt.« Er stand auf. »Am besten binden Sie sich Ihre Stiefel um den Hals, während wir den Fluss überqueren.«

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe geduldig. Er hatte in seiner Zeit als Soldat wohl an die tausend Flüsse durchwatet, aber Kearsey bestand darauf, sie allesamt wie reine Amateure zu behandeln.

Mit der Überquerung des Agueda, dessen kaltes Wasser ihnen bis zur Taille reichte, verließen sie endgültig das Gebiet, das von britischen Patrouillen kontrolliert wurde. Von nun an konnten sie nicht mehr mit freundlich gesinnter Kavallerie rechnen. Hier gab es keinen Rittmeister Lossow mit seinen deutschen Säbeln, der ihnen aus der Klemme helfen konnte. Dies war französisches Territorium, und Kearsey ritt voraus, um das Land abzusuchen nach Anzeichen des Feindes.

Die hiesigen Hügel waren französisches Jagdgebiet, Schauplatz zahlloser kleiner blutiger Auseinandersetzungen zwischen Kavalleristen und Partisanen. Kearsey führte die Leichte Kompanie auf Pfade, die hoch am Hang verliefen, damit sie, sollte eine feindliche Patrouille auftauchen, die Möglichkeit hatten, sich rasch zwischen die hohen Felsen zu retten, wohin ihnen die Reiter nicht folgen konnten. Die Kompanie wirkte aufgeregt, geradezu froh, dem Feind so nahe zu sein, und die Männer grinsten Sharpe zu, als er ihrem Vorbeimarsch auf dem Ziegenpfad zusah.

Er hatte jetzt nur noch zwanzig Rifles übrig, ihn und Harper eingeschlossen, von den einunddreißig Überlebenden, die er vor den Gräueln des Rückzugs nach La Coruña bewahrt hatte. Sie waren gute Soldaten, diese Grünjacken, die besten des Heeres, und er war stolz auf sie. Auf Daniel Hagman, den alten Wilderer, der zugleich der beste Scharfschütze war. Und auf Parry Jenkins, fünf Fuß und drei Zoll groß und von typisch walisischer Redseligkeit, der mit seinem Mundwerk noch den eigensinnigsten Fisch aus dem Wasser locken konnte. Im Kampf schloss Jenkins sich mit Isaiah Tongue zusammen, dessen Bildung geprägt war von Büchern und Alkohol, der Napoleon für ein aufgeklärtes Genie hielt und England für einen schlimmen Tyrannenstaat, der aber dennoch mit der kaltschnäuzigen Umsicht eines Angehörigen der Rifles kämpfte. Tongue schrieb Briefe für die übrigen Männer der Kompanie, las ihnen die selten eintreffende Post vor und hätte zu gern seine gleichmacherischen Standpunkte mit Sharpe diskutiert, wagte es jedoch nicht. Sie waren gute Männer.

Die anderen dreiunddreißig waren allesamt Rotröcke, bewaffnet mit der glattläufigen Muskete, die den Spitznamen Brown Bess trug, aber sie hatten sich in Talavera bewiesen und auf dem beschwerlichen Wintermarsch. Lieutenant Knowles ließ sich zwar immer noch von Sharpe einschüchtern, war jedoch ein guter Offizier, entscheidungsfreudig und gerecht. Sharpe nickte

James Kelly zu, einem irischen Corporal, der das Bataillon durch seine Heirat mit Pru Baxter verblüfft hatte, einer Witwe, die einen Fuß größer und zwanzig Pfund schwerer war als er, aber der magere Ire hatte in den drei Monaten seit seiner Hochzeit nicht einmal aufgehört zu lächeln. Sergeant Read, der Methodist, machte sich Sorgen um das Seelenheil der Kompanie, und das war auch gut so. Die meisten waren Kriminelle, die sich durch ihren Eintritt ins Heer der Gerechtigkeit entzogen, und fast alle waren Trunkenbolde. Aber sie gehörten zu Sharpes Kompanie, und er hätte sie gegen jedermann verteidigt, selbst die Taugenichtse wie Batten oder Roach, der für einen Schilling die eigene Frau verkuppelte.

Sergeant Harper, der Beste von allen, trat an Sharpes Seite. Außer dem siebenläufigen Gewehr trug er zwei Tornister. Sie gehörten Männern, die nach dem nächtlichen Marsch vor Müdigkeit umzufallen drohten. Er wies mit dem Kopf voraus. »Was ist als Nächstes dran, Sir?«

»Wir holen das Gold und kehren zurück. Ganz einfach.«

Harper grinste. Im Kampf gebärdete er sich wie ein Wilder, sang die alten Legenden der gälischen Helden, der Krieger Irlands, aber zu anderen Zeiten verbarg er seine Intelligenz hinter einem Charme, der den Teufel selbst hätte irreführen können. »Und was glauben Sie, Sir?«

Sharpe blieb keine Zeit, ihm zu antworten. Kearsey hatte zweihundert Yards vor ihnen haltgemacht und war abgestiegen. Er zeigte nach links, den Hang hinauf, und Sharpe wiederholte die Geste. Die Kompanie zog sich rasch zwischen die Felsen zurück und ging in Kauerstellung, während Sharpe, der sich das Verhalten des Majors nicht erklären konnte, auf ihn zurannte. »Sir?«

Kearsey gab keine Antwort. Der Major war gewitzt wie ein Hund, der ein Wild ausgemacht hat, aber Sharpe konnte an seinen Augen ablesen, dass Kearsey nicht sicher war, was ihn in Alarm versetzt hatte. Sein Instinkt, die beste Gabe, die ein Soldat haben konnte, war geweckt. Sharpe jedoch,

der auf seinen eigenen Instinkt vertraute, spürte nichts. »Sir?«

Der Major deutete etwa achthundert Yards voraus auf eine Bergkuppe. »Sehen Sie die Steine dort?«

Sharpe konnte oben auf dem Berg eine Ansammlung von Findlingen erkennen. »Jawohl, Sir.«

»Da ist ein weißer Stein dabei, stimmt's?« Sharpe nickte, und Kearsey schien erleichtert zu sein, dass ihn seine Augen nicht trogen. »Das bedeutet, dass der Feind unterwegs ist. Kommen Sie mit.«

Der Major führte sein Pferd mit dem Namen Marlborough zwischen die Felsen. Sharpe folgte ihm geduldig und fragte sich, an wie vielen anderen geheimen Zeichen sie wohl während der Nacht vorbeigekommen waren. Die Kompanie war neugierig, verhielt sich aber still, und Kearsey lenkte ihre Schritte über den nächsten Grat in ein felsenübersätes Tal und dann erneut gen Osten, in Richtung des Dorfes, wo das Gold auf sie warten sollte.

»Hier oben werden wir ihnen nicht begegnen«, sagte der Major zuversichtlich.

»Wo dann?«

Kearsey wies mit dem Kopf nach vorn, über das Ende des Tals hinaus. »In Casatejada.«

Über den Hügeln im Norden stand eine Wolkenbank drohend und still am Horizont, aber ansonsten wölbte sich der Himmel in unberührtem Blau über dem fahlen Gras und den Felsen. In Sharpes Augen hatte die Landschaft nichts Befremdliches. Eine Bergdrossel flatterte erschrocken lärmend vor der Kompanie auf, und Sharpe sah Harpers freudiges Lächeln. Der Sergeant hätte sein Leben damit verbringen können, Vögel zu beobachten, aber er schenkte der Drossel nur ein paar Sekunden seine Aufmerksamkeit, ehe er erneut den Horizont absuchte. Alles wirkte friedlich, ein Gebirgstal im morgendlichen Sonnenschein, aber die ganze Kompanie befand sich wegen der plötzlichen Erkenntnis des Majors in Alarmbereitschaft.

Als sie über eine Meile zurückgelegt hatten und das Tal sich zu einer kahlen Hochebene abzuflachen begann, schlang Kearsey Marlboroughs Zügel um einen Felsbrocken. Er sprach mit dem Pferd, und Sharpe machte sich klar, dass der kleine Major an vielen einsamen Tagen hinter den französischen Linien nur diesen großen intelligenten Rotschimmel zur Gesellschaft hatte. Der Major wandte sich Sharpe zu, und seine Stimme klang wieder barsch. »Kommen Sie. Bleiben Sie in Deckung.«

Die Hochebene erwies sich als optische Täuschung. Dahinter befand sich eine Senke, die wie eine Schüssel geformt war, und als Sharpe ihren Rand erreichte, stellte er fest, dass Kearsey sie zu einem hoch gelegenen Aussichtspunkt geführt hatte, über dem nur noch der Gipfel des Berges mit dem weißen Signalstein aufragte. Der Aufstieg zum Rand der Senke war steil, für ein Pferd nicht zu bewältigen. Die Kompanie stolperte hinab in die Schüssel und ließ sich dort nieder, dankbar für die Rast, während Kearsey Sharpe auf die andere Seite winkte. »Bleiben Sie in Deckung!« Die beiden Offiziere krochen auf Händen und Füßen an der Innenwand der Senke empor, spähten sodann über ihren Rand.

»Casatejada«, verkündete Kearsey beinahe widerstrebend, als sei es ihm nicht recht, den Anblick dieses hohen, abgelegenen Ortes mit einem anderen Engländer zu teilen.

Casatejada war wunderschön. Ein kleines Dorf in einem hoch gelegenen Tal, dort erbaut, wo zwei Bäche ineinanderflossen und genug Land bewässerten, um an die vierzig Häuser zu versorgen. Sharpe begann sich die Anlage des Dorfes einzuprägen, von dem alten Festungsturm am einen Ende der Hauptstraße, der daran erinnerte, dass sie sich im Grenzgebiet befanden, bis hin zu dem vereinzelten großen Haus am anderen Ende. Er wagte es nicht, sein Fernrohr zu benutzen, es in östlicher Richtung in die aufgehende Sonne zu richten, die auf der Linse hätte aufblitzen können. Aber er sah auch so, dass das Haus um

einen üppig bewachsenen Innenhof herumgebaut war und dass innerhalb seiner Außenmauern Stallungen und Nebengebäude lagen. Er erkundigte sich bei Kearsey danach.

»Das ist Morenos Haus, Sharpe.«

»Ist er reich?«

Kearsey zuckte mit den Schultern. »Früher einmal. Der Familie gehört das ganze Tal und noch eine Menge anderes Land. Aber wer ist schon reich, solange die Franzosen hier sind?« Kearsey wandte den Blick nach links, die Straße entlang. »Das *Castillo*. Jetzt nur noch eine Ruine, aber da haben sie einst Zuflucht gesucht, wenn sie von den Bergen her angegriffen wurden.«

Es waren keine Tiere zu sehen, auch keine Menschen, und der Wind zauste die Gerste, die längst hätte geerntet werden müssen. Die einzige Dorfstraße war leer. Sharpe ließ seine Blicke über die Kirche und einen flachen Weidegrund hinweg zu einigen verkrüppelten Obstbäumen schweifen. Dort standen, halb verborgen durch den Obstgarten, eine weitere Kirche und ein Glockenturm.

»Was hat es mit der zweiten Kirche auf sich?«

»Das ist die Einsiedelei.«

»Einsiedelei?«

Kearsey grunzte. »Dort hat vor langer Zeit ein heiliger Mann gelebt, und sie haben ihm einen Schrein gebaut. Das Gebäude wird nicht mehr benutzt, nur der Friedhof, der dort angelegt ist.« Sharpe konnte die ummauerte Begräbnisstätte durch die Bäume erkennen. Kearsey zeigte auf die Einsiedelei. »Dort ist das Gold untergebracht.«

»Wo ist es versteckt?«

»In der Gruft der Morenos, im Innern der Kirche.«

Die Dorfstraße verlief quer zu Sharpes Blickfeld von links nach rechts. Zur Rechten, also im Süden, ging die Straße in einen Weg über, der am anderen Ende des Tals in den purpurnen Schatten verschwand. Links dagegen führte die

Straße dichter an die Berge heran, ehe sie zwischen den Hängen verschwand. Er deutete in diese Richtung.

»Wo führt der Weg hin?«

»Zur Furt bei San Anton.« Kearsey kaute an seinem grauen Schnurrbart und spähte zu dem weißen Stein auf dem Gipfel hinauf. »Sie müssen dort sein.«

»Wer?«

»Die Franzosen.«

Nichts bewegte sich, bis auf den Wind über der reifen Gerste. Kearseys Augen huschten über das Tal. »Ein Hinterhalt.«

»Was wollen Sie damit sagen, Sir?« Sharpe sah allmählich ein, dass er über diese Art der Kriegführung nichts wusste.

Kearsey sprach mit gelassener Stimme. »Der Wetterhahn auf dem Kirchturm. Er bewegt sich. Wenn sich die Partisanen im Dorf aufhalten, keilen sie ihn mit einer Metallstange fest, damit man weiß, dass sie da sind. Außerdem sind keine Tiere zu sehen. Die Franzosen haben sie geschlachtet und aufgegessen. Sie warten, Sharpe, dort unten im Dorf, und sie wollen die Partisanen glauben machen, dass sie abgezogen sind.«

»Werden die es glauben?«

Kearsey bellte heiser. »Nein. Die sind zu schlau. Die Franzosen können den ganzen Tag warten.«

»Und wir, Sir?«

Kearsey warf Sharpe einen seiner typischen finsteren Blicke zu. »Wir warten auch.«

Die Männer hatten ihre Waffen am Boden der Senke aneinandergelegt, und als die Sonne immer höher stieg, benutzten sie die Gewehre als Stütze für ihre ausgebreiteten Mäntel, um etwas Schatten zu haben. Das Wasser in ihren Feldflaschen war abgestanden, aber trinkbar. Die Kompanie murrte, weil Sharpe, Harper und Knowles vor ihrem Abmarsch aus Almeida praktisch jeden Mann durchsucht und ihnen zwölf Flaschen Wein und zwei Flaschen Rum abgenommen hatten. Sharpe war klar, dass irgendjemand

doch etwas Alkoholisches dabeihaben würde, wenn auch nicht genug, um Schaden anzurichten. Die Sonnenhitze verstärkte sich, ließ die Felsen erglühen. Die Mehrzahl der Männer schlief, auf ihre Proviantbeutel gebettet, während einzelne Wachtposten das leere Land um die verborgene Senke herum beobachteten. Sharpe war enttäuscht. Er konnte zum Rand der Senke hinaufklettern, konnte sehen, wo das Gold aufbewahrt wurde, wo das Mittel zum Überleben des Heeres in einem scheinbar menschenleeren Tal versteckt lag, musste jedoch untätig bleiben. Gegen Mittag schlief er ein.

»Sir!« Harper rüttelte ihn wach. »Da tut sich was.«

Er hatte nicht länger als fünfzehn Minuten geschlafen. »Wo denn?«

»Im Tal, Sir.«

Die Soldaten richteten sich auf, warfen Sharpe flehende Blicke zu, doch der gebot ihnen, liegen zu bleiben. Sie mussten ihre Neugier bezwingen und mit ansehen, wie Sharpe und Harper neben Kearsey und Knowles zum felsigen Rand hinaufkletterten. Kearsey grinste. »Sehen Sie sich das an.«

Von Norden her trabten auf einem Pfad, der von hoch gelegenen Weidegründen herabführte, fünf Reiter langsam auf das Dorf zu. Kearsey hatte sein Fernrohr ausgezogen, und Sharpe holte sein eigenes aus der Tasche. »Partisanen, Sir?«

Kearsey nickte. »Drei davon.«

Sharpe zog sein Fernrohr aus, wobei seine Finger die eingelassene Messingplatte berührten, und richtete es auf die kleine Reitergruppe. Die Spanier ritten lässig mit geradem Rücken, wirkten entspannt und behaglich, aber bei ihren zwei Gefährten sah die Sache anders aus. Sie waren nackt, an ihre Sättel gebunden, und durch sein Fernrohr konnte Sharpe erkennen, wie sich ihre Köpfe ruckartig bewegten, während sie offenbar furchtsam bedachten, was mit ihnen geschehen sollte.

»Gefangene«, sagte Kearsey grimmig.

»Was soll daraus werden?« Knowles zappelte vor Ungeduld.

»Warten Sie's ab.« Kearsey hatte nicht aufgehört zu grinsen.

Nichts regte sich im Dorf. Sollten die Franzosen wirklich dort sein, hielten sie sich ausgezeichnet verborgen. Kearsey kicherte. »Eine Falle für die Fallensteller!«

Die Reiter hatten haltgemacht. Sharpe schwenkte sein Fernrohr herum. Ein Spanier hielt die Zügel der Pferde fest, auf denen die Gefangenen saßen, während die anderen abstiegen. Die nackten Männer wurden aus ihren Sätteln gezerrt, und die Seile, mit denen man ihre Beine unter den Bäuchen der Pferde gefesselt hatte, wurden benutzt, um ihnen die Knöchel fest zusammenzubinden. Dann wurden weitere Seile geholt, die in dicken Schlingen von den Sätteln der Partisanen herabhingen, und die beiden Franzosen wurden hinter den Pferden angebunden. Knowles hatte Sharpes Fernrohr ausgeliehen. Er erbleichte unter seiner Sonnenbräune, schockiert durch den Anblick, der sich ihm bot.

»Die werden nicht weit laufen«, sagte der Lieutenant geradezu hoffnungsvoll.

Kearsey schüttelte den Kopf. »Das werden sie wohl.«

Sharpe holte sich sein Fernrohr zurück. Die Partisanen waren dabei, ihre Satteltaschen zu öffnen, und begaben sich dann dorthin, wo die Männer an den Pferden festgebunden waren. »Was machen sie da, Sir?«

»Das sind Disteln.«

Sharpe begriff. Entlang der Pfade und zwischen den hohen Felsen wuchsen riesige, häufig mannshohe lila Disteln, und die Spanier nahmen sich ein Pferd nach dem anderen vor und stopften die Köpfe dieser dornigen Pflanzen unter ihre leeren Sättel. Das erste Pferd begann sich zu wehren und stieg auf die Hinterhand, wurde jedoch festgehalten, bis es mit einem anschließenden Peitschenhieb über die Kruppe

losgelassen wurde. Das Tier ging rasend vor Schmerzen durch, und der Gefangene wurde ruckartig von den Füßen gerissen und in einer Staubwolke hinter dem aufgeschreckten Pferd hergezogen.

Das zweite Pferd folgte. Es wich nach links und rechts aus, raste im Zickzack hinter dem ersten her in Richtung Dorf. Die drei Spanier stiegen auf und saßen reglos auf ihren Pferden. Einer hatte eine lange Zigarre in der Hand, und durch das Fernrohr konnte Sharpe ihren Rauch erkennen, der über die Felder davonwehte.

»Gütiger Himmel.« Knowles starrte ungläubig nach unten.

»Kein Grund, blasphemisch zu werden.« Kearseys schroffer Tadel verbarg nicht die Aufregung in seiner Stimme.

Die beiden nackten gefesselten Männer waren im aufgewirbelten Staub nicht zu sehen. Erst als die Pferde einen Felsen umrundeten, erhaschte Sharpe einen kurzen Blick durch die Staubwolke auf einen Körper, der rote Striemen aufwies. Dann ging das Pferd erneut durch. Inzwischen waren die Franzosen sicher bewusstlos, erlitten keine Schmerzen mehr, aber die Partisanen hatten sich nicht verrechnet: Sharpe sah, dass sich zum ersten Mal im Dorf etwas bewegte. Das Tor zu Cesar Morenos großem Haus wurde aufgestoßen, und heraus kamen die Kavalleristen, die sich dort den ganzen Morgen über versteckt hatten. Sharpe sah himmelblaue Hosen, braune Jacken und hohe Pelzmützen. »Husaren.«

»Warten Sie. Das Beste kommt noch.« Kearsey konnte seine Bewunderung nicht verhehlen.

Die Husaren galoppierten mit gezogenen Säbeln die Straße entlang, auf die beiden Pferde mit ihren Grauen erregenden Anhängseln zu. Es hatte den Anschein, als sollte der spanische Schlachtplan enttäuschend enden, mit der Rettung der beiden blutigen, verschrammten Franzosen durch die Husaren. Aber noch ehe sie das nördliche Ende der Dorfstraße erreicht hatten, wurden die beiden Pferde auf die Kavallerie aufmerksam. Sie blieben stehen.

»Jesus«, murmelte Harper. Er hatte sich Sharpes Fernrohr angeeignet. »Der eine Halunke rührt sich noch.«

Sharpe konnte ihn sehen. Einer der beiden Franzosen war keineswegs bewusstlos, sondern versuchte, sich blutüberströmt aufzurichten. Aber plötzlich wurde er herumgerissen, mit einem entsetzlichen Ruck erneut auf die Straße geworfen, und die Pferde setzten sich in Bewegung, fort von den Husaren. Sie trennten sich und galoppierten in wilder Panik davon. Kearsey nickte befriedigt. »Die wagen sich nicht in die Nähe französischer Kavalleristen, es sei denn, sie werden geritten. Sie sind es zu sehr gewohnt, vor ihnen davonzulaufen.«

Drunten im Tal herrschte Chaos. Die Pferde, denen die Disteln große Schmerzen bereiteten, schlugen irrsinnige Kreise über die Felder. Die Husaren gaben alle Disziplin auf und versuchten, sie einzuholen, und je näher die Franzosen kamen, desto weiter lenkten die spanischen Pferde den ungeordneten Haufen nach Norden. Sharpe schätzte, dass es einhundert Franzosen waren, die in wahllosen Gruppen kreuz und quer über die Felder ritten. Er wandte sich dem Dorf zu und sah dort weitere Berittene auf der Straße verhalten und die Jagd beobachten. Er fragte sich, wie ihm zumute wäre, wenn es um seine eigenen Männer ginge, und wusste, dass er es den Franzosen gleichtun würde. Er würde versuchen, sie zu retten.

»Gut.« Knowles schien instinktiv Partei für die Franzosen ergriffen zu haben.

Eines der Pferde war eingefangen und beruhigt worden, und abgesessene französische Kavalleristen machten sich daran, ihnen das Zaumzeug abzunehmen und den Gefangenen loszubinden. Eine Trompete ertönte, rief die verstreuten Husaren zur Ordnung, die immer noch hinter dem zweiten Pferd her waren, und genau diesen Moment, als die Trompetenklänge die Senke erreichten, nutzte El Católico, um seine Reiter aus den nördlichen Hügeln angreifen zu lassen. Sie stürmten auf ganzer Front auf die

verstreuten, zahlenmäßig unterlegenen Franzosen ein. Sie ritten auf schwarzen, braunen und grauen Pferden, schwenkten Säbel und Degen jeglicher Art und ließen hinter sich den Staub aufwirbeln. Dann entdeckte Sharpe, dass von den Felsen herab Musketen über ihre Köpfe hinweg auf die überraschten Franzosen schossen.

Kearsey wäre vor Freude beinahe über den Rand der Senke gehüpft. Er schlug mit der Faust auf den Felsen. »Ausgezeichnet!«

Die Fallensteller waren in die Falle gegangen.

KAPITEL 5

El Católico, der Katholik, kam an der Spitze der Reiter aus dem unübersichtlichen Hügelland. Sharpe machte ihn durch sein Fernrohr aus. Kearsey gab ihm eine kurze Beschreibung, aber Sharpe hätte den hochgewachsenen Mann auch so als Anführer erkannt. »Grauer Umhang, graue Stiefel, langer Degen, auf einem Rappen.«

Kearsey schlug immer wieder mit der Faust auf den Felsen, feuerte die Partisanen an, die den umherirrenden Franzosen näher und näher kamen. Sharpe suchte die Guerillafront ab, hielt Ausschau nach der blau-silbernen Uniform eines Prince-of-Wales-Dragoners, konnte Captain Hardy jedoch nirgends entdecken. Er erinnerte sich, dass Kearsey erzählt hatte, El Católicos Braut Teresa könne kämpfen wie ein Mann, aber er sah keine Frau in dieser Angriffslinie, nur Männer, die Schmährufe ausstießen, als nun die ersten Pferde aufeinandertrafen und ihre Klingen die zahlenmäßig unterlegenen Franzosen niedermachten.

Drunten im Dorf zerrissen die Trompeten die Stille. Männer mühten sich ab, ihre nervösen Tiere zu besteigen, Säbel fuhren zischend aus den Scheiden, aber El Católico war kein Narr. Er hatte nicht vor, ein Regiment zu bekämpfen und sich besiegen zu lassen. Sharpe sah, wie er seinen Männern zuwinkte, sie sollten kehrtmachen.

Die Franzosen waren schwer mitgenommen. Zwei zu eins unterlegen, waren sie zurückgedrängt worden, hatten Verletzungen einstecken müssen, und der spanische Angriff hatte ihnen keine Zeit gelassen, eine disziplinierte Formation zu bilden.

Sharpe sah, wie Gefangene an den Armen fortgezerrt wurden, als die Reiter den Rückzug antraten. Vermutlich war

ihnen von El Católico eingeschärft worden, dass sie den einen tödlichen Angriff reiten und sich dann außer Gefahr bringen sollten. Sharpe bewunderte die Aktion. Die Franzosen waren geködert worden, hatten den Köder angenommen und waren von einer einzigen flinken Attacke schwer getroffen worden. Es war kaum zwei Minuten her, dass die Spanier erschienen waren, und schon kehrten sie im Schutz des aufgewirbelten Staubes ins Bergland zurück, mit weiteren Gefangenen, die ein schlimmeres Schicksal erwartete als das der beiden Männer, die die Husaren aus der Sicherheit der dörflichen Mauern hervorgelockt hatten. Ein Mann allein blieb im Tal zurück.

El Católico ließ sein Pferd innehalten und beobachtete, wie die Husaren vom Dorf her ausschwärmten. Die Überlebenden des spanischen Angriffs waren ihm näher. Sie spornten sogleich ihre Tiere an, um den einzelnen Partisanen anzugreifen.

El Católico schien es nicht zu kümmern. Er spornte sein Pferd zu einem lässigen Galopp an, nicht etwa ins sichere Bergland, sondern mitten durch die ungeerntete Gerste. Er sah sich über die Schulter um, als die Franzosen fast zu ihm aufgeholt hatten. Zwölf Männer verfolgten ihn, mit ausgestreckten Säbeln über die Mähnen ihrer Pferde gebeugt, und es erschien sicher, dass der hochgewachsene Partisan unterliegen würde. Doch im letzten Augenblick wich sein Pferd zur Seite, der schmale Degen blitzte auf, ein Franzose wurde aus dem Sattel geworfen, und das große schwarze Pferd preschte mit seinem grau gekleideten Reiter in vollem Galopp gen Norden. Die Husaren aber ritten unsicher hin und her, auf der Suche nach ihrem gefallenen Befehlshaber. Sharpe stieß einen leisen Pfiff aus.

Kearsey lächelte. »Er ist der eleganteste Fechter im Grenzland. Wenn nicht gar in ganz Spanien. Ich habe erlebt, wie er es mit vier Franzosen aufgenommen hat. Und dabei hat er keinmal aufgehört, das Totengebet für sie zu sprechen.«

Sharpe starrte hinab ins Tal. Einhundert Berittene hatten sich aufgemacht, die beiden Gefangenen zu befreien, und nun waren zwei Dutzend Husaren tot oder in Gefangenschaft. Die Partisanen hatten keine Verluste erlitten. Die Rasanz ihres Angriffs und anschließenden Rückzugs hatte dafür gesorgt, und ihr Anführer, der bis zum Schluss geblieben war, hatte auch noch dem Stolz der Franzosen einen Schlag versetzt. Sein Rappe kanterte nun den Hügeln entgegen. Es war nicht zu übersehen, wie kräftig er war und dass die Franzosen El Católico niemals einfangen würden.

Kearsey glitt vom Rand der Senke nach unten. »So macht man das.«

Sharpe nickte. »Eindrucksvoll. Bis auf eines.«

Kearsey zog finster die Brauen hoch. »Was?«

»Was machen die Franzosen dort im Dorf?«

Kearsey zuckte mit den Schultern. »Die wollen ein Hornissennest ausräuchern.« Er deutete nach Süden. »Sie erinnern sich, dass dort drunten ihre wichtigste Marschroute verläuft. Die gesamte Versorgung für die Belagerung Almeidas erfolgt durch diese Gegend, und wenn sie ins Landesinnere von Portugal vordringen, wird überhaupt alles hier vorbeikommen. Sie wollen sich den Rücken freimachen von Partisanen. Deshalb vertreiben sie sie oder versuchen es zumindest.«

Diese Antwort erschien Sharpe vernünftig, aber er machte sich weiterhin Sorgen. »Und das Gold, Sir?«

»Das ist gut versteckt.«

»Und Hardy?«

Kearsey ärgerte sich über die Frage. »Der wird irgendwo in Sicherheit sein, Sharpe. Ich weiß auch nicht. Zumindest ist El Católico hier, also sind wir nicht ganz auf uns gestellt!« Er lachte bellend, dann zupfte er an seinem Schnurrbart. »Ich halte es für angebracht, ihm mitzuteilen, dass wir da sind.« Er rutschte an der Innenwand der Senke herab. »Bleiben Sie

mit Ihren Männern hier, Sharpe. Ich werde zu El Católico reiten.«

Knowles blickte besorgt drein. »Ist das nicht gefährlich, Sir?«

Kearsey warf dem Lieutenant einen mitleidigen Blick zu. »Ich habe nicht vor, durchs Dorf zu reiten.« Er wies in Richtung Norden. »Ich begebe mich hintenherum. Wir sehen uns heute Abend wieder, vermutlich spät. Zünden Sie keine Feuer an!« Seine kleinen Beine trippelten eilig davon. Harper wartete, bis er außer Hörweite war.

»Was bildet der sich ein? Dass wir die Franzosen um Feuer bitten?« Er sah Sharpe an und zog die Brauen hoch. »Verdammtes Durcheinander, Sir.«

»Ja.«

Aber die Lage war nicht allzu schlimm, entschied Sharpe. Die Franzosen konnten nicht ewig bleiben. Die Partisanen würden wieder Einzug ins Dorf halten, und dann blieb nur noch das geringfügige Problem, El Católico zu überreden, damit er zuließ, dass die Briten das Gold nach Lissabon »eskortierten«. Sharpe wandte sich wieder dem Tal zu und beobachtete, wie die Husaren niedergeschlagen ihre Pferde in Richtung Dorf führten. Eines davon trug die blutigen Überreste eines der nackten Gefangenen auf dem Rücken. Dann hob er den Blick und sah sich die Einsiedelei an. Zu schade, dass sie sich an der gegenüberliegenden Talseite befand, jenseits des Dorfes, sonst hätte er in dieser Nacht versucht, sie zu durchsuchen, egal, was Kearsey davon hielt. Er wurde den Gedanken nicht los, sondern lag mit der heißen Sonne im Rücken da und ersann ein Dutzend Gründe, warum er darauf verzichten musste, und einen einzigen wesentlichen Grund, warum er es wagen musste.

Im Tal wurde es still. Die Sonne brannte auf das Gras herab, ließ es zu fahlem Braun erblassen, während am nördlichen Horizont immer noch die mächtige Wolkenbank hing. In ein paar Tagen würde es Regen geben, dachte Sharpe, dann wandte er sich wieder der Route zu, die er im Kopf hatte,

den Hang hinab zu jener Straße, die zur Furt bei San Anton führte, weiter bis zu dem hohen Felsen, der ein natürliches Wegzeichen bildete, dann am Gerstenfeld entlang bis zu den verkrüppelten Obstbäumen. Hinter den Bäumen lag ein weiteres Gerstenfeld, das gute Deckung bot, und von dort aus waren bis zum Friedhof und der Einsiedelei nur noch fünfzig Yards offenes Gelände zu überwinden.

Und wenn die Einsiedelei verschlossen war? Er tat den Gedanken ab. Ein Dutzend Männer in seiner Kompanie hatten sich einst ihr Brot verdient, indem sie Schlösser knackten, in deren Nähe sie nichts zu suchen hatten. Ein Schloss stellte kein Problem dar, aber dann blieb noch die Aufgabe, das Gold zu finden. Kearsey hatte gesagt, es sei in der Moreno-Gruft versteckt, die gewiss leicht zu finden war. Sharpe ließ seine Fantasie spielen, stellte sich vor, wie es wäre, mitten in der Nacht kaum zweihundert Yards von einem französischen Regiment entfernt auf das Gold zu stoßen und es bis Tagesanbruch heil in die Senke zu schaffen. Harper lag neben ihm und stellte die gleichen Überlegungen an.

»Die werden nicht aus dem Dorf abziehen, Sir. Nicht während der Nacht.«

»Nein.«

»Wird ein bisschen schwierig werden, uns durchzuschlagen.«

Sharpe erläuterte die Route, die er geplant hatte. »Hagman wird die Führung übernehmen.«

Harper nickte. Daniel Hagman hatte eine unheimliche Begabung, sich im Dunkeln zurechtzufinden. Sharpe hatte sich oft gefragt, wie man den alten Wilderer nur gefangen haben konnte, und war zu dem Schluss gelangt, dass der Mann aus Cheshire eines Abends einfach zu viel getrunken hatte. Die übliche Geschichte. Harper hatte noch einen Einwand. »Und der Major, Sir?« Sharpe sagte nichts, und Harper nickte. »Wie Sie meinen, Sir. Zum Teufel mit dem

verdammten Major.« Der irische Sergeant grinste. »Wir können es schaffen.«

Sharpe lag in der Sonne, die sich nun gen Westen bewegte, und blickte ins Tal hinab. Er folgte der Route, die er geplant hatte, bis er selbst davon überzeugt war. Es war zu schaffen. Zum Teufel mit Kearsey. Er ging davon aus, dass die Gruft mit einer einzigen großen Steinplatte verschlossen sein würde. Er stellte sich vor, wie sie zurückgeschoben wurde und einen Haufen Goldmünzen freigab, der imstande war, das Heer zu retten und die Franzosen zu schlagen. Und er fragte sich erneut, wozu das Geld gebraucht wurde. Er musste die gesamte Kompanie mitnehmen, eine Reihe von Wachtposten mit Blick auf das Dorf aufstellen, vorzugsweise Angehörige der Rifles, und das Gold mussten sie in ihren Tornistern unterbringen. Und wenn es mehr war, als sie tragen konnten? Dann mussten sie mitnehmen, so viel sie konnten. Er dachte sich ein Ablenkungsmanöver aus, wollte eine kleine Schar von Rifles ans Südende des Tals schicken, um die Franzosen abzulenken, verwarf jedoch den Gedanken. Alles musste so einfach wie möglich sein. Nächtliche Ausfälle konnten katastrophal schiefgehen, und die kleinste Komplikation konnte aus einem wohl durchdachten Plan ein entsetzliches Tohuwabohu entstehen lassen, das sogar Menschenleben kostete. Er verspürte wachsende Erregung. Sie konnten es schaffen!

Zunächst erklang die Trompete so leise, dass sie kaum in Sharpes Bewusstsein vordrang. Vielmehr war es Harpers plötzliches Hochschrecken, das ihn darauf aufmerksam machte, das ihn das Gold in der Moreno-Gruft vergessen ließ und ihn veranlasste, laut zu fluchen, als sein Blick auf die Straße fiel, die im Nordosten verschwand. »Was war das?«

Harper starrte in das einsame Tal hinab. »Kavallerie.«

»Im Norden?«

Der Sergeant nickte. »Näher als vorhin die Partisanen, Sir. Dort oben tut sich was.«

Sie warteten schweigend und beobachteten das Tal. Knowles kletterte zu ihnen herauf. »Was geht da vor?«

»Weiß nicht.« Sharpes Instinkt, der sich morgens so still verhalten hatte, meldete sich auf einmal unmissverständlich zu Wort. Er drehte sich um und rief den Wachtposten am anderen Ende der Senke an. »Irgendwas in Sicht?«

»Nein, Sir.«

»Dort!«

Harper zeigte auf die Straße. Dort war Kearsey aufgetaucht. Er galoppierte auf seinem Rotschimmel auf das Dorf zu und sah sich dabei immer wieder um. Dann verließ der Major die Straße und begann über den unebenen Rand auf jene Hänge zuzureiten, zwischen denen die Partisanen im verborgenen Eingang eines der gewundenen Täler verschwunden waren, die in das Haupttal mündeten.

»Was zum Teufel?«

Sharpes Frage wurde beantwortet, sobald er sie gestellt hatte. Hinter Kearsey erschien ein Regiment, reihenweise blau und gelb uniformierte Reiter mit merkwürdig eckigen gelben Mützen, aber das war nicht ihr seltsamstes Merkmal. Anstelle von Säbeln hatten die Feinde Lanzen dabei, lange Stangen mit stählerner Spitze und rot-weißen Fähnchen. Als der Major von der Straße abbog, setzten die Ulanen ihre Sporen ein, senkten die Lanzen und nahmen die Verfolgung auf. Knowles schüttelte den Kopf. »Was sind das denn für welche?«

»Polnische Ulanen.«

Sharpes Stimme bekam einen grimmigen Unterton. Die Polen hatten in Europa einen Ruf als niederträchtige Kämpfer – und als tüchtige Kämpfer. Ulanen waren die Ersten, mit denen er es in seiner Soldatenlaufbahn zu tun bekommen hatte. Er erinnerte sich an das schnurrbärtige indische Gesicht hinter der langen Stange, an seine Ausweichmanöver und an die Art, wie ihn der Mann an der

Nase herumgeführt hatte. Und er erinnerte sich an den abschließenden Stoß, der Sergeant Sharpe an einem Baumstamm festgenagelt hatte, bis die Männer des Tippu Sultan erschienen waren und ihm die nadelspitze Klinge aus der Seite gezogen hatten. Die Narbe war immer noch zu erkennen. Verdammte Ulanen.

»Die kriegen ihn nicht, Sir.« Knowles schien dessen ganz sicher zu sein.

»Warum nicht?«

»Der Major hat es mir erklärt, Sir. Marlborough wird mit Mais gefüttert, während die meisten Kavalleriepferde nur Gras erhalten. Ein Pferd, das sich von Gras ernährt, kann ein mit Mais gefüttertes Pferd nicht einholen.«

Sharpe zog die Brauen hoch. »Hat man das auch den Pferden mitgeteilt?«

Die Ulanen holten langsam, aber sicher auf. Sharpe hatte den Verdacht, dass Kearsey die Kräfte des riesigen Pferdes schonte. Er beobachtete die Polen und fragte sich, wie viele Regimenter Kavallerie die Franzosen ins Bergland abgestellt haben mochten, um die Guerillatrupps zu vernichten. Außerdem fragte er sich, wie lange sie zu bleiben vorhatten.

Sharpe hatte sein Fernrohr ausgezogen und es auf Kearsey gerichtet. Er sah, wie der Major sich umsah und daraufhin Marlborough zu schnellerem Lauf antrieb. Der Rotschimmel reagierte und vergrößerte den Abstand zwischen sich und dem Ulanen, der ihm am nächsten war. Knowles klatschte in die Hände.

»Weiter, Sir!«

»Sie müssen ihn beim Überqueren der Straße erwischt haben, Sir«, sagte Harper.

Marlborough brachte den Major in Sicherheit, indem er mit mühelosem Galopp seine Führung vergrößerte. Kearsey machte sich nicht einmal die Mühe, seinen Säbel zu zücken. Sharpe wollte sich gerade entspannen, da stieg das große Pferd plötzlich auf die Hinterhand, wich seitlich aus und warf Kearsey aus dem Sattel.

»Was zum ...«

»Verdammte Nachtschwalbe!« Harper hatte direkt vor der Nase des Pferdes einen Vogel aufflattern gesehen. Sharpe konnte nicht umhin, sich zu wundern, wie der Ire den Vogel auf diese Entfernung identifiziert haben konnte. Er stellte sein Fernrohr neu ein. Kearsey war längst wieder auf den Beinen. Marlborough war unverletzt, und der kleine Mann reckte sich verzweifelt, um seinen Fuß in den Steigbügel zu bekommen. Wieder erklang die Trompete. Ihr Ton erreichte die Senke mit einiger Verzögerung, aber Sharpe hatte bereits gesehen, wie die Ulanen ihre Pferde anspornten und ihre langen Lanzen vorstreckten. Er knirschte mit den Zähnen, Kearsey schien eine Ewigkeit zu brauchen, um sich in den Sattel zu schwingen.

»Wo ist nur El Católico?«, fragte Knowles.

»Meilenweit entfernt«, antwortete Harper bedrückt.

Das Pferd beschleunigte wieder, Kearsey gab ihm die Sporen, aber die Ulanen waren jetzt dicht herangekommen. Der Major lenkte den Rotschimmel hangabwärts in Richtung Dorf, um seine Geschwindigkeit zu erhöhen, ehe es wieder bergauf ging, aber sein Pferd war entweder erschöpft oder verängstigt und warf nervös den Kopf herum. Kearsey trieb es weiter an, und im selben Moment, als Sharpe merkte, dass die Ulanen den Major einholen würden, merkte der es ebenfalls. Er machte mit gezogenem Säbel kehrt. Knowles stöhnte auf.

»Vielleicht schafft er’s doch noch«, sagte Harper sanft, wie zu einem verängstigten Rekruten auf dem Schlachtfeld.

Vier Ulanen waren dem Major am nächsten. Er ritt auf sie zu, suchte sich einen aus, und Sharpe sah den Säbel mit abwärtsgerichteter Klinge in Kearseys Hand. Marlborough hatte sich wieder beruhigt. Als die Ulanen auf ihn einstürmten, machte Kearsey von seinen Sporen Gebrauch, und das Pferd tat einen Satz nach vorn. Im Nu hatte der Major die mit der rechten Hand geführte Lanze beiseitegeschoben und seinen Säbel mit der Schnelligkeit

eines geübten Fechters herumwirbeln lassen, und schon lag ein Pole mit abgetrenntem Schädel am Boden.

»Wunderbar!«, freute sich Sharpe. Ein Mann, der an der rasiermesserscharfen Spitze einer Lanze vorbei war, war so gut wie außer Gefahr. Kearsey hatte es geschafft. Er beugte sich tief über Marlboroughs Hals und ritt auf die Berge zu, aber die erste Schwadron der Ulanen war ihren Gefährten im gestreckten Galopp dicht auf den Fersen, und die Bemühungen des Majors waren umsonst.

Eine Staubwolke hüllte den Engländer ein, die silbrigen Lanzenspitzen verschwanden darin, und Kearsey blieb nur noch sein Säbel, um sich zu retten. Ein Mann taumelte aus dieser Wolke hervor, hielt sich den Bauch, und Sharpe wusste, dass der Säbel dem Reiter die Weichteile aufgeschlitzt hatte. Der Staub wirbelte auf wie Pulverdampf. In dem Getümmel richteten sich die Lanzenspitzen aufwärts, und einmal – Sharpe war sich nicht sicher – glaubte er das Licht auf dem erhobenen Säbel blitzen zu sehen. Es war ein herrlicher Anblick, und zugleich hoffnungslos, ein Mann gegen ein Regiment.

Sharpe sah zu, wie sich das Durcheinander legte, wie der Staub davontrieb, auf das verborgene Nest der Nachtschwalbe zu. Dann senkten sich die Lanzen. Es war vorbei.

»Armer Kerl.« Harper hatte dem Antreten der Kompanie zum Gebet nichts abgewinnen können, aber dass die Ulanen ihn der unangenehmen Pflicht enthoben, hatte er auch nicht gewollt.

»Er lebt!« Knowles zeigte mit dem Finger. »Sehen Sie nur!«

Es stimmte. Sharpe lehnte sein Fernrohr auf den felsigen Rand der Senke und sah den Major zwischen zweien seiner Verfolger davonreiten. Er hatte eine Menge Blut am Oberschenkel. Sharpe sah, wie Kearsey versuchte, mit beiden Fäusten den Blutstrom zu unterbinden, dort, wo eine Lanzenspitze in sein rechtes Bein eingedrungen war. Für die Polen war er ein wertvoller Gefangener: ein

Erkundungsoffizier, den sie ein paar Monate behalten und dann gegen einen Franzosen gleichen Rangs austauschen konnten. Vielleicht hatten sie ihn sogar wiedererkannt. Die Erkundungsoffiziere mit ihren weithin erkennbaren Uniformen wagten sich häufig in Sichtweite des Feindes vor, denn sie verließen sich auf die Schnelligkeit ihrer Pferde, um sich in Sicherheit zu bringen. Es war möglich, dass die Franzosen beschließen würden, Kearsey monatelang überhaupt nicht auszutauschen, womöglich so lange nicht, dachte Sharpe entmutigt, bis die Briten aus Portugal vertrieben waren.

Der deprimierende Gedanke veranlasste ihn, sich erneut der halb zwischen den Bäumen verborgenen Einsiedelei zuzuwenden, dem ungewöhnlichen Ort, auf den Wellington seine Hoffnungen gesetzt hatte. Ohne Kearsey war es noch wichtiger geworden, dass die Kompanie versuchte, das Gold noch in dieser Nacht aufzuspüren. Aber dann wurde auch diese Aussicht zunichtegemacht.

Die eine Hälfte der Ulanen ritt mit ihrem Gefangenen ins Dorf, während die andere einen Bogen beschrieb und dem Friedhof samt Einsiedelei entgegenstrebte. Sharpe fluchte leise. Nun bestand keine Hoffnung mehr, im Schutz der Dunkelheit das Gold zu finden. Ihnen blieb nur die Chance, zu warten, bis die Franzosen fort waren, bis sie aufgehört hatten, das Dorf und die Einsiedelei als Basis zu benutzen für ihren Feldzug gegen die Partisanen in den Bergen.

Aber wenn die Franzosen abzogen, würde El Católico kommen, und Sharpe bezweifelte nicht, dass der hochgewachsene Spanier im grauen Umhang alles daransetzen würde, zu verhindern, dass die Briten das Gold mitnahmen. Nur ein Mann hätte den Partisanenführer überzeugen können, und dieser Mann war ein Gefangener, war verwundet und den Ulanen in die Hände gefallen. Sharpe glitt vom Rand der Senke nach unten, drehte sich um und starrte die Kompanie an.

Harper kam neben ihm herab. »Was sollen wir tun, Sir?«

»Tun? Wir werden kämpfen.« Sharpe griff nach seinem Degen. »Wir haben lange genug zugesehen. Wir holen den Major da heraus, gleich heute Nacht.«

Knowles hörte ihn, wandte sich ihm mit erstaunter Miene zu. »Ihn herausholen, Sir? Dort unten sind zwei Regimenter!«

»Na und? Das sind bloß achthundert Mann. Und wir sind dreiundfünfzig.«

»Darunter ein Dutzend Iren.« Harper grinste dem Lieutenant zu.

Knowles rutschte den Hang herab und starrte sie ungläubig an. »Bei allem Respekt, Sir. Sie sind verrückt.« Er begann zu lachen. »Meinen Sie es wirklich ernst?«

Sharpe nickte. Er hatte keine andere Wahl. Dreiundfünfzig Soldaten mussten es mit achthundert Mann aufnehmen, sonst war der Krieg verloren. Auch er grinste Knowles zu. »Hören Sie auf, sich Sorgen zu machen! Es wird ganz einfach!«

Und wie zum Teufel dachte er, sollen wir das schaffen?

KAPITEL 6

Sharpe spottete im Stillen über sich selbst. Eine einfache Sache. Einfach den Major befreien, während zwei der tüchtigsten Regimenter des französischen Heers mit einem nächtlichen Angriff rechneten. Das Klügste wäre, dachte er, den Heimweg anzutreten. Die Franzosen hatten das Gold vermutlich längst gefunden, der Krieg war verloren, und ein vernünftiger Mann hätte sein Gewehr schultern und daran denken müssen, sich in der Heimat sein Brot zu verdienen. Stattdessen setzte er wie ein Spieler, dem bis auf eine Hand voll Münzen nichts geblieben ist, alles auf den einen letzten Wurf, bei dem die Chancen sechzehn zu eins standen.

Was natürlich, sagte er sich, als die Kompanie im Dunkeln nacheinander einen Ziegenpfad herabstieg, nicht ganz stimmte. Er hatte am Rand der Senke gelegen, während die Sonne im Westen unterging, und die Vorbereitungen der Franzosen beobachtet. Sie waren gründlich, aber in ihrer Verteidigung lag ihre Schwäche.

Sharpe hatte das Aufwallen der Erregung verspürt, das Einsetzen der Überzeugung, dass sie Erfolg haben würden. Die Franzosen erwarteten, von Partisanen angegriffen zu werden, von kleinen Trupps, die sich leise näherten und mit Messern bewaffnet waren oder die sie in finsterer Nacht mit Musketen beschossen. Darauf bereiteten sie sich vor.

Das Dorf bot ihnen keinen Schutz. Die Häuser zu beiden Seiten der schmalen Straße waren umgeben von niedrigen verfallenen Nebengebäuden, die ein Labyrinth dunkler Gassen und Winkel bildeten, in denen ein lautloser Meuchelmörder im Vorteil war. Die Franzosen stellten keine Wachtposten im Freien auf. Eine kleine Schar von Männern in den Feldern zu postieren hätte geheißen, ihr Todesurteil

zu unterschreiben. Stattdessen hatten sich die Franzosen, die diese Kampfart gewohnt waren, in eine provisorische Festung zurückgezogen.

Die Mehrzahl der Kavalleristen hielt sich in Cesar Morenos Haus mit seinen vielen Stallungen und der hohen Außenmauer auf. Die zweite Festung, das einzige andere Bauwerk mit ausreichend hohen und widerstandsfähigen Mauern, war die Einsiedelei mit ihrem Friedhof. Beide Gebäude würden überfüllt sein, jedoch Schutz vor den leisen Messern bieten, und um sie noch sicherer zu machen, hatten die Franzosen ein systematisches Zerstörungswerk begonnen. Jene Hütten, die Morenos Haus am nächsten standen, waren abgerissen worden. Der Klang der mächtigen Hämmer war bis in die Senke herübergedrungen. Außerdem wurden jeder Baum, jede Tür, jedes Möbelstück zerhackt und zerkleinert und zu Haufen gestapelt, die man entzünden konnte, um den angreifenden Partisanen den Vorteil der Dunkelheit zu nehmen.

Die Franzosen waren im Vorteil, aber nur den Partisanen gegenüber. Nicht einmal in ihren kühnsten Träumen rechneten sie mit dem plötzlichen Erscheinen britischer Infanterie, mit blitzenden Patronengurten im Feuerschein und disziplinierten Todessalven. Jedenfalls gründete sich darauf Sharpes Hoffnung.

Noch einen Vorteil hatte er, klein, aber wichtig. Kearsey hatte seinen Bezwingern offenbar sein Ehrenwort gegeben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Sharpe hatte den kleinen Major ungehindert durchs Dorf hinken gesehen. Jedes Mal, wenn Kearsey in Morenos Haus zurückgekehrt war, auch beim letzten Mal, als bereits das Tageslicht schwand, hatte Sharpe den Major gleich darauf auf dem Balkon erspäht, auf einem der wenigen verbliebenen Möbelstücke sitzend. Also wussten die Retter wenigstens, wo er zu finden war. Nun mussten sie sich nur noch Zugang zu dem Haus verschaffen, und dabei kam es auf ihre Schnelligkeit an.

Der Marsch durch die Dunkelheit schien ewig zu dauern, aber Sharpe wagte nicht, die Männer anzutreiben, da er befürchtete, sie könnten vom Weg abkommen. Sie rutschten fluchend auf den Steinen aus. Sie kniffen die Augen zusammen, um das schwache Licht der Mondsichel auszunutzen, die von den Wolken im Norden in Dunst gehüllt wurde. Im Osten funkelten über den Konturen der Berggipfel die Sterne, und als sie sich gegen Mitternacht der Talsohle näherten, zündeten die Franzosen Feuer an, die der Kompanie den Weg wiesen wie ein Leuchtturm in finsterer Nacht.

Harper ging neben Sharpe her. »Die nehmen sich selber die Sicht, Sir.«

Die Franzosen konnten im Schutz ihrer Feuer kaum einen Musketenschuss weit sehen. Die sie umgebende Nacht würde ihnen als Ort des Fantastischen und der unerklärlichen Formen erscheinen. Selbst für Sharpe nahmen die Wegzeichen, die bei Tag so klar auszumachen waren, monströse Gestalt an oder verschwanden ganz, sodass er häufig stehen bleiben, in die Hocke gehen und versuchen musste, Realität und Einbildung auseinanderzuhalten.

Die Gewehre der Männer waren geladen, aber nicht schussbereit, die weißen Gürtel unter ihren Mänteln verborgen. Ihr Atem klang laut durch die Finsternis. Sie näherten sich dem Dorf, schlugen in nördlicher Richtung einen Bogen um Morenos Haus, kamen an der ernteschweren Gerste vorbei und hatten das Gefühl, in dem weiten Tal nackt und bloß dazustehen.

Sharpe strengte all seine Sinne an, um es rechtzeitig zu bemerken, wenn ein Späher auf dem Dach des Hauses auf sie aufmerksam wurde. Er wartete auf das Klicken eines Karabinerschlosses, das Scharren eines Offizierssäbels oder gar die plötzliche Stichflamme, falls der Wachtposten auf die dunklen Gestalten im Feld mit einem Schuss reagierte.

Das Knirschen des ausgetrockneten Erdbodens unter seinen Füßen kam ihm entsetzlich laut vor, aber er wusste, dass es den feindlichen Wachen genauso erging. Dies war der unangenehmste Teil der Nacht, wenn die Angst überhandnahm. Die Husaren und Ulanen in ihren Mauern würden die Wölfe in den Bergen ebenso hören wie die Nachtschwalben, und jeder Laut würde so lange wie Totengeläut klingen, bis ihre Sinne abgestumpft waren und sie ihnen nicht mehr trauten, bis es ihnen vor lauter Entsetzen schwerfiel, die Nacht zu überleben.

Ein Lichtblitz. »Hinlegen!«, zischte Sharpe. Jesus Christus!

Flammen loderten in der Nacht, Funken sprühten und wurden vom Wind davongetragen. Dann wurde ihm klar, dass die Kavalleristen lediglich ein weiteres Feuer entfacht hatten, einen der Holzhaufen auf der geräumten Fläche. Sharpe blieb liegen und lauschte dem Klopfen des eigenen Herzens. Er spähte zu den verlassenen Hütten hinüber, die vor ihm lagen. Waren sie wirklich verlassen? Oder waren die Franzosen schlau gewesen und hatten möglichen Beobachtern in den Bergen nur weisgemacht, sie hielten sich alle innerhalb der schützenden, hell erleuchteten Mauern auf? Waren die kleinen Hütten, die dunklen Gassen mit Männern bestückt worden, die mit gezogenen Säbeln auf sie warteten? Er holte tief Luft. »Sergeant?«

»Sir?«

»Du und ich. Lieutenant?«

»Sir?«

»Warten Sie hier.«

Sharpe und Harper gingen voraus. Ihre dunklen Uniformen verschwanden in der Nacht. Sharpe konnte jedes Rascheln seiner Jacke hören, jedes Knirschen seines Gürtels, und die auf ragenden Mauern schienen in ihren Schatten immer neue Gefahren zu bergen. Er spürte, wie er sich vor Erregung verspannte, wie er mit zusammengebissenen Zähnen auf den alles zunichtemachenden Schuss wartete. Als er jedoch die Hand ausstreckte, berührte sie eine

trockene Steinmauer. Harper war an seiner Seite, und Sharpe drang weiter vor, in eine Gasse, die nach Pferdemist stank, und seine Instinkte begannen sich wieder zu regen.

Hier im Dorf war niemand. Harper überquerte als riesiger Schatten die Gasse und ging an der Hauptstraße in die Hocke. An ihrem Ende flackerte ein Feuer und sandte bewegliche Schatten aus, aber die Hütten waren verlassen. Sharpe spürte, wie vor Erleichterung seine Anspannung nachließ. Sie kehrten zur Mauer der ersten Hütte zurück. Harper stieß drei leise Pfiffe aus, worauf sich die Schemen im Gerstenfeld in gebückter Haltung in Bewegung setzten, bis die ganze Kompanie den Schutz der Mauer erreicht hatte.

Sharpe wandte sich an Knowles. »Wir bleiben auf dieser Seite des Hauses. Rifles voraus. Warten Sie auf die Signale.«

Knowles nickte, und seine Zähne blitzten weiß, als er ihm zugrinste. Sharpe spürte die Erregung der Kompanie, ihre Zuversicht, und er wunderte sich darüber. Es machte ihnen Spaß, sechzehnfach unterlegen zum Kampf anzutreten. Er begriff nicht, dass dies ihm zuzuschreiben war. Harper und Knowles dagegen wussten, dass der hochgewachsene Captain der Rifles, der nicht zu aufmunternden Reden neigte, dennoch den Männern das Gefühl geben konnte, dass das Unmögliche lediglich schwierig und Sieg unter seinem Befehl etwas Alltägliches war.

Sie bewegten sich ruckweise an der Mauer entlang. Die Rifles erkundeten die dunklen Schatten, dann erst folgte die übrige Kompanie. Der einzige Moment, in dem ihnen der Atem stockte, ergab sich, als sie den hohen, finsteren Kirchturm passierten. Aus dem Glockenturm drang ein Laut herab, ein musikalisches Raunen. Die Männer erstarrten mit jähem furchtsamem Blick. Dann waren Flügelschläge zu hören, die sich in die Nacht entfernten, und die ganze Kompanie atmete auf, als die Eule, deren Schwingen die herabhängende Glocke berührt hatten, ihre eigene Jagd fortsetzte. Harper warf einen Blick nach oben, sah das weiße Gefieder und dachte an die Schleiereulen, die geisterhaft

durch das Tal bei Tangaveane streiften, dachte an den Bach, der aus den Torffeldern rann, dachte an Irland.

»Halt!« Sharpes Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Er hob die Hand. »Dort hinein.«

Die Kompanie drängte sich in eine Gasse. Der Feuerschein war jetzt unangenehm nahe, und Sharpe spähte vorsichtig hinaus auf die Straße, zu den frischen Schutthaufen hinüber. Jetzt konnte er die Fassade von Morenos Haus zum ersten Mal richtig erkennen. Die Mauer war ungefähr acht Fuß hoch, aber das große Tor mit den zwei Flügeln, durch das man das Vieh treiben konnte, stand weit offen. Drinnen sah er weiße Gesichter in die schützenden Feuer starren und hinter diesen Gesichtern die kaum erkennbaren Schatten berittener Männer.

Knowles war nicht klar gewesen, dass das Tor offen stehen würde, Sharpe dagegen schon. Er hatte durch sein Fernrohr entdeckt, dass die vordere Mauer des Innenhofes keine Feuerstellung aufwies, kein Podest, auf dem die Soldaten stehen und nach angreifenden Partisanen Ausschau halten oder auf sie schießen konnten, deshalb blieb den Franzosen gar nichts anderes übrig. Er wusste, dass sie das Tor offen halten und die Umgebung davor beleuchten würden, damit die Ulanen, falls ein Partisan so töricht war, sie anzugreifen, mit ihren langen, spitzen Klingen auf das Schlachtfeld hinausstürmen konnten. Aber kein Partisan würde so töricht sein, das Tor anzugreifen. Die Vorderseite des Hauses war hell erleuchtet, der Hof strotzte vor kampfbereiten Waffen. Die einzige Gefahr, die von vorn drohte, war ein Angriff durch reguläre Truppen, und das, dachten die Franzosen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Sharpe grinste.

Das Feuer vor dem Tor knisterte und knackte und überdeckte das Scharren und Raunen in der Gasse. Die Rotröcke des South Essex entledigten sich ihrer Mäntel, rollten sie zu Bündeln zusammen und schnallten sie an ihren Tornistern fest. Sharpe grinste ihnen zu. Die Rifles, die keine verräterischen weißen Gürtel trugen, kauerten in

seiner Nähe. Einige zappelten vor Aufregung, und alle waren begierig, den Kampf zu beginnen, wollten ihre nervöse Erregung loswerden.

Knowles zwängte sich durch die Menge. »Fertig, Sir.«

Sharpe wandte sich an die Rifles. »Denkt daran: Nehmt euch die Offiziere vor.«

Das Baker-Gewehr war eine tödliche Waffe, langsam zu laden, aber zielgenauer als jede andere Schusswaffe auf dem Schlachtfeld. Die Musketen, die Lieutenant Knowles befehligte, konnten ihr Feuer streuen, aber die Gewehre waren sozusagen Präzisionsinstrumente. Sobald sie in das Gebäude eingedrungen waren, sollten die Grünjacken feindliche Offiziere aufspüren und sie töten, sodass die Kavallerie ohne Führung dastand.

Sharpe wandte sich wieder dem Haus zu. Er konnte Stimmengemurmel hören, Hufgetrappel auf dem Hof, das Husten eines Mannes. Dann legte er Harper die Hand auf die Schulter, und die Rifles schoben sich bäuchlings auf die Straße hinaus. Sie blieben so lange in den Schatten verborgen, bis sie hinter den Schutthaufen eine Linie gebildet hatten. Die Rifles würden als Erste angreifen, würden die Schüsse des Feindes auf sich lenken und Chaos stiften. Alles Weitere blieb Knowles überlassen. Er musste die Kompanie in den albtraumhaften Kampf gegen die Kavallerie führen.

Sharpe wartete. Er holte seinen Degen aus der Scheide, legte ihn vor sich ab und wartete, während seine Männer die langen Bajonette auf ihre Gewehre setzten. Lange war es her, seit er dem Feind gegenübergestanden hatte.

»Los!« Er hatte ihnen befohlen zu brüllen, zu rufen, den Eindruck zu erwecken, als seien sämtliche Teufel der Hölle los, und nun kletterten sie, ohne zu schießen, über den Schutt hinweg, und die Wachen am Tor wirbelten herum, rissen ihre Karabiner hoch und schossen übereilt.

Sharpe hörte, wie eine Kugel die Steine traf, sah Harper auf das Feuer zurennen und mit beiden Händen das

unverbrannte Ende eines Holzbalkens ergreifen. Der Sergeant wirbelte ihn herum und schleuderte den wartenden Reitern das brennende Holz entgegen. Als es den Boden traf, stoben die Funken nach allen Seiten, und die Pferde erhoben sich auf die Hinterhand.

Inzwischen hatte Sharpes Degen den ersten Wachtposten erreicht, der noch versuchte, seinen abgefeuerten Karabiner loszuwerden und den Säbel zu zücken. Der Degen traf den Husaren an der Kehle. Der Mann griff nach der Klinge, schien den Kopf schütteln zu wollen und erschlaffte.

Sharpe wandte sich an die Rifles. »Mir nach!«

Das Tor war unbemannt, die Kavallerie von Harpers Wurfgeschoss in die Flucht geschlagen. Die Rifles knieten links und rechts auf der Schwelle nieder und zielten auf die feuerhelle Fläche. Fremdsprachige Rufe ertönten, Kugeln schlugen in den gepflasterten Eingangsbereich ein, und Sharpe suchte verzweifelt den Innenhof nach Anzeichen für eine organisierte Verteidigung ab. Dann hörte er die ersten Baker-Gewehre schießen.

Wo zum Teufel war Knowles? Er drehte sich um und sah die Rotröcke in Kampfformation das Feuer umrunden. Sie hatten absichtlich keine Bajonette auf ihren Musketen befestigt, um das Nachladen nicht zu erschweren. Dann drang Harpers Stimme zu ihm herüber.

Er hörte mehrere Gewehrschüsse, wandte sich um und sah einen Ulanen auf sich zureiten. Das Pferd warf den Kopf hoch. Seine Augen reflektierten den Feuerschein, und sein Reiter beugte sich tief über die Mähne, die Lanze nach Sharpe ausgestreckt. Sharpe wich aus, prallte gegen den Torpfosten, sah die Lanze an sich vorbeisausen, hatte den Geruch des Pferdes in der Nase.

Wieder krachte ein Gewehr, und das Tier schrie auf. Der Pole riss die Arme hoch, und Pferd und Reiter stürzten seitwärts um. Sharpe aber rannte los, mitten auf den Hof.

Alles ging viel zu langsam! Dort standen angebundene Pferde, deren Halteseile er durchtrennte. »Hü! Hü!« Ein

Mann schwang den Säbel in seine Richtung und verfehlte ihn, während Sharpe dem Husaren seinen Degen in die Brust rammte. Er blieb stecken. Einzelne Rifles rannten mit unverständlichem Gebrüll an ihm vorbei, trieben mit ihren langen Bajonetten verstreute Franzosen vor sich her in die dunklen Torwege.

Sharpe setzte einen Fuß auf den Leichnam und zog seinen Degen heraus. Er sah Harper mit ausgestrecktem Bajonett dahinstürmen und einen Offizier zurückdrängen, der beim Anblick des hünenhaften Iren um Hilfe schrie. Der Mann stolperte, fiel rückwärts um, und seine Schreie wurden panisch, als er in ein Feuer stürzte. Harper wandte sich ab, vergaß den Mann, und Sharpe brüllte ihm zu, aus dem Weg zu gehen.

»Rifles!«

Er machte von seiner Pfeife Gebrauch, rief ihnen zu, holte sie zu dem Gebäude herüber, neben dem er stand. Losgelassene Pferde jagten über den Hof, galoppierten zum Tor, bäumten sich auf, als die Kompanie mit ihren leuchtend weißen Gürteln dort erschien und Lieutenant Knowles jene schrecklichen Befehle gab, die jedem Franzosen Angst einjagten, der die Treffsicherheit der britischen Infanterie kannte. »Präsentiert! Vorderste Reihe! Feuer!«

Es war dies das Letzte, was die Husaren und Ulanen erwartet haben konnten. Anstelle der Straßenräuber und lautlosen Messer bekamen sie es mit einer gut funktionierenden Maschinerie zu tun, die vier Salven pro Minute abgeben konnte. Die Musketen flammten, Rauch quoll in den Hof, und die drei viertel Zoll großen Kugeln schlugen hämmernd zwischen den Mauern ein.

»Hintere Reihe! Blick in Richtung Dach!«

Die Männer in der vorderen Reihe waren bereits dabei, die nächsten Patronen aus ihren Munitionsbeuteln zu holen, mit den Zähnen die Kugeln aus dem in Papier gewickelten Zylinder zu entfernen und Pulver in die Gewehre zu füllen, wobei sie eine Prise für die Pfanne übrig ließen. Die linke

Hand hielt den Lauf fest, die rechte schüttete das Pulver aus, die linke erfasste das Papier und riss es zum größten Teil herunter, während die rechte die Zündmasse zwischen Daumen und Zeigefinger festhielt. Das Papier wurde locker in die Mündung gestopft, dann hoben die übrigen drei Finger der rechten Hand den Ladestock an, die Kugel wurde in den Lauf gespuckt, mit dem stählernen Ladestock nachgestoßen. Einmal war genug. Der Ladestock wurde herausgezogen und das Gewehr angelegt, und die ganze Zeit über mussten die Männer das Geschrei des Feindes, die Karabinerkugeln, die wiehernden Pferde und das Feuer ignorieren. Als Letztes wurde die Prise Pulver in die Pfanne gestreut, sobald der Hahn mit dem Feuerstein gespannt war. Bis dahin hatte die hintere Reihe geschossen, hatten sie Mündungsfeuer und das Krachen in ihren Ohren überstanden, und dann befahl Lieutenant Knowles mit ruhiger Stimme die nächste Salve.

»Präsentiert! Feuer!«

Es war dies ein mechanischer Vorgang, und keine Infanterie der Welt, mit Ausnahme der Briten, übte ihn je mit echter Munition. Töten mit uhrwerksartiger Präzision. Schießen, nachladen, präsentieren, schießen, bis ihre Gesichter schwarz waren, bis ihre Augen von den Pulverkörnern tränten, die sich nah an ihren Wangen von der Zündmasse lösten, und bis ihre Schultern wund waren vom Rückstoß der Gewehre.

Vor ihnen im rauchdurchzogenen Hof häuften sich die Leichen ihrer Feinde, und die ganze Zeit hatte Knowles sie weiter vorangeführt, immer zwei Schritt auf einmal. Währenddessen hatten sich die durchgegangenen Pferde hinter ihnen in Sicherheit gebracht, und Sharpe beobachtete, wie Hagmans aus vier Rifles bestehende Einheit das Tor schloss. Kaum eine Minute war vergangen.

»Ins Haus!« Sharpe trat gegen die Tür, Harper schlug dagegen, und schon waren die Rifles im Innern des Hauses. Jemand schoss eine Pistole auf sie ab, aber die Kugel ging

daneben, und Sharpe schlug mit dem Degen um sich. »Bajonette!« Die Rifles formierten sich, stürmten mit gefletschten Zähnen voran. Sharpe sah, dass die Halle, die sie betreten hatten, den Offizieren vorbehalten war. Der Tisch war mit geleerten Flaschen übersät, und eine Treppe führte zu den Schlafgemächern hinauf, in denen nun Männer vom Schlachtenlärm erwachten.

Draußen auf dem Hof zählte Lieutenant Knowles im Rhythmus der Salven leise mit und hielt gleichzeitig in alle Richtungen Ausschau nach möglichen Gefahren. Er entdeckte Hagman, der ein Stück entfernt kniete. Die übrigen Rifles seiner Einheit luden für den kleinen Mann aus Cheshire nach. Da wusste Knowles, dass jeder Offizier, der sich auf dem Balkon oder oben auf dem Dach blicken ließ, von einer Gewehrkugel heruntergeholt werden würde. Seine eigenen Männer rückten im Feuerschein schwitzend Schritt um Schritt vor, nahmen sich Mauern und Fenster vor, und dem Lieutenant fiel ein, dass dies erst sein dritter echter Kampf war. Er kämpfte gegen die Panik an, gegen den Impuls, irgendwo Schutz zu suchen, aber seine Stimme blieb ruhig, und in dem Lärm hörte er kaum die Karabinerkugeln, die um ihn herum einschlugen.

Er sah einzelne Rotröcke fallen, von feindlichen Schüssen getroffen, und stellte fest, dass sich Sergeant Read um sie kümmerte. Dann wurde ihm plötzlich klar, was es mit den entsetzlichen sprudelnden Kreischlauten auf sich hatte, die seit einer Minute seine Trommelfelle peinigten. Er war beiseitegetreten, um einem Feuer auszuweichen, und entdeckte einen französischen Offizier, der zappelnd inmitten der Flammen lag. Der Mann schien die Hände nach dem Lieutenant auszustrecken. Seine verkohlten Hände krümmten sich wie Klauen, und aus seiner Kehle drang dieser grauenhafte Laut.

Knowles erinnerte sich plötzlich an den Degen in seiner Hand, an die Klinge, die ihm sein Vater gekauft hatte. Mit schmerzlich verzogenem Gesicht trat er dicht an den Mann

heran und schloss die Augen, während er die Spitze am Hals des Sterbenden ansetzte. Er hatte aufgehört, Befehle zu geben, aber die Männer merkten es kaum und vermissten ihn nicht. Sie schossen ihre Salven in die Finsternis ab, während Knowles die Augen öffnete und sah, dass er zum ersten Mal einen Mann mit dem Degen getötet hatte. Dann übertönte Sergeant Harpers Stimme den Lärm auf dem Hof. »Hier herein, Sir!«

Sharpe nahm an, dass anderthalb Minuten vergangen waren, seit die Rifles das Tor freigekämpft hatten. Er hatte unwillkürlich die Salven auf dem Hof gezählt und ging davon aus, dass die Männer bei diesem Licht alle fünfzehn Sekunden einen Schuss abgeben konnten. Hier in der Haupthalle von Morenos Haus gab es Probleme. Offiziere, die oben an der Treppe erschienen waren, hatten gesehen, was unten vorging. Sie hatten Matratzen und Möbelstücke geholt, die sie für ihre Zwecke zurückbehalten hatten, und daraus eine Barrikade gebaut. Sharpe brauchte schnelle und überwältigende Feuerkraft, um die Treppe freizumachen.

»Sergeant!«

Die Treppe zu stürmen hätte Selbstmord bedeutet. Der hünenhafte Ire tat dennoch einen Schritt darauf zu, aber Sharpe hielt ihn auf. »Gib mir das Gewehr!«

Harper warf einen Blick auf die Waffe mit den sieben Läufen, grinste und schüttelte den Kopf. Noch ehe Sharpe es verhindern konnte, war der Sergeant auf die unterste Stufe gesprungen, hatte die schreckliche Waffe nach oben gerichtet und abgedrückt. Es entstand der Eindruck, als sei eine kleine Kanone im Raum abgeschossen worden. Das Gewehr spuckte Flammen und Rauch, betäubte die Trommelfelle und warf zu Sharpes Entsetzen den Sergeant rückwärts um. Er rannte zu ihm, befürchtete schon das Schlimmste.

Doch Harper grinste nur. »Verdammter Rückstoß!«

Sharpe nahm jeweils zwei Stufen auf einmal und stürmte mit erhobenem Degen auf die Stelle zu, wo der Schuss die

Barrikade umgeworfen und die Wände mit Blut bespritzt hatte. Da zielte ein Offizier mit einer Pistole auf ihn. Sharpe konnte nichts dagegen tun. Er sah, wie der Abzug gedrückt wurde, wie der Hahn nach vorn schnappte, aber weiter geschah nichts. In seiner Hast und panischen Angst hatte der Franzose vergessen, die Pfanne mit Pulver zu versehen. Das war sein Todesurteil. Der Degen spaltete ihm Schädeldecke und Gehirn. Dann packte Sharpe die Matratzen, räumte sie beiseite und hielt sich gleichzeitig die schlanken Degen der beiden Männer vom Leib, die den Schuss aus dem siebenläufigen Gewehr überlebt hatten.

»Rifles!«, brüllte Harper und polterte die Treppe hinauf. Sharpe stieß zu, verwundete einen Mann, wich aus, als der zweite tollkühn um sich schlug. Dann stand Harper neben ihm, setzte sein Schwertbajonett ein, und schon war der Treppenabsatz frei.

»Kearsey!«, rief Sharpe, ohne an die Rangbezeichnung zu denken. Um Himmels willen, wo war der Kerl?

»Kearsey!«

»Sharpe?« Der Major erschien an einer Tür, zog die Schnallen an seiner Hose zu. »Sharpe?«

»Machen Sie, dass Sie da rauskommen, Major!«

»Aber mein Ehrenwort!«

»Sie sind befreit!« Zur Hölle mit seinem Ehrenwort.

Am Ende des Gangs wurde eine Tür aufgerissen, ein Gewehr schoss, die Tür schloss sich wieder. Kearsey schien plötzlich aufzuwachen. »Da entlang!« Er zeigte auf mehrere geschlossene Türen. »Von dort aus kann man nach draußen springen!«

Sharpe nickte. Der Treppenabsatz schien keine Gefahren zu bergen. Ein weiterer Offizier hatte am Ende des Gangs eine Tür aufgerissen, aber eine Gewehrkugel hatte es ihm ratsam erscheinen lassen, keine weiteren Risiken einzugehen. Die Grünjacken luden nach, warteten auf ihre Befehle. Sharpe trat an die oberste Stufe. Drunten herrschte Chaos. Der Raum war erfüllt von Musketenrauch, der jedes

Mal von Flammen durchbrochen wurde, wenn die Rotröcke Fenster und Türen unter Beschuss nahmen. Knowles hatte längst aufgehört, die Salven zu befehligen. Nun schoss jeder Mann, so schnell er konnte. Die brennenden Papierfetzen, die mit den Kugeln herausgeschleudert wurden, setzten Binsenmatten und Vorhänge in Brand. Sharpe legte die Hände an den Mund. »Lieutenant! Hier herauf!«

Knowles nickte und wandte sich an seine Männer. Sharpe stellte fest, dass Kearsey an seine Seite getreten war. Er hüpfte auf einem Bein, während er sich einen Stiefel anzog. »Die Gewehre werden Deckung geben, Major! Übernehmen Sie!«

Kearsey nickte, zeigte sich von den entschiedenen Kommandos, die Sharpe gab, nicht überrascht. Der hochgewachsene Schütze wandte sich den geschlossenen Türen zu. Gleich die erste war unverschlossen. Das Zimmer war leer, das Fenster stand einladend offen. Harper kam herein, um herauszuschlagen, was von Glas und Rahmen übrig war. Sharpe versuchte, die nächste Tür zu öffnen. Sie weigerte sich aufzugehen, daher warf er sich mit der Schulter dagegen, bis das Holz um das Schloss herum splitterte. Dann blieb er wie angewurzelt stehen.

Auf dem Bett lag, Hände und Füße an den vier dicken Pfosten festgebunden, eine junge Frau. Das schwarze Haar auf dem Kissen und ihr weißes Kleid erinnerten an Josefina. Über dem geknebelten Mund starrten ihm finstere Augen entgegen. Sie zappelte und wand sich, versuchte ihre Fesseln loszuwerden, und Sharpe war fasziniert von ihrer Schönheit, von der Entschlossenheit ihres Gesichtsausdruck.

Drunten ertönten nach wie vor Schüsse, dann ein plötzlicher Schrei, und man konnte riechen, dass das Feuer inzwischen das Holz erfasst hatte. Sharpe trat ans Bett und hieb mit seinem unhandlichen Degen auf ihre Fesseln ein. Sie warf den Kopf herum und wies mit den Augen auf einen finsteren Winkel des Raums. Sharpe sah die Bewegung, warf sich zu Boden, hörte das Krachen und spürte den Luftzug

der Pistolenkugel, während neben dem Bett ein Mann auftauchte. Ein Oberst, wer hätte das gedacht, in der Uniform eines Husaren, dessen Vergnügen unterbrochen worden war, noch ehe es begonnen hatte. Im Gesicht des Mannes stand die Angst geschrieben. Sharpe lächelte, stieg aufs Bett, während der Oberst versuchte, aus dem Zimmerwinkel freizukommen, und hielt ihn kaltblütig in der Ecke gefangen.

»Sergeant!«

Harper kam herein, das siebenläufige Gewehr in der Hand, und entdeckte das Mädchen. »Gott schütze Irland.«

»Schneide sie los!«

Sharpe hörte Kearseys Stimme auf dem Treppenabsatz. »Ruhig jetzt!« Drunten zählte Knowles die Männer ab, schickte die Verwundeten als Erste hinauf. Der französische Oberst redete auf Sharpe ein, zeigte auf das Mädchen, aber der Degen nagelte ihn fest. Sharpe wünschte sich, ihn auf der Stelle getötet zu haben. Dies war nicht der Ort, Gefangene zu machen, und er saß fest, ohne zu wissen, was draußen vorging. Die junge Frau war frei. Sie rieb sich die Handgelenke, und Sharpe ließ den Degen sinken. »Pass auf ihn auf, Sergeant!«

Er rannte zum Fenster, schlug mit dem Degen die Scheiben ein und sah die menschenleere Dunkelheit, die draußen herrschte. Sie konnten es schaffen. Die ersten Rotröcke hatten gerade den Treppenabsatz erreicht, da schrie der französische Oberst auf, als erleide er entsetzliche Schmerzen. Sharpe wirbelte herum und sah, dass die schlanke dunkelhaarige Frau den Säbel des Franzosen gepackt und die Klinge in seine Eingeweide gerammt hatte. Sie lächelte und war dabei so schön, dass ihm der Atem verging.

Harper starrte die Szene fassungslos an. Sharpe aber ignorierte den Franzosen. »Patrick!«

»Sir?«

»Hol die Männer herein. Durch das Fenster! Hier und im Nebenzimmer!«

Die Frau spuckte den Franzosen an, der sich im eigenen Blut wälzte, und verwünschte ihn. Dann warf sie Sharpe einen Blick zu, der von unverblümter Verachtung zu sprechen schien, weil er den Franzosen nicht selbst getötet hatte. Sharpe wich vor ihr zurück, von ihrer raubvogelartigen Schönheit aus dem Gleichgewicht gebracht. Die Kommandos draußen auf dem Treppenabsatz und die krachenden Musketen hörte er kaum. Er rang voller Selbstverachtung um seine Beherrschung, doch die junge Frau war schneller. Sie hatte den Säbel des Obersten, sie hatte ihre Freiheit wieder, sie lief durch die Tür, ohne auf die Kampfhandlungen zu achten, und wandte sich nach rechts. Sharpe rannte hinterdrein, alle Vorsicht außer Acht lassend, nur dem Instinkt folgend, dass mancherlei oder vielleicht auch nur ein Ereignis das Leben eines Mannes von Grund auf verändern konnte.

KAPITEL 7

Knowles hatte seine Sache gut gemacht. Die Halle stand in Flammen, enthielt jedoch keine Feinde mehr, und die Rotröcke zogen sich nun die Treppe hinauf zurück. Sie fuhren fort, nachzuladen und ihre Musketen abzuschießen, und nahmen keine Notiz von dem frischen Blut, das die Stufen schlüpfrig machte. Dann übernahmen die Rifles das Feuer. Ihre Baker-Gewehre entluden sich in den Saal hinab, während Major Kearsey, den Säbel in der Hand, die Männer in eines der Schlafzimmer drängte, an ein Fenster. Dabei brüllte er: »Springt!«

»Tief zielen! Tief zielen!«, bellte Harper die Schützen an. Nun drangen Husaren in die Halle ein, hustend vom Rauch. Aus den Fenstern im Obergeschoss sprangen die Rotröcke und formierten sich auf dem darunterliegenden Feld. Endlich fehlte nur noch Sharpe.

Knowles sah sich um. »Captain!«

»Er ist nicht da!« Major Kearsey packte Knowles. »Machen Sie, dass Sie hier verschwinden! Möglich, dass wir es noch mit Kavallerie zu tun bekommen!«

Die junge Frau war durch eine Tür geeilt, und Sharpe war ihr gefolgt. Dabei hatte er eine kleine Statue der Jungfrau Maria bemerkt, an deren Fuß zahlreiche Kerzen brannten. Er erinnerte sich, dass die Katholiken in der Kompanie entschieden hatten, dass heute – nein, gestern – der fünfzehnte August war, Mariä Himmelfahrt. Ihm war es recht, denn die Treppe hinter der Tür war gänzlich unbeleuchtet. Er nahm eine Kerze und folgte den verhallenden Schritten. Er beeilte sich, ließ die Absätze über die Stufen gleiten, polterte in die Tiefe.

Er verfluchte sich. Sein Platz war bei seinen Männern, nicht auf der Jagd nach einem Mädchen, nur weil es Josefinas langes schwarzes Haar hatte, eine schlanke Gestalt und eine Schönheit, die ihn überwältigt hatte. Aber dies war nicht die Nacht, sich vernünftig zu verhalten. Sie glich einem finsteren Wahn, dem letzten Wurf eines Glücksspielers. Außerdem, überlegte er, hatte man die Frau gefangen gehalten, darum war sie wichtig für den Feind, wichtig für ihn.

Diese rationale Erklärung reichte bis zum Fuß der Treppe. Der Treppenschacht war viereckig, und ihm war klar, dass er unter die Erde führte, in die Kellerräume. Er rannte hinab, beinahe außer Kontrolle. Die Kerzenflamme war längst ausgegangen.

Da schoss plötzlich ein weißer Arm vor, und ihre Stimme gebot ihm, zu schweigen. Sie hatten eine Tür erreicht, durch deren Planken Licht hereindrang, und wahrscheinlich hatten jene, die sich auf der anderen Seite aufhielten, längst ihre Schritte auf den Stufen gehört.

Sharpe stieß, ihre Vorsicht außer Acht lassend, die Tür auf. Dahinter stand mit ängstlichem Gesicht ein Ulan, eine Muskete samt aufgesetztem Bajonett in der Hand. Er stach auf Sharpe ein, vermutlich im Glauben, er könne ihn mit der Bajonettspitze leichter erledigen als mit einem Schuss. Aber Sharpe hatte sich auf genau diese Taktik eingestellt. Er ließ das Bajonett kommen, wich aus und nutzte die Eigenbewegung des Feindes, um ihm seinen Degen in den Bauch zu rammen. Dann erst packte Sharpe das Grauen.

Der Keller war blutbespritzt, lag voller Leiber, die eines schrecklichen Todes gestorben waren, jeder auf andere Weise. An den Wänden standen geplünderte Weinregale, aber der Boden war schwarz von spanischem Blut, übersät mit albtraumhaft obszönen Verstümmelungen. Junge, Alte, Männer und Frauen, alle auf entsetzliche Weise abgeschlachtet.

Sharpe nahm an, dass diese Leute am vergangenen Tag gestorben waren, während er von der Hügelkuppe aus zusah, dass sie umgekommen waren, während die Franzosen so taten, als sei das Dorf menschenleer. Er hatte in der Mulde gelegen, die warme Sonne im Rücken, und hier im Keller waren die Spanier gestorben, langsam und unter furchtbaren Qualen.

Es war unmöglich, die Leichen zu zählen oder ihre Todesart zu benennen. Einige waren zu jung gewesen, um zu begreifen, was passiert war. Sie waren zweifellos vor den Augen ihrer Mütter umgebracht worden. Sharpe empfand hilflose Wut. Die junge Frau aber schob sich an ihm vorbei und machte sich in dem Durcheinander auf die Suche. Da hörte Sharpe aus weiter Ferne, wie vom anderen Ende der Stadt, eine Gewehrsalve. Sie mussten fliehen! Er packte den Arm des Mädchens.

»Komm!«

»Nein!«

Sie suchte nach jemandem, zerrte an den Leichnamen, ohne sich des Grauens bewusst zu sein. Warum hatte man die Toten bewachen lassen? Sharpe drängte an ihr vorbei, nahm die Laterne und hörte ein Stöhnen am entfernten dunklen Ende des alten Weinkellers. Die junge Frau hörte es ebenfalls.

»Ramon!«

Sharpe setzte den Fuß auf totes Fleisch, zuckte vor einer Spinnwebe zurück, dann sah er, zunächst undeutlich, einen Mann, der mit Handschellen an der gegenüberliegenden Wand gefesselt war. Er wunderte sich nicht, dass der Weinkeller mit derartigen Wandfesseln ausgestattet war, dazu blieb keine Zeit. Er näherte sich mit der Laterne und entdeckte, dass das, was er für Ketten gehalten hatte, Blutspuren waren. Man hatte den Mann nicht etwa angekettet, sondern bei lebendigem Leib an die Steinmauer genagelt.

»Ramon!« Das Mädchen war an Sharpe vorbeigeeilt und zog ohne Erfolg an den Nägeln. Sharpe stellte die Laterne ab und bearbeitete die Nagelköpfe mit dem Messinggriff seines Degens. Er bog sie nach rechts und links und hörte zugleich draußen das Donnern von Hufen, Geschrei und eine Salve. Dann löste sich der erste Nagel. Frisches Blut rann aus der Wunde. Er zog den Nagel heraus und nahm sich die zweite Hand vor. Noch eine Salve, erneutes Hufgetrappel, und er schlug verzweifelt zu, bis der Gefangene frei war. Er überließ dem Mädchen seinen Degen und nahm Ramon, oder wie immer er hieß, auf die Schulter.

»Los jetzt!«

Die junge Frau führte ihn an der Tür vorbei, durch die sie gekommen waren, vorbei am Chaos aus Blut und Leichen in einen fernen Winkel des Kellers. Die Laterne, die sie hochhielt, offenbarte eine Falltür, und sie zeigte darauf.

Sharpe setzte seine stöhnende Last ab, hob die Hände, drückte gegen die Falltür, und ein plötzlicher Schwall willkommener Nachtluft vertrieb den üblen Gestank des Blutes und der Toten. Er zog sich hinauf, überrascht von der Tatsache, dass die Falltür außerhalb der Mauern des Hauses ins Freie führte. Dann jedoch wurde ihm klar, dass auf diese Weise Vorräte ins Haus geschafft wurden, ohne dass jemand durch den Innenhof und die Küchenräume trampeln musste. Er sah sich um und entdeckte die Kompanie, die gemächlich in drei Reihen dahinmarschierte.

»Sergeant!«

Harper drehte sich um. Im Licht des brennenden Hauses war die Erleichterung auf seinem Gesicht deutlich zu erkennen. Sharpe ließ sich noch einmal in den Keller hinab, hob den Verwundeten heraus, sprang dann selbst ins Freie und streckte die Hand aus, um der jungen Frau zu helfen. Sie ignorierte ihn, stemmte sich selbst hoch und rollte sich heraus ins Gras. Dabei erhaschte Sharpe einen Blick auf ihre langen Beine. Die Männer brachen in Jubelrufe aus, und Sharpe war klar, dass sie ihm galten. Harper hatte ihn

erreicht. Er klopfte ihm auf den Rücken und sagte etwas Unverständliches, das sich so anhörte, als habe er Sharpe verloren geglaubt. Der Sergeant übernahm den Verletzten, und sie rannten auf die Kompanie zu. Da entdeckte Sharpe zum ersten Mal Reiter in der Dunkelheit. Harper reichte den verwundeten Mann weiter, Knowles grinste Sharpe zu, während Kearsey sich gestikulierend mit dem Mädchen verständigte.

»Sind die geladen?«, übertönte Sharpe das Tosen des brennenden Hauses und zeigte auf die Musketen.

»Die meisten, Sir«, antwortete Knowles.

»Weitermarschieren!«

Sharpe trieb Knowles und die Kompanie voran, dem Gerstenfeld und der willkommenen Dunkelheit entgegen. Dann drehte er sich noch einmal nach dem Haus um, weil er feststellen wollte, was die Kavallerie vorhatte. Harper war zur Stelle. Er lief rückwärts, das siebenläufige Gewehr auf die Reiter gerichtet. Sharpe fragte sich, wie lange es her sein mochte, seit sie durch das Tor eingedrungen waren. Nicht mehr als sieben bis acht Minuten, entschied er. Genug Zeit für seine Männer, sieben- bis achthundert Schuss auf die überraschten Franzosen abzugeben, das Haus anzuzünden, Kearsey, das Mädchen und den Gefangenen zu retten. Die Dunkelheit verbarg sein Grinsen.

»Achtung, rechts!«, rief Harper. Ein Dutzend Ulanen kamen, die hässlichen Lanzenspitzen gesenkt, sodass sie in Bodennähe glitzerten, in einer Reihe herangetrabt, um die Kompanie von der Flanke her anzugreifen. Aber bis dahin war noch Zeit. »Rechts schwenkt!«

Die Kompanie führte den Schwenk unter Beibehaltung der drei Marschreihen aus. »Halt!« Eine nicht ganz akkurate Formation, aber sie genügte. »Hintere Reihe kehrt. Schussbereit!« Damit war der Rückzug gedeckt. »Präsentiert! Zielt auf die Bäuche! Macht ihnen Bauchschmerzen! Feuer!«

Was dann geschah, war zwangsläufig. Der Feind verwandelte sich in ein Durcheinander aus fallenden Pferden und stürzenden Ulanen. »Rechts kehrt! Vorwärts! Im Schnellschritt!« Damit hatte Sharpe erreicht, dass die kleine Kompanie in Marschformation auf das Gerstenfeld zulief, auf das ungeerntete Getreide, das ihnen ein wenig Deckung bieten würde. Hinter ihnen ertönte erneutes Hufgetrappel, aber sie hatten nicht genug geladene Musketen, um einen weiteren Angriff abzuwehren. Nur genügend Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. »Rennt!«

Die Kompanie rannte mit Sack und Pack los, und Sharpe hörte einen Verwundeten stöhnen. Die Verwundeten zu zählen, das hatte Zeit bis später. Er drehte sich um, sah die Ulanen in verzweifelter Hast heranjagen. Einer davon hatte es auf Harper abgesehen, aber der Ire stieß die Lanze mit seinem mächtigen Gewehr beiseite und hob mit riesiger Pranke den Polen aus dem Sattel. Der Sergeant gab seine Schmährufe in heimatlichem Gälisch ab. Er hielt den Ulanen mühelos in der Luft. Seine ungeheure Kraft ließ den Mann schwerelos erscheinen. Dann warf er ihn einem herankommenden Pferd vor die Hufe. Hinter Sharpe krachte ein Gewehr. Ein Pferd stürzte, und Hagmans Stimme übertönte den Lärm: »Den hat's erwischt.«

»Zurück!«, brüllte Harper. Die übrigen Pferde waren immer noch mehrere Yards von ihnen entfernt, da spürte Sharpe plötzlich die Gerste unter seinen Füßen. Er rannte hinein ins Feld und nahm einen Moment lang keine Notiz von den Trompeten. Er konzentrierte sich aufs Rennen und erinnerte sich dabei an den Inder mit der rasiermesserscharfen Lanze, an seinen verzweifelten und vergeblichen Versuch, vor ihr davonzulaufen. Dann hörte er Harpers triumphierende Stimme.

»Da wird zum Rückzug geblasen! Die Schweinehunde haben genug!« Harper grinste und lachte. »Sie haben's geschafft, Sir!« Sharpe verlangsamte das Tempo, atmete tief durch. Es war merkwürdig still hier im Feld. Die Hufe

klangen gedämpft, das Gewehrfeuer war verstummt. Die Franzosen mochten offenbar nicht glauben, dass ganze fünfzig Mann das Dorf angegriffen hatten. Der Anblick von Rotjacken und gekreuzten Gurten hatte sie wohl überzeugt, dass draußen in der Dunkelheit weitere britische Soldaten lauerten und dass es Wahnsinn wäre, die Ulanen der massierten Schusskraft eines verborgenen Regiments auszusetzen.

Sharpe hörte die Männer keuchen. Einige stöhnten, während sie fortgeschleppt wurden. Er lauschte dem aufgeregten Raunen siegreicher Soldaten und fragte sich, welchen Preis sie dafür würden zahlen müssen. Daraufhin wandte er sich an Harper. »Alles in Ordnung?«

»Jawohl, Sir. Und Sie?«

»Ein paar Schrammen. Wie sieht’s unter dem Strich aus?«

»Weiß ich noch nicht genau, Sir. Jim Kelly hat’s böse erwischt.« Harpers Stimme klang traurig, und Sharpe musste an die Hochzeit denken. Wenige Wochen war es her, dass sich die füllige Pru Baxter Gänseblümchen ins Haar geflochten hatte, um den kleinen irischen Obergefreiten zu heiraten. Harper fuhr fort. »Cresacre hat geblutet, sagt aber, es sei alles in Ordnung. Ein paar haben wir ganz verloren. Hab sie im Hof liegen sehen.«

»Wen?« Er hätte es wissen müssen.

»Weiß nicht, Sir.«

Sie machten sich an den Aufstieg ins Hügelland, dorthinauf, wo die Pferde nicht hinkonnten, zurück zur Mulde, die sie erreichten, als über den fernen Kuppen das erste schwache Grau des Morgens zu erkennen war. Es war an der Zeit, schlafen zu gehen, und die Männer sanken zu Boden wie die Leichen drunten im Keller. Einige mussten am Rand der Mulde Postendienst tun. Ihre Augen waren vor Erschöpfung gerötet, ihre Gesichter mit Pulver beschmiert, aber sie grinsten Sharpe an, der ihnen zum Sieg verholfen hatte. Das Mädchen saß bei Kearsey und verband ihm das

Bein, während Knowles sich um die übrigen Verwundeten kümmerte. Sharpe beugte sich über ihn.

»Wie schlimm ist es?«

»Kelly wird’s nicht schaffen, Sir.«

Der Corporal hatte eine Brustverletzung. Knowles hatte die Fetzen seines Rocks entfernt, und darunter war grauenhafte Zerfleischung, waren schimmernde Rippen und schäumendes Blut zum Vorschein gekommen. Es war ein Wunder, dass er so lange überlebt hatte. Cresacre war am Schenkel getroffen worden, eine saubere Wunde. Er verband sie sich selbst, schwor, dass es ihm bald wieder besser gehen würde, und entschuldigte sich bei Sharpe, als ginge es darum, dass er den Übrigen zur Last falle.

Zwei weitere Männer waren schwer verletzt. Beide hatten von Säbeln beigebrachte Schnittwunden, aber sie würden es überleben, und es gab kaum einen Mann, der nicht einen Kratzer oder eine Schramme hatte, ein Andenken an diese Nacht.

Sharpe zählte sie durch. Achtundvierzig Mann, drei Sergeants und zwei Offiziere hatten die Mulde verlassen. Vier Männer waren nicht zurückgekehrt. Sharpe spürte, wie die Erschöpfung über ihn hinwegspülte, zusammen mit einer Spur Erleichterung. Die Verluste waren geringer, als er zu hoffen gewagt hatte. Wenn Kelly auch noch gestorben war und sein Leichnam vor den Geiern geschützt in einem flachen Grab lag, würde er fünf Mann verloren haben. Die Ulanen hatten gewiss die dreifache Zahl eingebüßt. Er ging die Kompanie ab, trat zu denen, die noch wach waren, und belobigte sie. Die Männer schienen über seinen Dank in Verlegenheit zu geraten. Sie begannen zu frösteln, als ihnen in der kalten Luft der Schweiß am Körper trocknete, und die Köpfe derer, die wach zu bleiben und mit geröteten Augen der Dämmerung entgegenzusehen versuchten, fuhren immer wieder auf.

»Captain Sharpe!« Kearsey stand an einer unbewachsenen Stelle innerhalb der Mulde. »Captain!«

Sharpe stieg zu ihm hinab. »Sir?«
Kearsey starrte ihn an, und seine kleinen Augen blickten finster. »Haben Sie den Verstand verloren, Sharpe?«
Eine Sekunde lang wusste Sharpe mit dieser Frage nichts anzufangen.
»Wie meinen, Sir?«
»Was haben Sie getan?«
»Was ich getan habe, Sir? Ich hab Sie befreit.« Sharpe hatte mit Dank gerechnet.
Kearsey verzog das Gesicht, ob nun wegen der Schmerzen in seinem Bein oder wegen Sharpes Naivität, war schwer auszumachen. Das Morgengrauen ließ nun in der Mulde Einzelheiten erkennen: die zusammengesunkenen Männer, das Blut, der Zorn auf Kearseys Gesicht. »Sie Narr!«
Sharpe beherrschte mit zusammengebissenen Zähnen seine Wut. »Sir?«
Kearsey wies auf die Verwundeten. »Wie wollen Sie die zurückschaffen?«
»Wir tragen sie, Sir.«
»Wir tragen sie, Sir«, äffte Kearsey ihn nach. »Über fünfzehn Meilen offenes Gelände? Sie waren nur mitgekommen, um das Gold zu tragen, Sharpe! Nicht, um im Nirgendwo eine Schlacht zu schlagen!«
Sharpe atmete tief ein und unterdrückte das Bedürfnis, Kearsey anzuschreien. »Ohne Sie, Sir, hätten wir keine Chance gehabt, El Católico zu überreden, dass er uns das Gold überlässt. Das war meine Einschätzung.«
Kearsey sah ihn an, schüttelte den Kopf und zeigte auf Jim Kelly. »Und Sie glauben, das sei so viel wert?«
»Der General hat mir mitgeteilt, das Gold sei wichtig, Sir«, sagte Sharpe mit gedämpfter Stimme.
»Wichtig doch nur, Sharpe, weil es sich um eine Geste gegenüber den Spaniern handelt.«
»Jawohl, Sir.« Dies war nicht der Zeitpunkt, einen Streit zu beginnen.

»Wenigstens haben Sie die da gerettet.« Der Major wies auf die beiden Spanier.

Sharpe betrachtete die dunkle Schönheit des Mädchens. »Die da, Sir?«

»Morenos Kinder. Teresa und Ramon. Die Franzosen haben sie als Geisel festgehalten, in der Hoffnung, dass Moreno oder El Católico einen Rettungsversuch unternehmen. Zumindest haben wir uns deren Dank verdient, und das ist vermutlich mehr wert, als das Gold für sie zu transportieren. Übrigens bezweifle ich, dass sich das Gold noch dort befindet.«

Die Sonne erschien am Rand der Mulde. Sharpe blinzelte. »Wie meinen, Sir?«

»Was denken Sie? Die Franzosen sind dort. Sie haben vermutlich das Gold. War Ihnen das etwa nicht aufgegangen?«

Es war ihm durchaus aufgegangen, aber Sharpe war nicht in der Stimmung, Kearsey seine Gedanken mitzuteilen. Seiner Meinung nach wären die Franzosen, wenn sie das Gold gefunden hätten, sogleich nach Ciudad Rodrigo aufgebrochen, aber davon hätte sich Kearsey sicher nicht überzeugen lassen. Sharpe nickte. »Haben Sie Ihnen gegenüber etwas Diesbezügliches erwähnt, Sir?«

Kearsey zuckte mit den Schultern. Es gefiel ihm nicht, daran erinnert zu werden, dass man ihn gefangen genommen hatte. »Ich hatte Pech, Sharpe. Konnte ja nicht wissen, dass sich dort Ulanen aufhalten.« Er schüttelte den Kopf, und plötzlich klang seine Stimme müde. »Nein, die haben nichts dergleichen gesagt.«

»Demnach besteht noch Hoffnung, Sir?«

Der Major machte ein bitteres Gesicht und wies auf Kelly. »Sagen Sie ihm das.«

»Jawohl, Sir.«

Kearsey seufzte. »Tut mir leid, Sharpe. Das haben Sie nicht verdient.« Er schien einen Moment lang nachzudenken. »Es

ist Ihnen aber doch klar, dass sie heute hinter uns her sein werden?«

»Die Franzosen, Sir?«

Der Major nickte. »Wer sonst? Schlafen Sie jetzt besser, Sharpe. In ein paar Stunden werden Sie diese Stellung verteidigen müssen.«

»Jawohl, Sir.«

Er wandte sich ab, und als er dies tat, trafen sich seine und Teresas Blicke.

Sie sah ihn ohne Interesse an, ohne Wiedererkennen, als komme ihrer Rettung und der Tatsache, dass sie zusammen zwei Menschen umgebracht hatten, keine Bedeutung zu. El Católico, dachte er, ist ein Mann, dem das Glück hold ist. Dann schlief er ein.

KAPITEL 8

Casatejada glich einem aufgewühlten Ameisenhaufen. Den ganzen Morgen über brachen die Patrouillen auf, suchten das Tal ab, galoppierten dann, in Staubwolken gehüllt, wieder auf die Gebäudegruppe zu, auf die dünnen Rauchfäden, die als Einziges an die Kampfhandlungen der vergangenen Nacht erinnerten. Andere fingen durchgegangene Pferde ein. Sie ritten am Fuß des Tals im Kreis herum und erinnerten Harper an die Ponyjagd auf dem Moor im heimischen Donegal.

In der Mulde bewegten sich die Männer bedächtig und leise, als könnten ihre Geräusche im Dorf zu hören sein, doch in Wirklichkeit hatte die Siegesfreude nur Erschöpfung und Traurigkeit Platz gemacht.

Das Röcheln von Kellys Atem durchdrang den Morgen. Er hatte ständig ein wenig rosa Schaum im Mundwinkel, und die Männer mieden ihn, als sei der Tod ansteckend.

Sharpe erwachte, befahl Harper, zu schlafen, wechselte die Wachtposten aus und bemühte sich, mit einer Hand voll Gras das angetrocknete Blut von seinem Degen zu wischen. Sie wagten nicht, ein Feuer zu entfachen, um Wasser heiß zu machen und damit ihre Musketen zu reinigen, daher wandten sie einen Notbehelf an, der auf dem Schlachtfeld üblich war. Sie urinierten in ihre Gewehrläufe und grinsten befangen zu der jungen Frau hinüber, während sie die Flüssigkeit schüttelten, um die festgebackenen Pulverreste der Nacht zu lösen. Doch sie reagierte nicht, ihr Gesicht war wie versteinert. Sie saß da, hielt ihren Bruder bei der Hand, redete leise auf ihn ein und gab ihm aus einer hölzernen Flasche lauwarmes Wasser zu trinken. Die Hitze prallte von

den felsigen Wänden der Mulde ab und ließ die Lebendigen wie die Toten schmoren.

Kearsey kam hochgeklettert und legte sich neben Sharpe. Er nahm ihm das Fernrohr ab, um drunten im Tal die Franzosen zu beobachten. »Die machen sich zum Abmarsch bereit.«

»Sir?«

Kearsey wies mit dem Kopf auf das Dorf. »Maultiere, Sharpe. Eine ganze Koppel.«

Sharpe holte sich sein Fernrohr wieder und richtete es auf die Dorfstraße. Kearsey hatte recht, dort stand eine Reihe von Maultieren, und Männer waren damit beschäftigt, Seile um ihre Lasten zu schlingen, aber es war unmöglich festzustellen, ob die Bündel Gold enthielten oder lediglich Proviant.

»Vielleicht haben sie doch nicht vor, nach uns zu suchen.« Der Major hatte sich inzwischen beruhigt. »Die können gar nicht anders. Sehen Sie sich die Spur an, die wir hinterlassen haben.« Die Trampelspur, die vom Rückzug der Leichten Kompanie zeugte, verlief quer durch das Gerstenfeld wie ein gigantischer Wegweiser. »Sie werden das Bedürfnis haben, über den Grat zu blicken, um sich zu vergewissern, dass wir fort sind.«

Sharpe betrachtete den kahlen Felsen und das Gras am Hang. »Sollen wir abziehen?«

Der Major schüttelte den Kopf. »Diese Mulde ist im weiten Umkreis das beste Versteck. Von keiner Seite aus einzusehen, selbst von oben ist es schwer. Wenn ihr weiterhin die Köpfe einzieht, müsste alles glattgehen.«

Sharpe fand es seltsam, dass Kearsey »ihr«, sagte, als gehöre der Major selbst nicht zum britischen Militär oder als gehe ihn Sharpes Überleben auf feindlichem Territorium nichts an. Er sagte nichts. Der Major kaute nervös an seinem Schnurrbart. Er wirkte tief in Gedanken versunken, und als er sprach, hörte es sich an, als sei er am Ende eines langen Gedankengangs angelangt.

»Sie müssen verstehen, warum es so wichtig ist.«

»Sir?« Sharpe war verwirrt.

»Das Gold, Sharpe.« Er verstummte, und Sharpe wartete. Der kleine Mann zwirbelte seinen Schnurrbart. »Die Spanier sind übel im Stich gelassen worden, Sharpe, ganz übel. Denken Sie nur daran, was nach Talavera passiert ist. Und Ciudad Rodrigo. Schändlich, Sharpe, schändlich.«

Sharpe sagte immer noch nichts. Nach Talavera hatten die Spanier Wellingtons Unterstützung eingebüßt, weil sie versäumt hatten, die versprochenen Nahrungsmittel und Vorräte zu liefern. Ein verhungerndes britisches Heer konnte Spanien nichts nützen. Ciudad Rodrigo? Vor fünf Wochen hatte sich die spanische Festungsstadt ergeben, nachdem sie heroisch verteidigt worden war, und Wellington hatte keine Hilfe gesandt. Die Stadt war für Massénas Vormarsch ein Hindernis gewesen, und Almeida war das nächste. Sharpe hatte die heftige Kritik gehört, dass die Briten ihre Verbündeten im Stich gelassen hätten, doch Sharpe war kein Stratege. Er ließ den Major weitersprechen.

»Wir müssen ihnen gegenüber etwas beweisen, Sharpe, dass wir sehr wohl helfen können, dass wir nützlich sein können, sonst können wir nicht mehr mit ihrer Unterstützung rechnen. Verstehen Sie das?« Er wandte Sharpe seinen finsteren Blick zu.

»Jawohl, Sir.«

Die Stimme des Majors gewann langsam ihre alte Munterkeit und Zuversicht zurück. »Natürlich verlieren wir den Krieg, wenn die Spanier nicht auf unserer Seite sind! Das hat Wellington endlich eingesehen, nicht wahr, Sharpe? Besser

spät als gar nicht!« Er lachte. »Deshalb will Wellington, dass wir ihm das Gold bringen, damit seine Ablieferung in Cádiz durch die Briten öffentlich bekannt wird. Dadurch wird etwas bewiesen, Sharpe, es zeigt, dass wir uns ehrlich Mühe geben. Es hilft, den Verrat von Ciudad Rodrigo zu verschleiern! Ah, die Politik, die Politik!« Er sprach die

letzten beiden Worte wie ein gütiger Vater aus, der sich zu den wilden Spielen seiner Kinder äußert. »Verstehen Sie das?«

»Jawohl, Sir.«

Dies war nicht der rechte Zeitpunkt, zu widersprechen, obwohl Sharpe kein Wort von dem glaubte, was Kearsey gesagt hatte. Natürlich waren die Spanier wichtig, aber die Briten waren auch für die Spanier wichtig, und die Ablieferung einiger Säcke mit Gold konnte nicht das gute Einvernehmen und das Vertrauen wiederherstellen, das ein Jahr zuvor durch die Schuld der Spanier zerstört worden war. Doch kam es darauf an, dass Kearsey Wellingtons Motive für ehrenhaft hielt. Der kleine Major, wusste Sharpe, hatte sich leidenschaftlich auf die Seite der Spanier geschlagen, als habe er nach dem Leben als Soldat in den kahlen Hügeln und weiß getünchten Häusern der Spanier eine Wärme und ein Vertrauen gefunden, das es sonst nirgendwo gab.

Sharpe drehte sich um und wies auf Teresa und Ramon. »Wissen die beiden etwas über das Gold? Über Captain Hardy?«

»Sie sagen, Sie wüssten nichts.« Kearsey zuckte mit den Schultern. »Vielleicht hat El Católico das Gold abtransportiert und Hardy ist mitgegangen. Ich habe ihm jedenfalls befohlen, in seiner Nähe zu bleiben.«

»Dann müsste das Mädchen Bescheid wissen.«

Kearsey drehte sich um und sprach die junge Frau in holprigem Spanisch an. Sharpe lauschte der Antwort. Ihre Stimme war tief und heiser, und obwohl er die Sprache nicht verstehen konnte, war er doch froh, sie ansehen zu können. Sie hatte langes dunkles Haar, so schwarz wie das von Josefina, aber da hörte die Ähnlichkeit auch schon auf. Die junge Portugiesin hatte Bequemlichkeit geliebt und Wein, bei Kerzenschein getrunken, und weiche Laken, während dieses Mädchen Sharpe an ein wildes Tier erinnerte, mit Augen, die zu beiden Seiten einer kühn geschwungenen Nase unergründlich und wachsam blickten. Sie war jung.

Dreiundzwanzig, hatte Kearsey gesagt, doch hatte sie um den Mund herum tiefe Falten. Sharpe erinnerte sich, dass ihre Mutter von den Franzosen umgebracht worden war, dass sie Gott weiß wie viel selbst gelitten hatte. Und er erinnerte sich an ihr Lächeln, nachdem sie den französischen Offizier mit seinem eigenen Säbel durchbohrt hatte. Sie hatte tief angesetzt, entsann er sich und musste bei dem Gedanken lachen.

Sie sah Sharpe an, als hätte sie gute Lust, ihm mit ihren langen Fingern die Augen auszukratzen.

»Was ist denn so komisch?«

»Nichts. Sie sprechen Englisch?«

Sie zuckte mit den Schultern, und Kearsey blickte Sharpe an. »Ihr Vater spricht es fließend, deshalb ist er so nützlich für uns. Die Kinder haben ein wenig von ihm gelernt, ein wenig von mir. Eine gute Familie, Sharpe.«

»Aber wissen sie etwas über Hardy? Über das Gold?«

»Sie weiß nichts, Sharpe. Sie glaubt, das Gold müsse noch in der Einsiedelei sein, und sie hat Hardy nicht gesehen.« Kearsey war mit der Antwort zufrieden, er vertraute darauf, dass ihn kein Spanier belügen würde.

»Demnach müssen wir als Nächstes die Einsiedelei durchsuchen.«

Kearsey seufzte. »Wenn Sie darauf bestehen, Sharpe. Wenn Sie darauf bestehen.« Er verzog erneut das Gesicht und ließ sich vom Rand der Mulde hinabgleiten. »Aber vorerst, Sharpe, sollten Sie die Patrouille abwarten. Sie wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.«

Der Major hatte zumindest in dieser Hinsicht recht. Dreihundert Ulanen kamen aus dem Dorf geritten. Sie nahmen einen Weg, der ungefähr parallel zu den niedergetrampelten Gerstenhalmen verlief. Sharpe beobachtete ihre Annäherung. Sie hatten anstelle von Lanzen Karabiner dabei, und ihm wurde klar, dass sie vorhatten, die Hänge zu Fuß zu erkunden. Er drehte sich um in Richtung Mulde und gab den Befehl, Ruhe zu halten. Er

erläuterte, dass eine Patrouille unterwegs sei, und wandte sich dann zurück, um zu beobachten, wie die Polen am Fuß des felsigen Hangs absaßen.

Eine Fliege landete auf seiner Wange. Er hätte sie gern abgestreift, wagte es jedoch nicht, denn die Ulanen hatten ihren Aufstieg über den steilen Hang begonnen und ihre Pferde mit wenigen Wachtposten unten zurückgelassen. Sie reihten sich auf, bildeten eine provisorische Schützenlinie, und er konnte die fernen Stimmen über die Hitze und Anstrengung murren hören. Mit einiger Wahrscheinlichkeit würden sie die Mulde verfehlen, würden, indem sie schräg den Hang heraufkamen, in der Nähe der aufgehäuften Felsbrocken den Gipfel erreichen und gar nicht darauf kommen, dass sich auf dem nicht einsehbaren Gelände hinter ihnen eine ganze Kompanie aufhielt. Er atmete langsam, wünschte sich, dass sie sich tief am Hang halten würden, und sah zu, wie die Offiziere versuchten, mit der flachen Schneide ihrer gezogenen Säbel die ganze Linie höher hinaufzudrängen.

Er hörte Kellys Atem, hörte das Räuspern eines anderen, und er hielt sie mit der freien Hand erneut zum Schweigen an. Ein hochgewachsener Ulan, sonnengebräunt und mit schwarzem Schnurrbart, kletterte höher hinauf als die anderen. Als er sich mit dem Karabiner auf dem Rücken auf Händen und Füßen immer höher heraufkämpfte, entdeckte Sharpe ein mattgoldenes Band am Ärmel des Mannes. Ein Sergeant. Er war ein hünenhafter Mann, fast so groß wie Harper, und sein Gesicht war vernarbt von den Schlachtfeldern am anderen Ende Europas. Bleib unten, redete Sharpe ihm in Gedanken zu, bleib unten, doch der Mann kam bei seinem unsinnigen Alleingang immer näher. Sharpe wandte behutsam den Kopf und blickte in die Gesichter der anderen. Er fand Harper und winkte ihm bedächtig zu, legte einen Finger an die Lippen, zeigte auf den Fuß des inneren Hangs der Mulde.

Der polnische Sergeant verhielt, blickte nach oben, wischte sich das Gesicht ab und drehte sich nach seinen Kameraden um. Ein Offizier brüllte ihn an, wedelte mit dem Säbel, um den Sergeant zu veranlassen, dass er sich einreihte, doch der Sergeant schüttelte den Kopf, rief etwas und deutete auf den Grat, der wenige Yards entfernt steil über ihm aufragte.

Sharpe verfluchte ihn. Er wusste, wenn die Leichte Kompanie entdeckt wurde, würde man sie gen Osten treiben, fort von dem Gold und fort vom Sieg. Und dieser eine Veteran setzte all das aufs Spiel. Er kletterte direkt unter Sharpe dahin, während der sich so weit vorbeugte, wie er es wagen konnte, und die gelbe flache Oberseite seiner Kopfbedeckung immer näher kommen sah. Er hörte den Mann grunzen, hörte, wie seine Fingernägel über die Felsen kratzten, wie seine Stiefel scharrend nach Halt suchten, und dann erschien wie in einem Albtraum eine große braune Hand mit abgekauten Nägeln direkt vor Sharpes Gesicht. Er nahm alle Kräfte zusammen, um eine Verzweiflungstat zu begehen.

Er wartete – nur eine halbe Sekunde, aber ihm kam es wie eine Ewigkeit vor – darauf, dass das Gesicht des Mannes auftauchte. Die Augen weiteten sich vor Überraschung, worauf Sharpe die Hand ausstreckte und den Sergeant an der Gurgel packte. Sharpes Finger schlossen sich wie eine Fußangel um seine Kehle. Er holte mit der linken Hand aus, fand den Gürtel und zog, indem er sich halb auf den Rücken legte, den Ulanen herauf und über den Rand. Dabei hielt er den Hünen in der Luft mit einer Kraft, von der er nicht gewusst hatte, dass er sie besaß. Dann warf er den Mann, der mit den Armen ruderte und seinen Karabiner schwenkte, Sergeant Harper zum Fraß vor.

Der Ire versetzte dem Ulanen einen Fußtritt, sobald er gelandet war, drehte sein siebenläufiges Gewehr um und schlug es dem Mann erbarmungslos über den Schädel.

Sharpe wandte sich wieder dem äußeren Hang zu. Die Schützenlinie kam weiterhin näher! Niemand hatte etwas

gesehen oder bemerkt, aber es war immer noch nicht vorbei. Der Ulan war zäh, und Harpers Schläge, die ein ansehnliches Stierkalb getötet hätten, schienen nicht mehr erreicht zu haben, als ihm die gelbblaue Mütze vom Kopf zu reißen.

Der feindliche Sergeant hielt Harpers Taille umschlungen und drückte, während der Ire versuchte, seinem Gegner den Kopf abzureißen. Der Pole hatte die Zähne zusammengebissen. Er hätte eigentlich schreien müssen, war jedoch offensichtlich benommen und konnte an nichts anderes denken, als aufzustehen, seinem Widersacher entgegenzutreten und seine eigenen massiven Fäuste einzusetzen, um nach Harper zu schlagen.

Die Männer in der Mulde waren erstarrt, verblüfft über den Feind, der plötzlich in ihrer Mitte gelandet war, und es blieb Teresa überlassen, zu reagieren. Sie hob eine Muskete, drehte sie um, trat vier Schritte vor und zog dem Mann den Kolben mit den Messingbeschlägen über die Stirn. Er sackte zusammen, versuchte sich aufzurichten, doch sie holte erneut aus, und Sharpe sah ihre wilde Freude, als die Waffe den Sergeant mit blutüberströmtem Gesicht zusammenbrechen ließ. Und auf einmal herrschte wieder Stille in der Mulde.

Harper schüttelte den Kopf. »Gott schütze Irland.«

Die junge Frau warf Harper jene Art mitleidigen Blick zu, von der Sharpe angenommen hatte, sie sei ihm vorbehalten. Dann kletterte sie, ohne Sharpe auch nur anzusehen, den Hang herauf, um sich neben ihn zu legen und auf die Feinde hinabzuspähen. Die hatten endlich gemerkt, dass der Sergeant fehlte. Einzelne Männer an der Spitze der Linie blieben stehen und drängten sich unsicher zusammen. Sie riefen nach ihrem Offizier und warteten, während der die Hände an den Mund legte und etwas zu ihnen hinaufbrüllte. Die Stimme hallte und verklang. Er rief noch etwas, verstummte mitten im Satz, und Sharpe wusste, dass man sie innerhalb weniger Augenblicke entdecken würde. Dieser verdammte Sergeant! Er sah sich um und fragte sich, ob es

am Hang jenseits der Mulde Deckung geben mochte, und wusste, es war hoffnungslos.

Dann sah er, dass sich die junge Frau in Bewegung gesetzt hatte. Sie überquerte die Mulde und kletterte auf der anderen Seite hinauf. Sein Gesicht musste seine Besorgnis verraten haben, denn Kearsey, der neben Ramon saß, schüttelte den Kopf. »Sie weiß, was sie tut.« Sein Flüstern drang gerade eben zu Sharpe vor.

Der Erkundungstrupp hatte sich hingesetzt, froh über die Rast, aber der Offizier rief immer noch nach dem fehlenden Sergeant. Er kletterte immer wieder ein Stück den Hang hinauf, unsicher, was er tun sollte, und erbost über jene unter seinen Männern, die sich seinem Gebrüll anschlossen. Doch es blieb ihm nichts anderes übrig. Er musste kommen und nach seinem Sergeant suchen. Und Sharpe, dem der Schweiß vom Gesicht tropfte, konnte sich nicht vorstellen, was ein einzelnes Mädchen tun konnte, um die Ulanen von ihrer Suche abzubringen.

Ein spitzer Schrei ließ ihn auffahren. Er wurde abgeschnitten und wiederholte sich dann. Sharpe rutschte etwas tiefer, drehte sich um und blickte den Hang hinauf, dorthin, wo der Laut hergekommen war. Harper sah ihn verwirrt an. Es musste sich um die junge Frau handeln. Sharpe spähte erneut über den Rand und sah, wie die Ulanen nach oben zeigten. Teresa schrie wieder, ein entsetzlicher Laut, und Sharpes Männer blickten einander an und dann zu Sharpe hinauf, wie um ihn zu fragen, was sie tun konnten, um sie zu retten. Sharpe beobachtete die Ulanen, sah ihre Unsicherheit, und dann hörte er sie rufen und aufs Neue nach oben deuten. Er versuchte zu erkennen, was sie so aufgeregt hatte, und seine Männer, die ihn beobachteten, wurden von einem Lächeln beruhigt, das Harper wie das breiteste vorkam, das er je auf Sharpes Gesicht gesehen hatte. Von denen, die sich drunten in der Mulde aufhielten, konnte keiner sehen, was vorging, aber Sharpe droben am Rand nahm sein Fernrohr zur Hand und

kümmerte sich nicht darum, ob jemand den Lichtblitz sah oder nicht. Nicht, dass jemand hingesehen hätte, nicht, solange ein nacktes Mädchen hastig den Grat entlangrannte und dann stehen blieb, um Steine nach einem imaginären Verfolger zu werfen, der am Hang vor den Blicken der Ulanen verborgen war. Schnaps oder Frauen, dachte Sharpe, damit ködert man jeden Soldaten, und Teresa lockte die Ulanen, die es jetzt sehr eilig hatten, immer weiter von der Mulde fort. Er konnte sie durch das Glas deutlich sehen und hörte die aufgeregten Rufe der Ulanen, die von den vereinzelten Offizieren nicht mehr zu kontrollieren waren. Sie würden annehmen, dass der Sergeant das Mädchen entdeckt und seiner Kleider beraubt hatte, dass er sie hatte entkommen lassen und sie nun verfolgte. Sharpe dachte anerkennend über Teresas Scharfsinn und ihre Tapferkeit, hatte im Augenblick jedoch nur Augen für den schlanken, muskulösen Körper, für die Schönheit, nach der ihn verlangte.

Kearsey war an den Rand der Mulde gehinkt und blickte zu Sharpe empor. »Was geht da vor?«

»Sie lockt sie fort, Sir.« Er sprach mit normaler Lautstärke, denn die Ulanen waren längst außer Hörweite.

Kearsey nickte, als habe er diese Antwort erwartet. Harpers Neugier schien jedoch nicht gestillt zu sein. »Wie denn, Sir?«

Teresa hatte den Gipfel umrundet und war verschwunden, und die Ulanen, denen alle Disziplin abhandengekommen war, keuchten annähernd fünfzig Yards hinter ihr den Hang hinauf. Sharpe grinste seinem Sergeant zu. »Sie hat ihre Kleider abgelegt.«

Kearsey wirbelte verblüfft herum. »Sie haben hingesehen!«

»Nur um festzustellen, ob ich ihr helfen kann, Sir.«

»Was sind Sie nur für ein Mann, Sharpe?« Kearsey war wütend, aber Sharpe wandte sich von ihm ab. Welcher Mann hätte da nicht hingesehen?

Harper, der nach wie vor den bewusstlosen Ulanen bewachte, schlug einen betrübten Tonfall an. »Das hätten Sie mir ruhig mitteilen können, Sir.«

Sharpe drehte sich erneut um. Kearsey war davongehinkt. »Ich hab deiner Mutter versprochen, dich aus Schwierigkeiten herauszuhalten. Tut mir leid.« Er grinste dem Sergeant erneut zu. »Wenn ich es dir mitgeteilt hätte, wäre die ganze Kompanie darauf aus gewesen, einen Blick zu erhaschen. Und wir wären inzwischen wieder im Krieg anstatt in Sicherheit.«

Harper grinste. »Das Privileg des Offiziersrangs, wie, Sir?«

»So ähnlich.« Er dachte an ihre Schönheit, an den schattenhaften Körper mit dem muskulösen Bauch und den langen Schenkeln, an die Herausforderung der uninteressierten, beinahe ablehnenden Blicke, die sie ihm zugeworfen hatte.

Es dauerte zwei Stunden, bis sie wieder zurückkehrte, so leise, wie sie gegangen war, und in ihrem weißen Kleid. Sie hatte ihre Sache gut gemacht, denn man hatte die Ulanen zurückbeordert und den Sergeant aufgegeben. Drunten in Casatejada wimmelte es von Franzosen. Sharpe nahm an, dass das Dorf Zentrum eines massiven Einsatzes gewesen war, die Partisanen aus Massénas Nachschubgebieten zu vertreiben. Kearsey war derselben Meinung, und die beiden Männer sahen zu, wie weitere Kavallerieeinheiten von Norden her zu den polnischen Ulanen stießen. Dragoner und Chasseurs, berittene Jäger in kaiserlicher Uniform, wirbelten eine Staubwolke auf, die einer ganzen Armee Ehre gemacht hätte, und all das war aufgeboten worden, um Partisanen durch unfruchtbares Hügelland zu jagen.

Teresa kam zum Rand herauf und sah schweigend zu, wie die Kavalleristen das Dorf verließen. Ihre Waffen sandten grelle Lichtblitze durch den braunen Dunst des Staubes. Ihre Reihen schienen endlos zu sein. Dies war die glorreiche Streitmacht Frankreichs, die jedoch die Guerilleros nicht besiegen konnte.

Sharpe sah die junge Frau an und Kearsey, der sich mit ihr unterhielt, und war von Neuem froh, dass er nicht gegen die Partisanen kämpfen musste. Man konnte sie nur besiegen, indem man sie einzeln umbrachte, jung und alt, und selbst das, mussten die Franzosen feststellen, funktionierte nicht. Er dachte an die blutüberströmten Leichen im Keller. Dies war nicht der Krieg, wie er ihn in Talavera erlebt hatte.

Sie verbrachten die Nacht in der Mulde, sahen sich vor für den Fall, dass die Franzosen noch Ausschau hielten, und irgendwann zu später Stunde hörten die Blasen auf, aus Kellys Kehle aufzusteigen. Pru Kelly war, obwohl sie es noch nicht wusste, erneut Witwe geworden, und Sharpe dachte an das Lächeln des kleinen Corporals, an seine Bereitwilligkeit. Sie begruben ihn im Morgengrauen in einem mühsam ausgehobenen flachen Grab, und sie bedeckten es mit Steinen, die schon bald ein Fuchs auseinanderscharren würde und auf denen die Geier hocken würden, um die Brust des Leichnams noch weiter aufzureißen.

Kearsey sprach die Worte, soweit er sich daran erinnerte, und die Männer standen verlegen um die aufgehäuften Steine herum. Staub zu Staub, Asche zu Asche. Und in ein paar Wochen, dachte Sharpe, würde Pru Kelly wieder heiraten, weil das bei den Frauen, die mit den Soldaten marschierten, so üblich war. Der polnische Sergeant, den man mit Musketengurten gefesselt hatte, beobachtete das Begräbnis und hörte sogar einige Augenblicke auf zu zappeln. Der neue Tag brach an, es war immer noch heiß, der Regen ließ immer noch auf sich warten, und die Leichte Kompanie marschierte ins menschenleere Tal hinab, um ihr Gold zu finden.

KAPITEL 9

Es war ein süßlicher Geruch, schleimig süß, der tief in der Nase einen übel riechenden Rückstand hinterließ, doch war es unmöglich zu erklären, warum er so unangenehm war. Sharpe hatte ihn, wie die Mehrheit der Kompanie, oft genug wahrgenommen, und sie wurden fünfzig Yards vom Dorf entfernt darauf aufmerksam. Es war nicht so sehr ein Geruch, dachte Sharpe, sondern ein Zustand der Luft, wie ein unsichtbarer Nebel. Er schien wie Nebel die Luft zu verdichten und das Atmen zu erschweren, enthielt jedoch untrüglich jenes süße Versprechen, als würden die von den Franzosen zurückgelassenen Leichen aus Zucker und Honig bestehen.

Nicht einmal die Hunde hatte man am Leben gelassen. Einige Katzen, die zu schwer zu fangen waren, hatten das Massaker überlebt, aber die Hunde waren wie ihre Besitzer abgeschlachtet worden, aufgeschlitzt mit verzweifeltem Ungestüm, als glaubten die Franzosen, dass der Tod allein nicht genüge, dass man einen Körper von innen nach außen kehren müsse, damit er nicht von Zauberhand zu neuem Leben erwachen und ihnen erneut einen Hinterhalt legen konnte.

Im gesamten Dorf war nur ein Mann am Leben. Es handelte sich um einen von Sharpes Männern, der nach dem Angriff zurückgeblieben war, und die Franzosen hatten dem seltsamen Ehrenkodex gemäß, der unter Soldaten herrschte, John Rorden auf eine Matratze gebettet, mit Brot und Wasser zur Hand und einer Kugel irgendwo in seiner Hüfte, die dafür sorgen würde, dass er starb, noch ehe dieser Tag vorbei war.

Ramon teilte Sharpe in stockendem Englisch mit, dass man vier Dutzend Leute im Dorf zurückgelassen hatte,

hauptsächlich die alten oder die ganz jungen, dass sie jedoch alle tot seien. Sharpe starrte die abgerissenen Häuser an, das Blut, mit dem die niedrigen, weiß getünchten Mauern bespritzt waren.

»Warum wurden sie gefangen genommen?«

Ramon zuckte mit den Schultern, hob die bandagierte Hand. »Sie waren gut.«

»Gut?«

»Francese.«

Er suchte nach einem bestimmten Wort, und Sharpe sprang helfend ein.

»Schlau?«

Der junge Mann nickte. Er hatte die gleiche Nase wie seine Schwester, die gleichen dunklen Augen, doch war er von einer Freundlichkeit, die Sharpe bei Teresa nicht erlebt hatte. Ramon schüttelte betrübt den Kopf. »Sie waren nicht alle Guerilleros, ja?« Er formulierte jeden Satz wie eine Frage, als müsse er sich vergewissern, dass sein Englisch gut genug war. Sharpe nickte jedes Mal. »Sie wollen Frieden. Aber jetzt ...« Er sagte zwei rasche Sätze auf Spanisch. Sein Tonfall war erbittert, und Sharpe begriff, dass jene Leute aus dem Bergland, die versucht hatten, sich aus dem Krieg herauszuhalten, hineingezogen werden würden, ob es ihnen recht war oder nicht. Ramon blinzelte, um seine Tränen zurückzuhalten. Die Toten stammten aus seinem Dorf. »Wir haben uns dorthin gewandt.« Er zeigte nach Norden. »Sie waren vor uns da, ja? Wir wurden ...« Er beschrieb mit beiden bandagierten Händen einen Kreis.

»Umzingelt?«

»Si.« Er blickte auf seine rechte Hand, auf die Finger, die aus dem grauen Verband ragten, und Sharpe sah, wie sich der Zeigefinger bewegte, als wolle er einen Abzug betätigen. Ramon würde bald wieder kämpfen.

Die Leichen waren nicht auf den Keller beschränkt. Einige Leute waren, möglicherweise zum Vergnügen der Ulanen, in die Einsiedelei gebracht worden, um dort ihr bitteres Ende

zu erleben, und auf den Stufen des Gebäudes bemerkte Sharpe Isaiah Tongue, den Bewunderer Napoleons, wie er das trockene Brot erbrach, das er zum Frühstück gegessen hatte. Die Kompanie wartete bei der Einsiedelei. Der Gefangene stand hoch aufgerichtet und stolz neben Sergeant McGovern, und Sharpe blieb bei dem Schotten stehen.

»Kümmere dich um ihn, Sergeant.«

»Jawohl, Sir. Sie werden ihn nicht anrühren.« Das kantige Gesicht war wie im Schmerz verzerrt. McGovern hatte sich wie Tongue im Innern der Einsiedelei umgesehen. »Barbaren, Sir, das sind sie. Barbaren!«

»Ich weiß.«

Es gab nichts zu sagen, was McGoverns Schmerz zu lindern vermochte, den Schmerz eines Vaters, der von seinen Kindern getrennt war und soeben viele kleine Leichen gesehen hatte.

In der Nähe der Einsiedelei war der Geruch überwältigend, die Luft summte vor lauter Fliegen. Sharpe blieb im Aufgang stehen. Er empfand regelrechten Widerwillen, das Gebäude zu betreten, nicht nur wegen der Leichen, sondern um dessentwillen, was in der Einsiedelei möglicherweise nicht zu finden war: das Gold.

So dicht vor dem Ziel, der Fortsetzung des Feldzuges so nahe, empfand er keinen Triumph, sondern kam sich schmutzig vor, befleckt von einem Grauen, das Abneigung gegen seinen ganzen Berufsstand aufkommen ließ. Er erklomm mit erstarrtem Gesicht die Stufen und fragte sich, was seine Männer tun würden, wenn sie, wie es irgendwann der Fall sein würde, an einen Ort gerieten, an dem keine Regeln mehr galten. Er erinnerte sich an das unkontrollierbare Gemetzel, das einer Belagerung folgte, an die unverbrämte, schäumende Wut, die er gute zwanzig Mal empfunden hatte, wenn er in einer schmalen Bresche dem Tod begegnet war. Und im selben Augenblick, als ihn die kalte Luft der Einsiedelei erfasste, wurde ihm klar, dass

dieser Spanienfeldzug, sollte er fortgesetzt werden, nur dadurch zu gewinnen war, wenn man britische Infanterie durch den engen Fleischwolf der schmalen Bresche in einer Stadtmauer drehte.

»Heraus! Holt sie heraus!« Die Männer erbleichten und sahen erschrocken Sharpes Zorn, doch er wusste nicht, wie er anders auf die kleinen Leichen reagieren sollte. »Begrabt sie!«

Harper weinte, die Tränen rannen ihm über die Wangen. So viel Unschuld, so eine Verschwendung, als hätte ein Säugling so eine Behandlung verdient. Kearsey stand neben Teresa. Sie weinte nicht. Der Major zwirbelte seinen Schnurrbart. »Entsetzlich. Furchtbar.«

»Genau wie das, was sie den Franzosen antun.« Sharpe überraschte sich selbst mit dieser Bemerkung, aber sie entsprach der Wahrheit. Er dachte an die nackten Gefangenen und fragte sich, wie die übrigen gefangenen Husaren gestorben waren.

»Ja.« Kearseys Tonfall war der eines Mannes, der versucht, einem Streit aus dem Weg zu gehen.

Teresa blickte Sharpe an, und er sah, dass sie ihre Tränen zurückhielt. Ihr Gesicht war starr und sprach von einer Wut, die beängstigend war. Sharpe schlug nach einer Fliege. »Wo ist das Gold?«

Kearsey folgte ihm mit rasselnden Sporen und deutete auf eine Steinplatte, die in den Boden der Einsiedelei eingelassen war. Das Gebäude wurde nicht für Gottesdienste verwandt. Trotz des von den Polen angerichteten Massakers machte es einen unbenutzten Eindruck, als habe es beinahe ausschließlich als Lagerraum für den Dorffriedhof gedient. Es war nichts anderem geweiht als dem Tod. Der Major stieß mit der Stiefelspitze gegen die Steinplatte. »Hier drunter.«

»Sergeant!«

»Sir!«

»Besorg uns eine Hacke! Und zwar schnell!«

Befehle zu erteilen war irgendwie tröstlich, als könne dadurch ein Krieg heraufbeschworen werden, in dem keine kleinen Kinder umkamen. Er betrachtete die Platte, auf der der Name Moreno und darunter ein schmuckvolles ausgehöhltes Wappenzeichen eingraviert waren. Sharpe versuchte, das Geräusch zu ignorieren, mit dem die Leichen ins Freie gezerrt wurden. Er berührte das Wappen mit dem Fuß.

»Adelsfamilie, Sir?«

»Wie? Oh.« Kearsey wirkte bedrückt. »Ich weiß nicht, Sharpe. Vielleicht früher einmal.«

Die junge Frau hatte ihnen den Rücken zugewandt, und Sharpe wurde bewusst, dass es sich um die Gruft ihrer Familie handelte. Der Gedanke veranlasste ihn, sich mit einer ärgerlichen Geste die Frage zu stellen, wo dereinst sein eigener Leichnam zur Ruhe kommen würde. Unter der Asche eines Schlachtfeldes oder ertrunken wie die armen Verstärkungstruppen in ihren Transportschiffen? »Sergeant!«

»Sir?«

»Wo bleibt die Hacke?«

Harper fegte mit dem Fuß den Schutt beiseite, den die Polen hinterlassen hatten, dann grunzte er und bückte sich. Er hatte die Spitzhacke von ihrem Stiel befreit und stieß sie in die Lücke zwischen den Steinen. Als er sich dagegenstemmte, traten die Adern in seinem Gesicht vor. Dann setzte sich die Platte ruckartig in Bewegung und wurde so weit angehoben, dass Sharpe einen Stein darunterschieben konnte.

»Ihr da!« Von der Tür der Einsiedelei her wandten sich ihm einzelne Gesichter zu. »Kommt her!«

Teresa war an eine zweite Tür getreten, die auf den Friedhof hinausführte, und blieb dort stehen, als gehe sie die Sache nichts an. Harper setzte die Hacke erneut an und stemmte sich dagegen. Diesmal ging alles leichter, und der Spalt war breit genug, dass ein Dutzend Hände die Platte erfassen und

hochklappen konnte wie eine Falltür, während Kearsey viel Aufhebens machte, weil er befürchtete, sie könnten sie fallen lassen und den Morenos eine zerstörte Gruft hinterlassen. Unbeleuchtete Stufen führten hinab in die Dunkelheit. Sharpe trat herzu und beanspruchte das Recht, als Erster hinabzusteigen.

»Kerze! Nun macht schon! Es muss doch irgendwo eine Kerze geben!«

Hagman hatte eine in seinem Tornister, einen schmierigen, aber funktionsfähigen Stumpen, und es entstand eine Verzögerung, während sie angezündet wurde. Sharpe starrte hinab in die Schwärze. Hier sollten Wellingtons Hoffnungen begraben liegen? Einfach lächerlich.

Er nahm die Kerze und begann den langsamen Abstieg in die Gruft, wo ihn ein ganz anderer Geruch erwartete. Kein süßlicher, kein ranziger Geruch, sondern ein staubiger, weil die Leichen, die man hier bestattet hatte, schon lange Zeit dort waren, einige davon lange genug, dass ihre Särge zerfallen waren und trocken schimmernde Gebeine erkennen ließen. Andere Särge waren noch intakt, das Gestein unterhalb ihrer Nischen mit ausgelaufener Flüssigkeit befleckt, aber Sharpe war nicht gekommen, um Särge in Augenschein zu nehmen. Er hielt das unzureichende Licht hoch, schwenkte es in dem engen Raum umher und sah inmitten der Trümmer Metall aufblitzen. Doch es handelte sich nicht um Gold, nur um ein Stück Messing, das einst als Beschlag für eine Sargecke gedient hatte.

Sharpe wandte sich an Kearsey. »Hier ist kein Gold.«

»Nein.« Der Major sah sich um, als könne er auf dem leeren Boden sechzehntausend Goldmünzen übersehen haben. »Es ist verschwunden.«

»Wo war es gelagert?« Sharpe wusste, es bestand keine Hoffnung, aber er war nicht bereit aufzugeben.

»Dort. Wo Sie stehen.«

»Wo ist es dann hingekommen, Sir?«

Kearsey schnüffelte, richtete sich zu voller Höhe auf. »Wie soll ich das wissen, Sharpe? Ich weiß nur, dass es nicht mehr da ist.« Es hatte ein wenig den Anschein, als fühle er sich bestätigt.

»Und wo ist Captain Hardy?« Sharpe war wütend. Weil er umsonst so weit vorgedrungen war.

»Ich weiß es nicht.«

Sharpe trat gegen die Wand der Gruft, eine sinnlose Reaktion, und fluchte. Das Gold war verschwunden, Hardy wurde vermisst, Kelly war tot, und Rorden lag im Sterben. Er stellte die Kerze am Rand einer Nische ab und bückte sich, um den Boden zu untersuchen. Der daraufliegende Staub zeigte lange Schleifspuren, und er gratulierte sich ironisch zu dem Gedanken, dass diese Spuren entstanden waren, als man das Gold entfernt hatte. Das Wissen war jetzt kaum zu etwas nutze. Das Gold war fort. Er richtete sich auf.

»Könnte es sein, dass El Católico es mitgenommen hat?«, fragte Sharpe Kearsey.

Die Stimme erklang über ihnen, oben an der Treppe, und es war eine sonore Stimme, so tief wie die Kearseys, aber jünger, wesentlich jünger. »Nein, das kann nicht sein.« Der Besitzer der Stimme trug lange graue Stiefel und einen langen grauen Umhang, der eine schlanke silberne Degenscheide verdeckte. Als er die Stufen herabkam und in das schwache Licht trat, erwies er sich als hochgewachsener Mann mit dunklen, schmalen, angenehmen Gesichtszügen. »Major. Wie schön, Sie wiederzusehen.«

Kearsey strich sich das Haar glatt, zwirbelte seinen Schnurrbart und wies auf Sharpe.

»Oberst Jovellanos, dies ist Captain Sharpe. Sharpe, dies ist ...«

»El Católico.« Sharpes Stimme klang neutral, er freute sich nicht über die Begegnung.

Der hochgewachsene Mann, der etwa drei Jahre älter war als Sharpe, lächelte. »Ich bin Joaquin Jovellanos, ehemals Oberst des spanischen Heeres und heute als El Católico

bekannt.« Er deutete eine Verbeugung an. Ihn schien die Begegnung zu amüsieren. »Man benutzt meinen Namen, um den Franzosen Angst zu machen, aber Sie sehen ja, dass ich in Wahrheit harmlos bin.« Sharpe erinnerte sich an die außergewöhnliche Flinkheit des Mannes im Umgang mit dem Degen, an seine Tapferkeit, mit der er allein dem Angriff der Franzosen entgegengetreten war. Dieser Mann war alles andere als harmlos. Sharpe fielen seine langfingrigen Hände auf, die sich, wenn er eine Geste ausführte, mit geradezu ritueller Anmut bewegten. Eine davon wurde nun Sharpe entgegengestreckt. »Wie ich höre, haben Sie meine Teresa gerettet.«

»Ja.« Sharpe, der ebenso groß war wie El Católico, kam sich im Vergleich mit der eleganten Lässigkeit des Spaniers plump vor.

Die andere Hand kam unter dem Umhang hervor, legte sich kurz auf Sharpes Schulter. »Dann stehe ich in Ihrer Schuld.« Doch diese Worte wurden Lügen gestraft durch einen Blick, der wachsam und misstrauisch blieb. El Católico trat zurück und lächelte, als müsse er zugestehen, dass spanische Umgangsformen in der Tat ein wenig blumig sein konnten. Er wies mit schlanker Hand auf die Gruft. »Leer.«

»Es hat den Anschein. Eine Menge Geld.«

»Das Sie mit Vergnügen für uns transportiert hätten.« Die Stimme klang wie dunkle Seide. »Nach Cádiz?« El Católico hatte Sharpe die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen. Der Spanier lächelte und wiederholte seine Geste. »Doch das ist leider unmöglich. Es ist verschwunden.«

»Wissen Sie, wohin?« Sharpe kam sich in Gegenwart dieses gepflegten Aristokraten vor wie ein dreckiger Straßenkehrer.

Der Spanier hob die Augenbrauen. »Oh ja, Captain, oh ja.«

Sharpe war klar, dass man ihn hinhielt, blieb jedoch beharrlich. »Wohin?«

»Interessiert Sie das?« Sharpe gab keine Antwort, und El Católico lächelte wieder. »Es handelt sich um unser Gold, Captain, spanisches Gold.«

»Ich bin neugierig.«

»Ah. Nun, in diesem Fall kann ich Ihre Neugier stillen. Die Franzosen haben es. Sie haben es vor zwei Tagen erbeutet, zusammen mit Ihrem galanten Captain Hardy. Wir haben einen Nachzügler erwischt, der uns davon erzählt hat.«

Kearsey räusperte sich, sah zu El Católico hinüber, als wolle er um Sprecherlaubnis bitten, und er erhielt sie. »Das war's, Sharpe. Die Jagd ist vorbei. Nun geht es zurück nach Portugal.«

Sharpe ignorierte ihn, starrte weiterhin den misstrauischen Spanier an. »Sind Sie sicher?«

El Católico lächelte, zog amüsiert die Brauen hoch, breitete die Hände aus. »Wenn unser Nachzügler nicht gelogen hat. Und das möchte ich bezweifeln.«

»Sie haben für ihn gebetet?«

»Das habe ich, Captain. Er ist mit einem Gebet zum Himmel gefahren und ohne seine Rippen. Die habe ich eine nach der anderen entfernt.« El Católico lachte.

Nun war Sharpe an der Reihe zu lächeln. »Wir haben selbst einen Gefangenen. Gewiss kann er die Geschichte Ihres Nachzüglers entweder abstreiten oder bestätigen.«

El Católico zeigte nach oben. »Der polnische Feldwebel? Ist das Ihr Gefangener?«

Sharpe nickte. Mit seiner Hilfe würden die Lügen aufgedeckt werden. »Den meine ich.«

»Wie traurig.« Der Spanier legte wie zu frommem Bedauern anmutig die Hände aneinander. »Ich habe ihm gleich bei meiner Ankunft die Kehle durchgeschnitten. In einem Anflug von Zorn.«

Was immer der Mund tun mochte, seine Augen lächelten nicht, und Sharpe war sich darüber im Klaren, dass dies nicht der Moment war, die unterschwellige Herausforderung anzuerkennen oder gar anzunehmen. Er zuckte mit den Schultern, als sei der Tod des Feldwebels für ihn ohne Bedeutung, und folgte dem hochgewachsenen Spanier die Treppe hinauf in die Einsiedelei, die vom Lärm der

Neuankömmlinge widerhallte. Sie beruhigten sich, sobald ihr Anführer erschien. Sharpe stand inmitten des starken süßlichen Geruchs und beobachtete, wie sich der Mann im grauen Umhang lässig unter seine Gefolgsleute mischte: der Inbegriff eines Herrschers, der Gefälligkeiten, Belohnungen und Trost spendete.

Ein Soldat, wusste Sharpe, wurde nicht nur nach seinen Taten, sondern nach den Feinden beurteilt, die er vernichtet hatte, und die Finger des Schützen berührten unwillkürlich seinen mächtigen Degen. Es waren keinerlei Eingeständnisse gemacht worden, nichts offen ausgesprochen worden. Dennoch hatte Sharpe im Dämmerlicht der Gruft, in den Trümmern der britischen Hoffnungen, seinen Feind gefunden, und nun tastete er, umgeben vom Gestank des Todes, nach einer Möglichkeit, in diesem plötzlichen, ungewollten und ganz und gar privaten Kleinkrieg den Sieg zu erringen.

KAPITEL 10

Der Degen bewegte sich unsichtbar. Im einen Moment befand er sich links von Sharpe und im nächsten hatte er wie durch Zauberei seine Deckung überwunden und berührte zitternd seine Brust. Es stand genügend Druck dahinter, um die Klinge zu verbiegen. Er spürte, wie die Spitze einen Blutstropfen austreten ließ. Dann trat El Católico zurück, hob die schlanke Klinge zum Salut und ging erneut in Gardez-Stellung.

»Sie sind langsam, Captain.«

Sharpe wog seinen schweren Degen in der Hand. »Versuchen wir's doch mal mit vertauschten Waffen.«

El Católico zuckte mit den Schultern, drehte seine Klinge um und hielt sie Sharpe hin. Dann nahm er den schweren Kürassierdegen entgegen, hielt ihn mit ausgestrecktem Arm, drehte das Handgelenk und führte eine Finte aus. »Das Werkzeug eines Schlächters, Captain. *En garde!*«

Der Degen des Spaniers glich einer feinen Nadel, doch obwohl er so gut in der Hand lag und reagierte, gelang es ihm nicht, El Católicos lässige Verteidigungsstellung zu durchdringen. Der Partisanenführer forderte ihn heraus, führte ihn in die Irre, wehrte mit einer abschließenden verächtlichen Handbewegung Sharpes Vorstoß ab und hielt einen Zoll von Sharpes Kehle entfernt inne, kurz bevor er sie ihm aufgeschlitzt hätte.

»Sie sind kein Fechter, Captain.«

»Ich bin Soldat.«

El Católico lächelte, doch die Klinge in seiner Hand bewegte sich gerade so viel, dass sie Sharpes Haut berührte, ehe der Spanier den Degen zu Boden fallen ließ und die Hand nach seiner eigenen Waffe ausstreckte.

»Kehren Sie zu Ihrem Heer zurück, Soldat. Sonst versäumen Sie noch die Fähre.«

»Die Fähre?« Sharpe bückte sich, zog seine schwere Waffe zu sich heran.

»Wussten Sie das nicht, Captain? Die Briten marschieren ab. Sie segeln in die Heimat zurück, Captain, und überlassen den Krieg uns.«

»Dann kümmern Sie sich gut um ihn. Wir kommen bald wieder.«

Sharpe wandte sich ab, ignorierte El Católicos Gelächter und ging auf das Tor zur Straße zu. Er befand sich in den Trümmern von Morenos Hof, wo Knowles den Ulanen mit seinen Salven zugesetzt hatte. Nun war nichts mehr übrig als die Einschlagslöcher in den rußgeschwärzten Mauern. Cesar Moreno kam durch das Tor und blieb stehen. Er lächelte Sharpe zu, grüßte El Católico mit erhobener Hand und sah sich um, als habe er Angst vor möglichen Lauschern.

»Ihre Männer, Captain?«

»Ja?«

»Sie sind bereit.«

Sharpe hielt ihn für einen anständigen Mann, doch alle Kraft und Kühnheit, die er einst besessen haben mochte, war von ihm gewichen unter dem doppelten Schlag, den ihm der Tod seiner Frau und die Liebe seiner Tochter zu dem ungestümen jungen El Católico versetzt hatte. Cesar Moreno war so grau wie der Umhang seines künftigen Schwiegersohns: graues Haar, grauer Schnurrbart und eine Persönlichkeit, die nur noch ein Schatten ihrer selbst war. Er zeigte in Richtung Straße.

»Ich kann doch mit Ihnen kommen?«

»Bitte.«

Es hatte einen ganzen Tag gedauert, bis das Dorf geräumt und die Gräber ausgehoben waren. Das Warten auf den Tod des Gefreiten Rorden war beinahe unerträglich geworden, und nun begaben sie sich dorthin, wo er und die übrigen

Toten der Kompanie begraben werden sollten, draußen auf dem Feld. El Católico ging in scheinbar unerschöpflicher Höflichkeit mit ihnen. Bei der Gelegenheit spürte Sharpe erneut, dass Moreno gegenüber seinem jungen Mitstreiter misstrauisch war. Der alte Mann blickte den Schützen an.

»Meine Kinder, Captain ...«

Er hatte sich unzählige Male bei Sharpe bedankt, aber Moreno setzte erneut zu einer Erklärung an.

»Ramon war krank. Nichts Ernstes, aber er konnte nicht mitziehen. Darum war Teresa hier, um ihn zu pflegen.«

»Die Franzosen haben Sie überrumpelt?«

El Católico mischte sich ein. »Das haben sie. Sie waren besser, als wir angenommen hatten. Wir wussten, dass sie das Bergland durchkämmen würden, aber in solcher Stärke? Masséna macht sich Sorgen.«

»Sorgen?«

Der Mann im grauen Umhang nickte. »Sein ganzer Nachschub wird auf diesen Straßen nach Süden transportiert, Captain. Können Sie sich vorstellen, welchen Schaden wir dort anrichten werden? Morgen reiten wir wieder los, um seine Munition zu erbeuten, um vielleicht Almeida zu retten.« Das war ein schlaues, aber ehrgeiziges Unterfangen. El Católico hatte vor, sein eigenes Leben und das seiner Männer aufs Spiel zu setzen, um Almeida zu retten, während die Briten nichts unternommen hatten, um die spanische Garnison von Ciudad Rodrigo zu befreien. Er wandte sich mit seinem charmantesten Lächeln an Sharpe. »Vielleicht möchten Sie mitkommen? Ihre Gewehre könnten uns von Nutzen sein.«

Sharpe erwiderte das Lächeln. »Wir müssen zu unserem Heer zurückkehren. Erinnern Sie sich? Sonst versäumen wir noch die Fähre.«

El Católico zog die Braue hoch. »Und das mit leeren Händen. Wie traurig.«

Die Guerilleros beobachteten schweigend ihren Vorbeimarsch. Sharpe war von ihnen beeindruckt gewesen,

von ihrer Bewaffnung, von der Disziplin, die El Católico durchgesetzt hatte. Sämtliche Männer und viele der Frauen besaßen eine Muskete samt Bajonett, und neben ihren Messern und den langen spanischen Säbeln trugen sie Pistolen am Gürtel. Sharpe bewunderte die Pferde und das Sattelzeug und wandte sich darum an El Católico.

»Das alles muss recht teuer sein.«

Der Spanier lächelte. Die Antwort war so einfach wie das Parieren der unbeholfenen Degenhiebe von Sharpe. »Sie reiten aus Hass gegen die Franzosen, Captain. Das Volk steht auf unserer Seite.«

Und die Briten geben euch Schusswaffen, dachte Sharpe, sagte jedoch nichts. Moreno führte sie am *Castillo* vorbei aufs Feld hinaus.

»Es tut mir leid, Captain, dass wir Ihren Mann nicht auf unserem Friedhof begraben können.«

Sharpe zuckte mit den Schultern. Die Briten konnten für Spanien kämpfen, aber ihre Toten konnten nicht auf spanischen Friedhöfen begraben werden, weil die Gefahr bestand, dass die protestantische Seele alle anderen mit hinabzog in die Hölle. Er stellte sich vor die Kompanie, blickte zu Kearsey hinüber, der in seiner eigenmächtig übernommenen Rolle als Kaplan bei den Gräbern stand, und nickte Harper zu.

»Mützen ab!«

Die Worte klangen kläglich durch das weite Tal. Kearsey las aus seiner Bibel vor, obwohl er den Text auswendig kannte, und El Católico setzte eine fromme Miene auf und nickte, während er zuhörte. »Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.«

Und wo ist das Gold?, fragte sich Sharpe. War es denkbar, dass die Franzosen, nachdem sie die Alten und die Jungen getötet, das Kruzifix zerbrochen und Exkremente an die Wände der Einsiedelei geschmiert hatten, ausgerechnet die Familiengruft wieder sorgsam verschlossen hatten?

Hoch über dem Tal sangen die Lerchen im Flug, und Sharpe wandte sich Harper zu. Der Sergeant hatte den Blick nach oben gewandt, zu seinen geliebten Vögeln, doch als Sharpe ihn beobachtete, sah er kurz zu seinem Captain hinüber und wandte dann den Blick ab. Sein Gesicht war gleichgültig gewesen, sein Ausdruck nicht zu deuten, und Sharpe fragte sich, was er wohl gefunden hatte. Er hatte ihn gebeten, sich im Dorf umzusehen, ohne genauere Erklärung, aber in dem Bewusstsein, dass der Sergeant ihn verstehen würde.

»Amen!« Die Bestattungszeremonie war vorbei, und Kearsey wandte sich mit funkelndem Blick an die Kompanie. »Der Salut, Captain!«

»Sergeant!«

»Kompanie!« Das Wort hatte einen zuversichtlichen Klang, es verhieß Disziplin inmitten des Chaos. Dann hoben sich gleichzeitig die Musketen, und die Männer führten mit ausdruckslosen Gesichtern das Ritual aus. »Feuer!«

Die Salve erschreckte die Lerchen, ließ weißen Rauch über die Gräber treiben. Dann war der Schicklichkeit Genüge getan. Sharpe hätte die Männer ohne Zeremonie beerdigt, aber Kearsey hatte darauf bestanden, und Sharpe musste zugeben, dass der Major recht hatte.

Der Drill, die altbekannte Abfolge von Kommando und Gehorsam, hatte den Männern Zuversicht gegeben, und Sharpe hörte anschließend, wie sie sich leise und zufrieden über die Rückkehr zur britischen Front unterhielten. Der Marsch über die beiden Flüsse, hinaus in Feindesland, wurde als »Hühnerjagd« bezeichnet, unterhaltsam und sogar gefährlich, aber nicht Teil des wahren Krieges. Sie vermissten das Bataillon, die regelmäßigen Zuteilungen, die Sicherheit, die ein Dutzend anderer marschierender Bataillone bot, während die Vorstellung von dem Gold, die sie einst erregt hatte, ihnen nun in anderer Perspektive erschien, als bloßer Soldatentraum ähnlich dem, eine ungeplünderte Weinhandlung voller fügsamer Frauen zu finden.

Kearsey kam herüberstolziert und stellte sich neben Sharpe. Er wandte sich der Kompanie zu, immer noch mit der Bibel in der Hand. »Ihr habt eure Sache gut gemacht. Sehr gut. Schwieriges Terrain, und das fern der Heimat. Gut gemacht.« Sie starrten ihn mit jenem leeren Blick an, mit dem Soldaten auf ermunternde Ansprachen unbeliebter Offiziere reagieren. »Tut mir leid, dass ihr mit leeren Händen zurückkehren müsst, aber eure Anstrengungen waren nicht umsonst. Wir haben gemeinsam bewiesen, dass uns sehr wohl am spanischen Volk gelegen ist und an seiner Zukunft, und eure Begeisterung, euer Bemühen, wird nicht in Vergessenheit geraten.«

El Católico klatschte Beifall, strahlte die Kompanie an, lächelte Kearsey zu. Sharpes Kompanie starrte die beiden Männer an, als würde sie sich fragen, was für unwürdiges Gewäsch ihnen noch zugemutet wurde. Sharpe unterdrückte ein Lächeln, als ihm einfiel, dass das spanische Volk der Begeisterung und der Bemühungen des Schützen Batten gedenken könnte.

Kearsey zwirbelte seinen Schnurrbart. »Ihr werdet morgen abmarschieren, zurück nach Portugal, und El Católico hier wird euch eine Eskorte stellen.«

Sharpe machte ein undurchdringliches Gesicht und verbarg seine Wut. Davon hatte Kearsey ihm nichts erzählt.

Der Major fuhr fort. »Ich bleibe hier, um den Kampf fortzusetzen, und ich hoffe, euch irgendwann wiederzusehen.« Falls er daraufhin mit Beifall gerechnet hatte, wurde er enttäuscht.

Dann war, nachdem El Católico der Bestattung der britischen Gefallenen beigewohnt hatte, die Reihe an den Offizieren, in dem ummauerten Friedhof zu stehen, während die toten Dorfbewohner in ein Massengrab gelegt wurden. El Católico hatte einen willfährigen Priester aufgetan, einen mottenzerfressenen kleinen Mann, der die Segensworte herunterhaspelte, während Sharpe, Knowles und Harper verlegen an der hohen Mauer standen.

Die Franzosen waren auch hier gewesen, wie einzelne durchwühlte Gräber und aufgebrochene Grabmäler bewiesen. Die Toten waren wieder begraben worden, der Schaden provisorisch beseitigt, aber Sharpe musste sich erneut über die Brutalität dieses Krieges wundern.

Er sah zu Teresa hinüber, die in Schwarz gekleidet war, und sie warf ihm einen ihrer uninteressierten Blicke zu, als habe sie ihn noch nie gesehen. Da sagte er sich, dass bereits genug Probleme am Horizont drohten, auch ohne den Plan, sich an El Católicos Auserwählte heranzumachen. Der spanische Offizier, der seinen Degen immer noch unter dem Arm trug, wurde auf den Blick aufmerksam, mit dem Teresa Sharpe bedachte, und er deutete ein Lächeln an oder zuckte zumindest mit den Mundwinkeln, als habe er Sharpes Verlangen erkannt und bedaure ihn, weil er etwas so Unerreichbares begehrte wie Teresa. Sharpe erinnerte sich an ihren goldbraunen Körper, als sie den Hang hinaufgelaufen war, an die Schatten auf ihrer Haut. Da wurde ihm klar, dass er eher die Suche nach dem Gold aufgeben würde als sein Verlangen nach dem Mädchen.

Harper bekreuzigte sich, und auf dem Friedhof kam Bewegung in die Leute. Ramon hinkte zu Sharpe herüber.

»Sie marschieren morgen?«

»Ja.«

»Ich bin traurig.« Er meinte es ernst. Es war das einzige freundliche Gesicht in Casatejada. Er zeigte auf Sharpes Gewehr. »Es gefällt mir.«

Sharpe grinste, gab ihm das Gewehr in die Hand. »Kommen Sie doch mit. Sie könnten bei den Rifles dienen.«

Gelächter ertönte, und El Católico stand da, mit dem loyalen Kearsey an seiner Seite. Er beobachtete Ramon, wie dieser mit dem kleinen Finger, der aus seiner Bandage herausragte, die sieben geriffelten Furchen betastete, die der Kugel Drall verliehen und die Waffe so zielsicher machten.

El Católico räusperte sich. »Ein trauriger Tag, Captain.«

»Jawohl, Sir.« Gewiss war er nicht gekommen, um Sharpe mitzuteilen, dass sie einen traurigen Tag hinter sich hatten.

El Católico sah sich majestätisch auf dem Friedhof um. »Zu viele Tote. Zu viele Gräber. Zu viele neue Gräber.«

Sharpe folgte seinem Blick. Etwas kam ihm merkwürdig vor, erschien ihm fehl am Platz, aber das konnte seine Reaktion auf die Bestattungen sein, auf den Schaden, den die Franzosen am Friedhof angerichtet hatten. Eine Mauer neben der Einsiedelei bestand aus lauter Nischen, die dazu gedacht waren, Särge aufzunehmen, und die Franzosen hatten die versiegelten Klappen aufgerissen und den verwesenden Inhalt auf dem Boden verstreut.

Hatten die Franzosen von dem Gold gehört, fragte sich Sharpe, oder gingen sie mit jedem Friedhof so um? Die Toten zu schänden war ein Hohn, eine Gefühllosigkeit, wie sie sich ein Mann nicht schlimmer ausdenken konnte, aber Sharpe nahm an, dass das im Krieg zwischen Partisanen und Franzosen so üblich war.

Sergeant Harper trat unvermittelt einen Schritt vor. »Sie haben nicht alle Gräber geöffnet, Sir«, sagte er tröstend, mit überraschendem Einfühlungsvermögen.

El Católico lächelte ihm zu, sah, dass Harper auf ein frisches Grab deutete, das ordentlich mit Erde bedeckt war und nun auf seinen Grabstein wartete. Der hochgewachsene Mann nickte. »Nicht alle. Vielleicht war keine Zeit. Ich habe ihn vor sechs Tagen bestattet. Ein Bediensteter, ein guter Mann.«

Da ertönte ein Knacken, und sie wandten sich alle Ramon zu, der immer noch mit dem Baker-Gewehr hantierte. Er hatte die kleine Klappe am Kolben gelöst und schien beeindruckt von den Reinigungsgeräten, die sich darunter verbargen. Er gab Sharpe das Gewehr zurück. »Eines Tages werde ich so eines haben, ja?«

»Eines Tages werde ich Ihnen eines schenken. Wenn wir zurückkommen.«

Ramon hob die Augenbrauen. »Sie kommen zurück?«

Sharpe lachte. »Wir kommen zurück. Wir werden die Franzosen bis nach Paris verfolgen.«

Er hängte sich sein Gewehr über die Schulter und entfernte sich von El Católico, ging über den Friedhof und durch das gusseiserne Seitentor, das auf die Felder hinausführte. Falls er auf frische Luft gehofft hatte, unberührt vom Tode, hatte er Pech. Neben dem Tor, halb verborgen hinter saftig grünen Büschen, befand sich ein riesiger Misthaufen, stinkend und warm. Sharpe drehte sich um und sah, dass El Católico ihm gefolgt war.

»Sie glauben also, der Krieg sei nicht verloren, Captain?«

Sharpe fragte sich, ob er richtig lag, in den Worten des Spaniers einen Hauch von Besorgnis zu entdecken. Er zuckte mit den Schultern. »Er ist nicht verloren.«

»Sie irren sich.« Sollte der Spanier sich Sorgen gemacht haben, waren sie nun verschwunden. Er sprach laut, mit geradezu schneidender Stimme. »Sie haben verloren, Captain. Nur ein Wunder kann die Briten jetzt noch retten.«

Sharpe imitierte den verächtlichen Tonfall. »Wir sind alle verdammte Christen, ist es nicht so? Wir glauben an Wunder.«

Kearseys Protest wurde durch ein glockenhelles Lachen aufgehalten. Sämtliche Anwesenden erstarrten, drehten sich um und sahen Teresa, die sich bei ihrem Vater eingehakt hatte und neben ihm am Eingang zur Einsiedelei stand. Das Lachen verstummte, und ihr Gesicht wurde wieder ernst. Aber Sharpe glaubte, zum ersten Mal gesehen zu haben, dass sie dem hochgewachsenen Spanier mit dem grauen Umhang nicht ganz und gar verfallen war. Sie ging sogar so weit, dem Schützen zustimmend zuzunicken, ehe sie sich abwandte. Die Wunder, dachte Sharpe, fangen bereits an.

KAPITEL 11

Mit der Hochstimmung war es vorbei. Das Versagen machte sich als Katerstimmung bemerkbar, holte sich seinen Tribut an Depression und Bedauern, während Sharpe von Casatejada aus gen Westen marschierte, den beiden Flüssen entgegen, die die Leichte Kompanie und das zum Untergang verurteilte britische Heer trennten.

Sharpe war verärgert und enttäuscht, er fühlte sich betrogen. Der Abschied war wenig freundlich ausgefallen. Ramon hatte ihn nach spanischer Sitte umarmt, mit einem Knoblauchkuss auf beide Wangen, und der junge Mann hatte den Eindruck erweckt, als sei er über die Trennung von der Leichten Kompanie wirklich betrübt. »Denken Sie an Ihr Versprechen, Captain. Ein Gewehr.«

Sharpe hatte es versprochen, aber er fragte sich niedergeschlagen, wie er sein Versprechen halten sollte. Schon bald würde sich Almeida im Belagerungszustand befinden, die Franzosen würden das Land zwischen den Flüssen beherrschen, und die Briten, denen die endgültige Niederlage drohte, würden sich westwärts in Richtung Meer zurückziehen. Und alles, was zwischen der Fortsetzung des Feldzuges und der ruhmlosen, erbitterten Einschiffung stand, war sein Verdacht, dass das Gold noch in Casatejada war, ebenso geschickt verborgen, wie die Partisanen ihre Nahrungsmittel und ihre Waffen versteckten. Er erinnerte sich an Wellingtons Worte. »*Müssen*, haben Sie gehört? *Müssen!*«

Es gibt doch sicher noch anderes Gold, dachte Sharpe. Gold in den Kellern von London, in den Handelsbanken, den Kontoren, den Bäuchen der Handelsschiffe. Warum gerade *dieses* Gold? Die Frage war nicht zu beantworten, und die

drohende Niederlage begleitete die Leichte Kompanie wie die Regenwolken, die sich nach wie vor im Norden zusammenbrauten, auf ihrem ereignislosen Marsch zum Agueda-Fluss.

Die Partisanen zogen ebenfalls nach Westen, und während der ersten Stunde hatte Sharpe die Reiter beobachtet, die auf dem Grat einer niedrigen Hügelkette im Süden dahinritten. El Católico hatte davon gesprochen, die französischen Konvois zu überfallen, die mit Munition in Richtung Almeida unterwegs waren. Aber Sharpe konnte, obwohl er des Öfteren Kearseys blauen Rock unter den Berittenen ausmachte, den grauen Umhang El Católicos nirgends entdecken. Er hatte José gefragt, einen von El Católicos Stellvertretern und Befehlshaber der Eskorte für die Kompanie, wo der Partisanenführer sei, doch José hatte mit den Schultern gezuckt.

»Ist vorausgeritten.« Der Spanier gab seinem Pferd die Sporen und entfernte sich.

Patrick Harper hatte zu Sharpe aufgeholt und blickte seinem Captain ins Gesicht. »Erlaubnis zu sprechen, Sir?«

Sharpe sah ihn ärgerlich an. »Du fragst doch sonst nicht. Was ist?«

Harper wies auf die Eskorte. »Woran erinnern die Sie, Sir?«

Sharpe betrachtete die langen schwarzen Umhänge, die breitkrempigen Hüte und das Sattelzeug mit den langen Steigbügeln. Er zuckte mit den Schultern. »Sag es mir.«

Harper blickte zu den schwerfälligen Wolken am nördlichen Himmel auf. »Ich erinnere mich dabei an die Zeit, Sir, als ich noch Rekrut war. So war es, wahrhaftig, als wir von Derry marschiert sind.« Sharpe war die ausschweifende Sprechweise des Sergeants gewohnt. Wenn die Möglichkeit bestand, Informationen mittels einer Geschichte weiterzugeben, machte der Ire bevorzugt Gebrauch davon, und Sharpe, der gelernt hatte, dass es sich zuzuhören lohnte, unterbrach ihn nicht. »Und sie haben uns eine Eskorte mitgegeben, Sir, genau wie diese. Reiter vor uns,

neben uns, hinter uns, ringsherum, damit auch nicht ein Hundesohn sich unterwegs dünnemachen konnte. Ich kam mir wie ein Gefangener vor, Sir, wahrhaftig, und zwar den ganzen Weg lang! Eingeschlossen hat man uns während der Nacht, in einer Scheune bei Maghera, und wir waren auf ihrer Seite, wahrhaftig!«

Im Gesicht des Sergeants stand jene flüchtige Traurigkeit geschrieben, die sich manchmal zeigte, wenn er von der Heimat sprach, seinem geliebten Ulster, einem Land so arm, dass ihm nichts anderes übrig geblieben war, als sich dem Heer seiner Feinde anzuschließen. Der Ausdruck verschwand, und Harper grinste wieder. »Verstehen Sie, was ich sagen will, Sir? Das ist ein verdammter Gefangenentransport. Denen geht es darum, dass wir von ihrem Land verschwinden, wahrhaftig.«

»Na und?« Die beiden Männer hatten ihre Schritte beschleunigt, sodass sie vor der Kompanie hergingen, außer Hörweite.

»Die Schweinehunde lügen, was das Zeug hält«, sagte Harper mit stillem Behagen, als sei er überzeugt, ihre Lügen seien ebenso leicht zu durchkreuzen, wie er sie durchschaute.

José hielt vor ihnen auf dem Grat an und suchte den Boden ab, ehe er erneut sein Pferd anspornte. Die Kompanie war allein inmitten einer Weite aus braunem Gras, Steinen und ausgetrockneten Flussbetten. Die Sonne verbrannte alles, ließ die dunstige Luft schimmern und im Boden hauchfeine Risse auftreten. Sharpe wusste, dass sie bald anhalten und sich ausruhen mussten, obwohl seine Männer sich nicht beklagten, nicht einmal die Verwundeten, sondern sich weiter durch die Hitze und den Staub schleppten, den fernen blauen Konturen der Hügel um Almeida entgegen.

»Also gut. Warum lügen sie?«

»Was hat ihr Mann gestern gesagt?« Harper meinte damit El Católico, aber die Frage verlangte von Sharpe keine Antwort. Der Sergeant fuhr mit Nachdruck fort: »Wir standen

an diesem Grab, erinnern Sie sich? Und er hat gesagt, er habe den Mann vor sechs Tagen beerdigt. Erinnern Sie sich daran?«

Sharpe nickte. Er hatte selbst über dieses Grab nachgedacht, doch die Worte seines Sergeants eröffneten neue Möglichkeiten. »Sprich weiter.«

»Gestern war Sonnabend. Ich habe den Lieutenant gefragt. Er weiß immer den Tag und das Datum. Das heißt also, er hat seinen Bediensteten an einem Sonntag beerdigt.«

»Was ist daran ungewöhnlich?«

»Gott schütze Irland, Sir, so etwas würden die niemals tun! Nicht an einem Sonntag und nicht an einem Feiertag. Die sind Katholiken, Sir, nicht heidnische Protestanten. An einem Sonntag! Auf keinen Fall!«

Sharpe grinste über seine Heftigkeit. »Bist du sicher?«

»Ob ich sicher bin? Ich bin's, sonst wär mein Name nicht Patrick Augustine Harper, und wir wären in Tangaveane trotz der verfluchten Engländer nicht allesamt gute Katholiken. Nun sehen Sie sich das an, Sir!«

»Was denn?« Sharpe war beunruhigt, dass der Sergeant unvermittelt gen Norden zeigte, als sei dort eine französische Patrouille erschienen.

»Ein roter Milan, Sir. Davon bekommt man nicht viele zu sehen.«

Sharpe sah einen Vogel, der wie ein Habicht aussah, aber für ihn sahen die meisten Vögel, vom Kuckuck bis zum Adler, wie Habichte aus. Er ging weiter. Harper hatte seinen Verdacht bestärkt und erhöht. Er ließ seine Gedanken über die vagen Gefühle schweifen, die ihn beunruhigten. Der Stein über der Gruft, der bei Kearsey nicht das geringste Misstrauen erregt hatte. Dann die Eile, mit der El Católico den polnischen Feldwebel umgebracht und auf das übliche Vergnügen verzichtet hatte, den Mann zu foltern. Gewiss, überlegte Sharpe, war das geschehen, damit dem Mann im Sterben keine Zeit blieb, die unangenehme Tatsache herauszuposaunen, dass die Franzosen nichts von dem Gold

wussten. Das war an sich noch kein Grund, Verdacht zu schöpfen. In der kurzen Zeit, während derer der Ulan ihr Gefangener gewesen war, hatte Sharpe nicht einmal eine Sprache gefunden, in der sie sich hätten verständigen können. Aber das konnte El Católico nicht wissen.

Der Stein, der plötzliche Tod des Ulanen und obendrein Sharpes ursprünglicher Verdacht, dass sich die Franzosen, wenn sie den Schatz entdeckt hätten, nicht lange in dem hoch gelegenen Tal aufgehalten hätten, sondern schnellstens mit ihrer Beute nach Ciudad Rodrigo geritten wären. Nun kam noch Harpers Gedanke hinzu, dass das Grab auf dem Friedhof, falls El Católico die Wahrheit gesagt hatte, an einem Sonntag ausgehoben worden sein musste, was allein schon verdächtig war.

Sharpe ging weiter und spürte, wie ihm der Schweiß über den Rücken lief. Er versuchte, sich an El Católicos Worte zu erinnern. Hatte er gesagt: »Ich habe ihn vor weniger als einer Woche beerdigt?« Aber wenn nun Harper recht hatte, wenn er mit den sechs Tagen recht hatte? Wieder regte sich sein Verdacht und ließ sich an nichts festmachen, was den Plan gerechtfertigt hätte, der ihm durch den Kopf ging. Wie auch immer, El Católico hatte gelogen. Er hatte keinen Beweis, nur die Gewissheit. Er wandte sich wieder an Harper.

»Glaubst du, das Gold liegt in diesem Grab?«

»Das hat was für sich, Sir. Jedenfalls ist es so sicher wie das Amen in der Kirche, dass es sich nicht um ein christliches Begräbnis gehandelt haben kann.«

»Er könnte den Mann doch an einem Samstag beerdigt haben.«

»Das könnte er, Sir, das könnte er. Aber da ist noch die Tatsache, dass es nicht geschändet worden ist. Seltsam.« Wieder konnte Sharpe dem Gedankengang des Iren nicht folgen. Harper grinste ihn an. »Sagen wir mal, Sie wollten ein paar tausend Goldmünzen stehlen, Sir, und die wären in einer Gruft verborgen. Würden Sie etwa allen die gute Nachricht zukommen lassen, dass Sie sie an sich genommen

haben? Nicht, wenn Sie einen Funken Verstand besitzen, Sir. Stattdessen schaffen Sie es im Schutz der Friedhofsmauern ein kurzes Stück weit weg und verstecken es wieder. In einem schönen, frischen Grab.«

»Und wenn ich ein französischer Offizier wäre ...«, Sharpe dachte laut nach, »... wäre der erste Ort, an dem ich nach verstecktem Gut suche, nach Waffen, Nahrungsmitteln und Ähnlichem, ein schönes, frisches Grab.«

Harper nickte. Er hatte aufgehört zu grinsen. »Und wenn Sie darin den Leichnam eines britischen Offiziers gefunden hätten, Sir? Was würden Sie dann tun?«

Der Sergeant war Sharpe gedanklich vorausgeeilt, und dieser fügte nun die Vorstellung seinen Verdachtsmomenten hinzu. Wo zum Teufel war Hardy? Wenn die Franzosen einen britischen Offizier in einem Grab vorfanden, würden sie es nicht weiter schänden. Sie würden wieder Erde darüberschaufeln und vielleicht gar ein Gebet sprechen. Er pfiff leise. »Aber ...«

»Ich weiß, Sir«, unterbrach Harper ihn. Dies war seine persönliche, wohl durchdachte Theorie, und er beeilte sich, sie zu vertreten. »Das ist das Komische. Die sind nicht bereit, euch heidnische Engländer auf heiligem Boden zu bestatten, weil die Gefahr besteht, dass ihr ihn für uns gute Katholiken verderbt. Aber könnte man nicht annehmen, Sir, dass sechzehntausend Goldmünzen ihre Furcht vor der ewigen Verdammnis auslöschen würden? Ich wäre versucht, es zu glauben. Man kann schließlich den Leichnam jederzeit verlegen, wenn man das Gold ausgräbt, und mit zwei Ave Maria würde einem der Himmel wieder offen stehen.« Harper nickte, befriedigt über seine Theorie. »Haben Sie, Sir, mit dem Vater des Mädchens gesprochen?«

»Ja, aber er wusste nichts.« Was nicht der Wahrheit entsprach, dachte Sharpe. Er hatte sich auf dem ausgebrannten Hof vor dem Haus des Witwers mit Cesar Moreno unterhalten, und der ergraute Kopf hatte sich gesenkt, als Sharpe sich erkundigt hatte, was aus Captain

Hardy geworden sei. »Ich weiß es nicht.« Moreno hatte Sharpe einen Blick zugeworfen, als wolle er ihn anflehen, nicht weiter in ihn zu dringen.

»Und das Gold, Sir?«

Teresas Vater hatte sich jäh von Sharpe abgewandt. »Das Gold! Immer dieses Gold! Ich wollte, dass es nach Lissabon gelangt. El Católico will, dass es auf dem Landweg transportiert wird! Die Franzosen haben es! Hätte Ihre Kavallerie nicht versagt, Captain, wäre es unterwegs nach Cádiz. Nun ist gar kein Gold mehr da.«

In der Stimme des Mannes war eine Verzweiflung zu spüren gewesen, die in Sharpe den Wunsch aufkommen ließ, weiter nachzuhaken, mit sanften Fragen an Morenos Ehrlichkeit zu appellieren, doch El Católico war mit Teresa am Tor erschienen, und die Gelegenheit war vertan gewesen. Nun bot Harper jedoch einen neuen Gedanken an, einen, auf den Sharpe niemals selbst gekommen wäre: dass das Grab auf dem ummauerten Friedhof den Schatz enthielt und dass der Leichnam darin, wie bei den geheimnisvollen urzeitlichen Grabstätten Britanniens, von Gold umgeben war. Um diese Grabstätten rankte sich ein Aberglaube, an den Sharpe sich wohl erinnerte, dass nämlich jede von einem schlafenden Drachen bewacht wurde, von einem Drachen, der beim ersten Schlag einer diebischen Spitzhacke erwachen würde. Mit dem Drachen musste man es also aufnehmen.

Sharpe ließ dem Gedanken Flügel wachsen, sodass er sich in die Lüfte schwang. Konnte das Gold in Casatejada sein? So einfach? Konnte es sein, dass sich das Gold auf dem Friedhof befand und dort darauf wartete, dass die Heere weiterzogen, dass El Católico es ausgraben konnte, ungefährdet durch französische Patrouillen oder übereifrige Erkundungsoffiziere? Warum hatte El Católico dann Kearsey aufgefordert, weiter bei den Partisanen zu bleiben? Beziehungsweise, erinnerte er sich, Sharpe zugeredet, zusammen mit seinen Rifles dazubleiben? Wenn jedoch Harper recht hatte, wenn sein eigener Verdacht zutraf, war

das Grab an einem Sonntag ausgehoben worden, was gegen das Gesetz der Kirche verstieß. Und in ihm lagen das Gold und die Leiche des Geliebten von Josefina. Vielleicht hatte El Católico sie nur eingeladen, bei den Partisanen zu bleiben, weil das ihr Misstrauen verringern würde, weil El Católico alle Zeit der Welt und es nicht sonderlich eilig hatte, die Münzen auszugraben.

Das Ganze erschien ihm fantastisch, ein feines Netz unhaltbarer Vermutungen. Dennoch wusste er, wenn er jetzt keine Entscheidung traf, würde alles unwiderruflich verloren sein. Er lachte laut heraus über diese absurde Angelegenheit, über seine Sorge, er könne sich damit, dass er unrecht hatte, in Schwierigkeiten bringen, als wenn es beim Ausgang des Feldzuges in diesem Sommer darauf angekommen wäre. José fuhr herum, erschreckt von dem plötzlichen Auflachen.

»Captain?«

»Wir müssen Rast machen. Zehn Minuten.«

Die Männer ließen sich dankbar nieder, streiften ihre Tornister ab und legten sich der Länge nach hin. Sharpe begab sich nach hinten, um mit den Verwundeten zu sprechen, die von ihren Kameraden mitgeschleppt wurden. Er hörte Batten murren und blieb stehen.

»Keine Sorge, Batten, es ist nicht mehr weit.«

Die misstrauischen Augen blickten zu Sharpe auf. »Es ist ein heißer Tag, Sir.«

»Du würdest dich beschweren, wenn es kälter wäre.« Die Männer in seiner Nähe grinsten. »Wie dem auch sei, morgen wirst du in Almeida sein und übermorgen wieder vereint mit dem Bataillon.«

Er sprach der Eskorte zuliebe laut, und während er sprach, wusste er, die Entscheidung war gefallen. Sie würden morgen nicht in Almeida sein, auch nicht am übernächsten Tag, sondern wieder in Casatejada, wo es ein Grab zu öffnen gab. Dies war die einzige Möglichkeit, den Verdacht loszuwerden.

Allerdings war sich Sharpe darüber im Klaren, dass er sich damit Feinde machen würde, die gefährlicher waren als die Franzosen. Wenn sich das Gold dort befand – die erschreckende Aussicht, dass dem nicht so war, konnte er momentan verdrängen –, musste die Kompanie es über zwanzig Meilen feindliches Terrain transportieren, musste den Franzosen aus dem Weg gehen und, schlimmer noch, die Partisanen abwehren, die das Gelände kannten und wussten, wie man darin zu kämpfen hatte. Im Augenblick konnte er nichts weiter tun, als den sauertöpfischen José zu überzeugen, dass er die Absicht hatte, geradewegs zum Heer zurückzukehren. Sharpe wurde, zur Verblüffung seiner Männer, plötzlich ganz redselig und fidel.

»Morgen gibt's gekochtes Rindfleisch, Jungs. Kein Gemüseeintopf mehr! Eine Ration Rum, ein Wiedersehen mit euren Frauen und dem Regiments-Sergeant, alles, was ihr so sehr vermisst habt. Freut ihr euch denn nicht darauf?« Sie grinsten ihn an, freuten sich über seinen Frohsinn. »Und für uns unverheiratete Männer die besten Frauen in Portugal!« Daraufhin kam zotenreicher Beifall auf, und der Partisan, der sich im Sattel ausruhte, sah missbilligend zu.

»Ihre Männer kämpfen für Frauen, Captain?«

Sharpe nickte fröhlich. »Und für Schnaps. Und für einen Schilling pro Tag mit Abzügen.«

Knowles kam mit aufgeklappter Taschenuhr nach vorn. »Die zehn Minuten sind um, Sir.«

»Auf die Beine!« Sharpe klatschte in die Hände. »Kommt, Jungs! Gehen wir heim. Paraden, volle Ration und Mrs Roach zum Wäschewaschen!«

Die Männer erhoben sich gut gelaunt, schnallten ihre Tornister um und schulterten ihre Waffen. Sharpe bemerkte Josés geringschätzigen Blick. Er hatte den Eindruck erweckt, den einigermaßen zutreffenden Eindruck, dass es der Leichten Kompanie nur um Schnaps und Frauen zu tun war, und solche Verbündete waren nicht nach Josés Geschmack. Sharpe wollte erreichen, dass man sie verachtete und

unterschätzte, und wenn der Spanier nach Casatejada zurückkehrte und der Meinung war, die Männer des South Essex seien unbeholfen, grob und allein darauf erpicht, die Bordelle von Lissabon zu erreichen, dann war Sharpe das recht.

Patrick Harper, das siebenläufige Gewehr hoch auf der Schulter, glich wiederum seine Schritte denen von Sharpe an. »Wir gehen also zurück?«

Sharpe nickte. »Das braucht aber kein anderer zu wissen. Wie bist du darauf gekommen?«

Harper lachte.

Er blickte Sharpe aufmerksam an, als wolle er die Weisheit seiner Antwort abwägen, schien jedoch zu glauben, dass er sie sich leisten konnte. »Weil Sie hinter der Frau von diesem Schweinehund her sind.«

Sharpe lächelte. »Und hinter dem Gold, Patrick. Vergiss nicht das Gold.«

Sie erreichten den Agueda bei Einbruch der Dunkelheit, als sich über dem langsamen Strom nach Norden die Mücken in Wolken versammelten. Sharpe war versucht, am Ostufer zu kampieren, wusste jedoch, dass ein derartiges Vorgehen den Verdacht der Partisanen erregt hätte. Daher watete die Leichte Kompanie durch den Fluss und marschierte eine halbe Meile weiter unter die Bäume, die das westliche Hügelland säumten. Die Eskorte zog nicht etwa ab, sondern blieb am fernen Ufer stehen und beobachtete sie, und einen Moment lang fragte sich Sharpe, ob die Spanier die britischen Soldaten im Verdacht hatten, über Nacht nach Casatejada zurückkehren zu wollen. Er wandte sich an den fröstelnden Lieutenant Knowles. »Lassen Sie ein Feuer anzünden.«

»Ein Feuer?« Knowles blickte erstaunt drein. »Aber die Franzosen ...«

»Ich weiß. Machen Sie Feuer. Ein großes.«

Die Männer waren begeistert. Die mit den scharfen Sägebajonetten hackten auf die Zweige der Korkeichen ein,

andere sammelten Zunder, und binnen Minuten erhob sich der bläuliche Holzrauch wie ein schwankendes Signal in den Abendhimmel. Patrick Harper stand mit tropfenden Hemdzipfeln da und hielt seine durchnässte Hose übers Feuer. Er warf seinem Captain einen fragenden Blick zu, als wolle er darauf hinweisen, dass dieses Feuer gefährlich sei. Aber darum ging es Sharpe gerade, denn die Partisanen würden, wenn sie es sahen, von der Unfähigkeit der britischen Infanterie noch überzeugter sein. Jeder Mann, der auf einem Gelände, das vom Feind patrouilliert wurde, ein Feuer entfachte, konnte nicht damit rechnen, lange zu leben.

Ob nun ausgelöst durch den Anblick des Feuers oder wegen der späten Stunde, beschloss José, sich zu verabschieden. Sharpe, der in dem Schatten am Rand des Baumbestandes kauerte, sah zu, wie die Reiter kehrtmachten und ihre Pferde anspornten, zurück nach Osten. Die Kompanie war allein.

»Lieutenant!«

Knowles trat ans Feuer. »Sir.«

»Wir gehen zurück. Heute Nacht.« Er beobachtete Knowles auf seine Reaktion hin, doch der junge Mann aus dem Norden nickte nur, als komme die Neuigkeit nicht unerwartet. Sharpe war irgendwie enttäuscht. »Wir nehmen die Verwundeten nicht mit. Sergeant Read kann sie nach Almeida bringen. Geben Sie ihm drei Mann zur Unterstützung mit, und sagen Sie ihm, er soll sich einen Konvoi zurück über den Coa-Fluss suchen. Verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Und wir werden uns heute Nacht aufteilen. Ich gehe mit den Rifles voraus. Sie kommen nach. Sie finden uns auf dem Friedhof in Casatejada.«

Knowles kratzte sich den Kopf. »Sie glauben, dass dort das Gold ist, Sir?«

Sharpe nickte. »Vielleicht. Jedenfalls will ich nachsehen.« Er grinste dem Lieutenant zu, steckte ihn mit seinem

Enthusiasmus an. »Leiten Sie alles in die Wege, Robert, dann sagen Sie mir Bescheid, ob es Probleme gibt.«

Die Nacht senkte sich schnell herab, und die Dunkelheit kam Sharpe zweimal so tief vor wie sonst. Der Mond verbarg sich hinter aufragenden Wolken, die langsam, unendlich langsam die Sterne auslöschten. Eine sanfte, kalte Brise von Norden her erinnerte Sharpe daran, dass das Wetter irgendwann umschlagen musste. Hoffentlich nicht heute Abend, dachte er, denn Regen würde sie aufhalten, würde den schwierigen Marsch noch gefährlicher machen, und er musste in Casatejada ankommen, so lange es noch dunkel war. Es überraschte und freute ihn sehr, dass die Nachricht, sie würden nicht nach Almeida weiterziehen, die Männer zu erregen schien. Sie grinsten ihm zu, aber es herrschte eine Unruhe in der Kompanie, die von ihrem Bedürfnis zeugte, ihre gestellte Aufgabe zu erfüllen. Knowles kehrte zurück, ein Schatten in der Dunkelheit.

»Probleme?«

»Nur mit Read, Sir. Will ein Papier.«

Sharpe lachte. Sergeant Read war so eigen wie eine brütende Henne und glaubte zweifellos, dass seiner kleinen Schar größere Gefahr von der eigenen Seite drohte als von den Franzosen. Wenn die Militärpolizei eine kleine Gruppe abseits ihres Bataillons entdeckte, konnte es sein, dass sie sie für Deserteure hielt und ihre langen Seile hervorholte. Sharpe kritzelte mit Bleistift auf eine Seite aus Knowles' Notizbuch, ohne im Dunkeln zu wissen, ob das Geschriebene überhaupt lesbar war. »Gib ihm das hier.« Knowles zog sich nicht zurück, und Sharpe konnte hören, dass er sich rastlos bewegte.

»Was ist denn?«

Die Stimme des Lieutenants klang leise und besorgt. »Wissen Sie bestimmt, dass sich das Gold dort befindet, Sir?«

»Sie wissen doch, dass ich es nicht weiß.«

Nun trat eine Pause ein. Knowles trat von einem Bein aufs andere. »Das ist riskant, Sir.«

»Inwiefern?« Sharpe wusste, dass es seinem Lieutenant nicht an Courage mangelte.

»Ich dachte, Major Kearsey hätte Ihnen befohlen, zum Heer zurückzukehren, Sir. Wenn er zurückkommt und entdeckt, dass wir in Casatejada herumstöbern, wird er nicht gerade beglückt sein. Und El Católico wird uns nicht mit offenen Armen willkommen heißen. Und ...« Seine Stimme versiegte.

»Und was?«

»Na ja, Sir.« Knowles kauerte sich zu Sharpe nieder, und seine Stimme wurde noch leiser. »Jeder weiß, dass Sie wegen der Profose Schwierigkeiten mit dem General hatten, Sir. Wenn Kearsey sich über Sie beschwert, Sir, na ja ...« Wieder gingen ihm die Worte aus.

»Dann könnte es sein, dass ich noch größere Probleme bekomme, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir. Und das ist noch nicht alles.« Auf einmal sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus, als habe er sie sich seit Tagen oder gar Wochen verkniffen. »Wir wissen alle, dass Ihre Beförderung noch nicht bestätigt ist, Sir, und das ist so ungerecht! Nur weil Sie einmal einfacher Soldat waren, scheinen die nichts zu unternehmen, und der Adler zählt auch nichts.«

»Nein, nein, nein.« Sharpe unterbrach seinen Redefluss. Er war verlegen, gerührt, ja sogar überrascht. »Das Militär ist nicht ungerecht, nur langsam.«

Er glaubte es selbst nicht, aber wenn er zugelassen hätte, dass er seine wahren Gedanken aussprach, wäre seine Erbitterung allzu deutlich zum Vorschein gekommen. Er dachte an den Triumph des Augenblicks, den er vor einem Jahr empfunden hatte, als der General ihn zum Captain befördert hatte, aber seither hatten die Horse Guards nichts von sich hören lassen. Er fragte sich, ob die Beförderung bereits abgelehnt war und nur niemand wagte, es ihm zu sagen. Das war schon vorgekommen, und die

Bataillonskommandeure hatten den Sold dann persönlich aufstocken müssen. Zur Hölle mit dem Militär, zur Hölle mit dem Rangsystem. Er sah Knowles an.

»Wie lange sind Sie schon Lieutenant?«

»Zwei Jahre und neun Monate, Sir.« Sharpe war kaum überrascht, dass die Antwort so vollständig und so rasch erfolgte. Die meisten Lieutenants zählten die Tage, bis sie drei Jahre Dienstzeit beisammenhatten. »Demnach werden Sie um Weihnachten herum Captain sein?«

Knowles wirkte peinlich berührt. »Mein Vater bezahlt es, Sir. Er hat mir das Geld nach Talavera versprochen.«

»Sie haben es verdient.« Sharpe spürte einen Anflug von Neid. Er konnte die fünfzehnhundert Pfund für den Rang eines Captains nicht aufbringen, und Knowles hatte Glück mit seinem Vater. Sharpe verbarg seine Bedrücktheit mit einem Lachen. »Wenn meine Beförderung misslingt, Robert, werden wir um Weihnachten herum die Plätze vertauscht haben!« Er stand auf, blickte über das dunkle Tal hinweg. »Zeit zum Aufbruch. Gott weiß, wie wir den Weg finden sollen. Aber viel Glück.«

Eintausend Meilen entfernt im Nordosten blickte ein kleiner Mann mit einem zerzausten Haarschopf und einem unersättlichen Appetit auf Arbeit auf den Stapel Papiere, mit denen er sich beschäftigt hatte, und grunzte anerkennend, nachdem er noch einmal die letzten Abschnitte der neuesten Depesche von Marschall André Masséna durchgelesen hatte. Er fragte sich, ob der Marschall, den er persönlich zum Fürsten von Essling ernannt hatte, dabei war nachzulassen. Das britische Heer war so klein – die Zeitungen aus London berichteten, dass es ganze dreiundzwanzigtausend seien und zweiundzwanzigtausend portugiesische Verbündete – und das französische Heer so groß, und Masséna schien sich verdammt lange damit aufzuhalten.

In der Depesche hieß es allerdings, dass sie auf dem Vormarsch seien, ins Landesinnere von Portugal, und dass die Briten bald mit dem Rücken zum Meer stehen würden und nichts mehr zu erwarten hätten als Entsetzen, Schande und Unterwerfung.

Der kleine Mann gähnte. Er wusste alles, was sich in seinem riesigen Weltreich ereignete, selbst dass der Fürst von Essling eine junge Frau mit in den Krieg genommen hatte, um des Nachts sein Bett warm zu halten, aber das sollte ihm verziehen werden. Ein Mann brauchte so etwas, vor allem dann, wenn sich die Jahre nur so hinzogen, und der Sieg machte alles verzeihlich.

Als ihm der Bericht eines Geheimagenten einfiel, wonach Massénas Geliebte in Husarenuniform verkleidet war, lachte er so laut heraus, dass ein Lakai aufschreckte und die Kerzen flackerten. Aber was machte das schon? Das Kaiserreich war gesichert, und der kleine Mann legte sich neben seiner Fürstin zur Ruhe, ohne von der Kompanie zu wissen, die durch sein Territorium marschierte, in der Hoffnung, ihm in den folgenden Monaten viele schlaflose Nächte zu bereiten.

KAPITEL 12

Der Marsch glich einem Albtraum, und es war nur Hagmans durch jahrelanges Wildern im Schutz der Dunkelheit geschärften Instinkten zu verdanken, dass die Rifles heil auf demselben Weg zurückfanden, den sie tagsüber zusammen mit der Eskorte gekommen waren.

Sharpe fragte sich, wie Knowles, dem die größere Zahl von Männern unterstand, damit fertig wurde, doch gab es auch bei den Rotröcken ehemalige Wilderer wie Hagman, und außerdem war es sinnlos, sich Sorgen zu machen.

Die Rifles jedenfalls waren gut in der Zeit. Mit einem Fluch auf den Lippen umrundeten sie die Felsbrocken, stolperten durch die Geröllhalden und kamen schneller voran, als die weniger durchtrainierten Männer des South Essex es konnten. Die Rifles waren die Elite des Heeres, am besten ausgebildet, am besten bewaffnet, die geschickteste Infanterie innerhalb einer Armee, die sich ohnehin der besten Fußsoldaten der Welt rühmte. Allerdings hatte sie weder ihre Ausbildung noch ihr vielgerühmtes Selbstvertrauen auf die Aufgabe vorbereiten können, sich unter der Nase misstrauischer Partisanen nach Casatejada einzuschleichen.

Der Mond kam ausgerechnet in dem Moment hervor, als die Grünjacken den letzten Grat vor dem Dorf erreicht hatten. Er riss sich vom zerfaserten Wolkenrand los und zeigte ihnen das Dorf, unschuldig und still in der Mitte des Tals.

Die Männer warfen sich zu Boden, schoben ihre Gewehre vor, aber nichts regte sich im Mondlicht außer der Gerste, die sich im Wind beugte, und dem Mais, der an seinen langen Stängeln raschelte.

Sharpe starrte ins Dorf hinab und dachte erneut, wie hoffnungslos das Unterfangen war, ungesehen dorthin zu gelangen. Hinzu kam, dass heute Nacht keine Hoffnung bestand, seine Verteidiger zum Entzünden von Feuern zu überreden, die sie geblendet und den Angreifern einen Vorteil verschafft hätten. Er stand auf. »Kommt, weiter.«

Sie machten einen weiten Umweg um das südliche Ende des Tals herum. Im Mondlicht kamen sie schneller voran und hofften darauf, dass die Wachtposten im Dorf sie, falls ihre dunklen Silhouetten vor dem Hintergrund der Hügel überhaupt zu erkennen waren, für eines der Wolfsrudel halten würden, die die Gegend unsicher machten. Zweimal hatten die Rifles unterwegs aus nächster Nähe die Wölfe gehört, und einmal hatten sie ihre typischen Umrisse auf einer Kuppe gesehen, aber sie waren nicht angegriffen worden.

Der Friedhof befand sich auf der Ostseite der Straße, und die Schützen mussten das Dorf umrunden, um sich im Dunkeln zu nähern. Sharpe hielt immer wieder Ausschau gen Osten. Er fürchtete den ersten Strahl des Morgengrauens, fürchtete den Anmarsch zum Dorf.

»Hinlegen!«

Wieder ließen sie sich keuchend fallen, in ein Feld mit halb abgeernteter Gerste, das die Franzosen auf ihren Pferden zertrampelt hatten. Sie waren kreuz und quer über das Feld geritten, sodass sich im Dunkeln ein Gewirr aus fantastischen Linien und seltsam verschatteten Kurven ergab.

»Weiter.«

Sie schoben sich vorwärts. Bis zur Einsiedelei mit ihrem Glockenturm, der auf sie herabstarrte, waren es noch vierhundert Yards. Sie bahnten sich ihren Weg durch das Getreide, dort, wo es platt getreten war und stehen gebliebene Halme ihnen Deckung boten. Niemand sagte etwas. Jeder Mann kannte seine Aufgabe, und jeder war sich der Tatsache bewusst, dass die Spanier, die sich mittels

weißer Steine auf Hügelkuppen verständigten, sie möglicherweise während der letzten fünf Meilen beobachtet hatten. Aber welchen Grund hatten sie, misstrauisch zu sein? Die Frage machte Sharpe zu schaffen, ebenso die möglichen Antworten und das Risiko auf Messers Schneide, dem er die Kompanie ausgesetzt hatte.

Als es noch zweihundert Yards waren, verhielt er, hob die Hand und wandte sich an Hagman. »Alles in Ordnung?«

Der Mann nickte, grinste zahnlos. »Ausgezeichnet, Sir.«

Sharpe sah Harper an. »Komm mit.«

Nun waren sie nur noch zu zweit. Sie krochen vorwärts, dem zunehmenden Gestank von Mist entgegen, und horchten auf die leisen Geräusche, die ihnen die Anwesenheit eines aufmerksamen Wachtpostens verraten hätten. Die niedergetretene, krumme Gerste wuchs fast bis an die Friedhofsmauer heran. Als sie der hohen weißen Mauer immer näher kamen, wurde Sharpe klar, dass sie sie niemals ungesehen erklimmen konnten. Er ließ Harper zu sich aufholen und legte den Mund an das Ohr des Sergeants.

»Siehst du den Glockenturm?«

Harper nickte.

»Dort oben muss jemand sein. Wir kommen hier nicht hinüber. Sonst werden wir gesehen.«

Der Sergeant streckte die Hand aus und beschrieb einen Bogen nach links. Sharpe nickte. »Weiter.«

Der Glockenturm mit seinen Fensterbögen, die in alle vier Himmelsrichtungen hinausblickten, war im Dorf die am nächsten liegende Position für einen Wachtposten. Sharpe konnte in den Schatten an der Spitze des Turms nichts erkennen, doch er wusste, dass sich dort ein Mann befand, und als sie nun vorwärtskrochen und die Stängel der Gerste alle Geräusche dämpften, kam er sich wie ein kleines Tier vor, das auf eine Falle zukrabbelt.

Sie erreichten die Ecke des Friedhofs, richteten sich mit einem trügerischen Gefühl der Erleichterung an der Mauer auf und schoben sich dann, vom Turm aus nicht zu sehen,

langsam linksherum auf das Tor, die Büsche und den stinkenden Misthaufen zu.

Nichts regte sich. Es war, als sei Casatejada menschenleer, und einen Moment lang hielt sich Sharpe mit dem angenehmen Gedanken auf, dass El Católico mit all seinen Gefolgsleuten fortgeritten war und sich tatsächlich niemand im Dorf aufhielt. Dann fiel ihm Ramon ein, der noch nicht wieder reiten konnte, und seine Schwester Teresa, die dageblieben war, um ihn zu pflegen. Da wusste er, dass das Dorf bewohnt war, dass es bewacht wurde, obwohl sie nun das Tor zum Friedhof erreicht hatten, ohne dass jemand gerufen oder das Schloss einer Muskete betätigt hatte. Das Dorf machte nach wie vor den Eindruck einer schlafenden Gemeinde.

Sharpe spähte durch das gusseiserne Tor. Die Gräber wurden vom Mondschein erleuchtet. Es war still, die Haare in seinem Nacken richteten sich auf, und plötzlich kam ihm die Vorstellung von den sechzehntausend in einem Grab verborgenen Goldmünzen lächerlich vor. Er zupfte Harper am Ellbogen, zog den Sergeant in den dichten Schatten der Büsche am Tor.

»Das Ganze gefällt mir nicht«, flüsterte er. Es hatte keinen Zweck, seine Ängste zu analysieren. Ein Soldat musste seinem Instinkt vertrauen, und der würde sich in dem Moment in Luft auflösen, da er ihn zu ergründen versuchte. »Bleib du hier. Ich gehe hinein. Wenn mich jemand belästigt, machst du von dem verdammten Gewehr Gebrauch.«

Patrick Harper nickte. Er hatte das siebenläufige Gewehr von der Schulter genommen und zog nun mit langsamer, gleitender Bewegung den Hahn zurück, sodass die gut geschmierte Sperre geräuschlos einrastete.

Der Sergeant hatte dieselben bösen Vorahnungen wie sein Offizier, war jedoch nicht sicher, ob sie vom Anblick des leeren Friedhofs im schwachen Mondlicht hervorgerufen wurden oder vom Feind, der sie womöglich spöttisch beobachtete. Er sah zu, wie Sharpe auf die Mauer sprang,

weil er den Scharnieren des Tors nicht traute. Dann wandte er sich den Hügeln zu und entdeckte ein zartes Leuchten am Horizont, den Vorboten der Dämmerung. Zugleich brachte eine kühle Brise Bewegung in den dichten Gestank des Misthaufens. Er hörte, wie Sharpes Degenscheide über die Steine schabte. Als er am Boden aufkam, ertönte ein dumpfer Laut. Dann war Harper allein in der undurchdringlichen Deckung der Büsche. Er legte die Hände fester um den Lauf seiner tödlichen Waffe.

Sharpe kauerte im Innern des Friedhofs, und in seinen Ohren hallte das Geräusch, das er beim Übersteigen der Mauer verursacht hatte.

Wie töricht er gewesen war! Er hätte seinen Degen und das Gewehr durch das Torgitter schieben müssen, aber das war ihm nicht eingefallen, und er hatte, als er über das hohe steinerne Hindernis gerutscht und gepoltert war, so viel Lärm gemacht wie ein Liebhaber, der vor einem heimkehrenden Ehemann die Flucht ergreift.

Aber nichts regte sich. Nichts war zu hören außer dem merkwürdig tiefen unterschwelligen Seufzen, mit dem der Wind durch den Glockenturm fuhr und die riesige Metallglocke umschmeichelte.

Am anderen Ende des Friedhofs konnte er die Wandgräber erkennen, kleine, schwach erleuchtete Nischen. Er dachte an die Verwesungsflüssigkeit, die am Mörtel hinabgelaufen war, dachte an die Leichen, die hier begraben lagen. Dann jedoch ließ er sich auf den Bauch nieder und kroch zwischen den Gräbern auf die Stelle zu, wo das frische Grab auf ihn wartete. Er wusste, dass er vom Glockenturm aus zu sehen war, während er sich dorthin durchschlug, aber die Würfel waren gefallen, es gab kein Zurück mehr, und er konnte nur hoffen, dass der Mann im Turm mit dem Kopf auf der Brust schlief, während sich unter ihm der Feind einschlich.

Sein Koppel, sein Kreuzgurt und seine Knöpfe verfingen sich immer wieder am trockenen Boden, während er auf den Erdhaufen zukroch. Das Grab sah in der Tat verdächtig aus,

entschied er. Es war höher als die anderen und irgendwie ordentlicher zu einem viereckigen Hügel aus blasser Erde zusammengefügt. Er hatte sich das Gesicht mit einer Mischung aus Dreck und Speichel beschmiert, wagte es jedoch nicht, nach oben zu sehen, sosehr er sich auch danach sehnte, um festzustellen, ob dort im Fensterbogen ein Gesicht zu erkennen war.

In der Stille verfluchte er seine Narrheit. Wäre es nicht besser gewesen, geradewegs einzumarschieren, mit aufgepflanzten Bajonetten, und darauf zu bestehen, dass das Grab geöffnet wurde? Wenn er sicher gewesen wäre, hätte er es so anstellen können, anstatt sich wie ein Dieb in der Nacht anzuschleichen, aber er war sich nun einmal nicht sicher. Er hatte einen Verdacht, sonst nichts, einen unbelegbaren, sinnlosen Verdacht, der sich auf nichts weiter stützte als auf Patrick Harpers hartnäckige Versicherung, dass ein Mann nicht an einem Sonntag beerdigt werden konnte. Plötzlich fiel ihm ein, dass der zweite Vorname des Sergeants Augustine lautete, und er grinste töricht, als er endlich das Objekt erreicht hatte, um dessen Durchsuchung willen er den langen und beschwerlichen Marsch auf sich genommen hatte.

Nichts regte sich. Die Glocke stöhnte leise, aber sonst war nichts zu hören. Er hätte leicht glauben können, dass er gänzlich allein war, gänzlich unbeobachtet, doch sein Instinkt sandte nach wie vor Gefahrensignale aus, gegen die er nichts unternehmen konnte. Er begann zu graben, linkisch mit angewinkeltem Arm auf dem Bauch liegend, und entfernte eine Hand voll Erde nach der anderen vom Grab. Das war schwieriger, als er angenommen hatte. Jede Hand voller trockener Scholle und scharfer Steine verursachte einen kleineren Erdrutsch von der Spitze des Haufens, und jedes Mal erschien ihm das Geräusch ohrenbetäubend laut, aber er wagte es nicht, etwas anderes zu tun, als weiter an dem Grab herumzuscharren, während

die Muskeln seines unnatürlich verrenkten Arms vor Schmerzen geradezu schrien.

Einmal glaubte er etwas zu hören, Schritte auf Stein, doch als er erstarrte, ließ sich nichts mehr vernehmen. Er blickte auf, sah den Anflug von Grau, der die ihm verbliebene Zeit knapp machte, und grub immer tiefer. Er zwängte seine Hand in den Erdhaufen, versuchte einen Tunnel nach unten zu schaffen, um zu erreichen, was immer in diesem harten, flachen Boden vergraben war.

Unseligerweise verbesserte sich die Sicht immer mehr, und was ihm zuvor im Mondlicht wie geduckte Schatten vorgekommen war, gab sich nun als schmuckvolle Grabsteine zu erkennen. Er konnte sogar die Inschrift auf dem nächststehenden Grabstein lesen – Maria Uracca –, und die Engelsfigur, die ihre letzte Ruhestätte bewachte, schien ihn im düsteren Licht gehässig anzugrinsen.

Er ließ alle Vorsicht außer Acht und riskierte einen Blick nach oben, aber in der gewölbten Öffnung an der Spitze des Turms war nichts zu sehen außer den grauen verschwommenen Umrissen der Glocke.

Er schob seine Hand noch weiter hinein und fand nichts als Erde und Steine. Er vergrößerte das Loch, das er gegraben hatte und das aussah, als habe ein Hund nach einem Knochen gescharrt. Dann erklang irgendwo im Dorf laut und deutlich eine Stimme, und er wusste, dass die Zeit um war. Die Stimme hatte sich nicht beunruhigt angehört, nur so, als würde jemand aufstehen, aber es hatte keinen Sinn, sich noch länger verbergen zu wollen. Er richtete sich in kniende Position auf und gebrauchte beide Hände, tastete sich immer tiefer vor zum unbekannten Inhalt des Grabes.

Und da war es auch schon. Sackleinen. Er grub beschleunigt weiter, wobei die Erde jedes Mal zurück auf das freigelegte Stück Sack rutschte, und seine Gedanken eilten voraus zu der Vorstellung von Goldmünzen in dünnen Säcken, sechs Zoll tief unter dem Erdboden vergraben.

Er räumte erneut die Stelle frei, konnte das Sackleinen klar erkennen, und er warf sich mit steifen Fingern darauf, zerriss es und zwängte seine Hand zwischen die Münzen. Doch es waren keine Münzen da, nur der üble, entsetzliche Verwesungsgestank einer Leiche und ein grässlicher Schleim an seinen Fingern, ein Würgen in seinem Hals. Da wurde ihm augenblicklich klar, dass es sich bei diesem in einfaches braunes Tuch gekleideten Leichnam nicht um Captain Hardy handelte, sondern um den Bediensteten El Católicos, den die plündernden Franzosen aus unerfindlichem Grund in Ruhe gelassen hatten. Er hatte versagt, endgültig, gänzlich. Total versagt. Er erlebte das Ende von tausend Hoffnungen, und an seinen Fingern klebte verwesendes Fleisch. Hier gab es kein Gold.

»Guten Morgen.« Die Stimme klang spöttisch, ruhig und gelassen, und als Sharpe herumwirbelte, sah er El Católico am Eingang der Einsiedelei stehen. Der spanische Offizier hielt sich im Schatten, doch die langen Uniformmanschetten unter dem grauen Umhang, der schlanke Degen und die samtweiche Stimme waren unverkennbar. »Guten Morgen, Captain Sharpe. Hatten Sie vielleicht Hunger?«

Sharpe stand auf und war sich seiner verschmutzten Uniform unangenehm bewusst. Er bückte sich, um sein Gewehr aufzuheben, verhielt jedoch, als er die Mündung der Muskete entdeckte, die hinter El Católico auf ihn gerichtet war. Und plötzlich gingen auf leisen Sohlen ein Dutzend Männer zu beiden Seiten des Spaniers in Stellung, der Sharpe weiterhin mit spöttischen Blicken bedachte.

»Graben Sie häufig Leichen aus, Captain Sharpe?«

Darauf gab es nichts zu sagen. Er ließ das Gewehr auf dem Boden liegen und richtete sich auf.

»Ich habe Sie gefragt, ob Sie häufig Leichen ausgraben, Captain.«

Der hochgewachsene Mann trat einige Schritte vor auf den Friedhof. Sharpe wischte den Schleim von seiner Hand an seine Uniformhose. Warum, verdammt noch mal, war Harper

nicht aufgetaucht? Hatten sie ihn auch entdeckt? Sharpe hatte nichts gehört, keine Schritte, keine quietschende Tür, aber er hatte die ganze Zeit in der Erde gescharrt, und der Lärm hatte ausgereicht, um El Católicos leise Annäherung an die rückwärtige Tür der Einsiedelei zu überdecken.

Der Spanier schmunzelte und vollführte eine seiner eleganten Gesten. »Sie wollen offensichtlich meine Frage nicht beantworten. Ich nehme an, Sie suchen nach dem Gold? Habe ich recht?« Sharpe sagte nichts, worauf El Católicos Stimme eindringlicher wurde. »Habe ich recht?«

»Ja.«

»Sie haben also doch eine Stimme!« El Católico wandte sich ab und sprach mit einem seiner Männer. Er wartete, und als er sich wieder umdrehte, hatte er einen Spaten in der Hand. »Dann graben Sie, Captain. Graben Sie. Wir hatten nie genug Zeit, Carlos angemessen zu beerdigen. Wir mussten es in aller Eile am vergangenen Samstagabend erledigen, also können Sie uns einen Dienst erweisen.« Er warf Sharpe den Spaten zu. Das Schaufelblatt blitzte auf und traf mit dumpfem Laut neben dem Schützen am Boden auf.

Sharpe rührte sich nicht. Einerseits verfluchte er unsinnigerweise Harper, weil er den Verdacht bezüglich des Sonntagsbegräbnisses geäußert hatte, andererseits wusste er, dass er auch so zurückgekehrt wäre. Und wo war der große Ire? Er konnte nicht in Gefangenschaft geraten sein, nicht ohne einen Kampf, der meilenweit zu hören gewesen wäre. In Sharpe regte sich so etwas wie Hoffnung.

El Católico trat noch einen Schritt vor. »Sie wollen nicht graben?«

Der hochgewachsene Spanier senkte die Hand, und Sharpe sah, wie sich der Lauf der Muskete ausrichtete, hörte ihr Krachen und sah die von Rauch umgebene Stichflamme. Die Kugel traf hinter ihm die Mauer.

Hatten die Schweinehunde Harper die Gurgel durchgeschnitten? Von Hagman war keine Rettungsaktion

zu erwarten. Sharpe hatte es dem Trupp eingebläut, dass sie nicht ins Dorf kommen sollten, es sei denn auf ausdrücklichen Befehl. Verdammt! Und Knowles würde in die gleiche Falle tappen, und alles, aber auch wirklich alles war um ihn herum zusammengebrochen, weil er zu schlau hatte sein wollen.

Er hob den Spaten auf – er hatte keine andere Wahl – und stieß ihn neben dem Leichnam in die Erde, wobei er sich innerlich nach wie vor dagegen sträubte, die Niederlage als endgültig hinzunehmen, sondern hoffte, unter der verwesenden Leiche Säcke voller Gold zu finden. Doch unter der Leiche war nichts als Erde, voller scharfkantiger Steine, die fest zusammengepresst war und dem Spaten, mit dem er zustach, mit Widerstand begegnete.

El Católico lachte. »Haben Sie Ihr Gold gefunden, Captain?« Er wandte sich an seine Männer, sprach in schnellem Spanisch zu ihnen, und sie lachten über den Engländer, machten sich lustig über den Captain der Rifles, der wie ein Bauer gezwungen war, ein Grab auszuheben.

»Joaquin?« Das war Teresas Stimme, und plötzlich stand sie, angetan mit einem langen weißen Kleid, neben ihrem Auserwählten, hakte sich bei ihm ein und fragte, was denn nur los sei. Sharpe hörte sie lachen, als El Católico es ihr erklärte.

»Graben Sie, Captain, graben Sie! Das Gold! Sie müssen das Gold finden!« El Católico amüsierte sich köstlich.

Sharpe warf den Spaten hin. »Da ist kein Gold drin.«

»Ah!« El Católicos Gesicht verzog sich in gespieltem Entsetzen. Seine Hände hoben sich, ließen das Mädchen los, und er übersetzte für seine Männer. Er drehte sich wieder um, ohne ihr Gelächter zu beachten. »Wo sind Ihre Männer, Captain?«

»Sie beobachten Sie.«

Das war eine schwache Antwort, und El Católico ließ ihr die Verachtung zukommen, die ihr gebührte. Er lachte. »Sie wurden dabei beobachtet, wie Sie zum Grab gekrochen sind,

Captain, mutterseelenallein und im Schutz der Dunkelheit. Aber Sie sind nicht allein, nicht wahr?«

»Nein. Und ich hatte nicht damit gerechnet, Sie hier vorzufinden.«

El Católico verneigte sich. »Mithin ein unerwartetes Vergnügen. Teresas Vater befehligt den Hinterhalt. Ich habe beschlossen, zurückzukehren.«

»Um Ihr Gold zu bewachen?« Das war ein überflüssiger Versuch, aber im Augenblick war alles überflüssig.

El Católico legte den Arm um Teresas Schultern. »Um meinen Schatz zu bewachen, Captain.« Er übersetzte wieder, und die Männer lachten. Das Gesicht des Mädchens blieb wie immer unbewegt. El Católico wies in Richtung Tor. »Gehen Sie, Captain. Ich weiß, Ihre Männer sind in der Nähe. Gehen Sie heim, Sie Grabräuber, und merken Sie sich eines ...«

»Ja?«

»Achten Sie auf Rückendeckung. Sehr sorgfältig. Der Weg ist lang.« El Católico lachte und sah zu, wie Sharpe sich nach seinem Gewehr bückte. »Lassen Sie das Gewehr da, Sie kleiner Grabräuber. Damit ersparen Sie uns, es von der Straße auflesen zu müssen.«

Sharpe hob es auf, schlang es sich trotzig um und bedachte den Spanier mit nutzlosen Flüchen. El Católico lachte, zuckte mit den Schultern und wies erneut auf das Tor.

»Gehen Sie, Captain. Die Franzosen haben das Gold, wie ich Ihnen bereits sagte. Die Franzosen.«

Das Tor war unverschlossen. Man hätte es ohne Weiteres aufstoßen können, doch Patrick Harper, durch dessen Adern das Blut irischer Helden floss, zog es vor, Anlauf zu nehmen und mit dem mächtigen Fuß dagegenzutreten. Es schlug nach innen auf, wobei sich die Scharniere aus dem trockenen Mörtel lösten, und stand da, ein Prachtexemplar von einem großen grinsenden Iren, verdreckt wie ein Schlachthofarbeiter und mit sieben Läufen in einer Hand,

die allesamt beiläufig auf El Católico und seine Männer gerichtet waren.

»Allerschönsten guten Morgen! Und wie ist heute Eurer Lordschaft wertes Befinden?«

Sharpe bekam selten Gelegenheit, Harpers Imitation dessen zu sehen, was die übrige Welt für typisch irische Theatralik hielt, aber dies war offensichtlich eine gelungene Vorstellung. Der entsetzliche Schleier des Versagens wich, denn Sharpe wusste mit absoluter Gewissheit, dass Patrick Harper gute Neuigkeiten brachte. Er wusste dieses Grinsen zu deuten, die wippende Gangart, die überflüssigen Worte, die aus dem riesigen Soldaten hervorsprudelten.

»Und was für ein herrlicher Morgen, wahrhaftig, Euer Ehren.« Er blickte El Católico ins Gesicht. »An Ihrer Stelle, Euer Gnaden, würde ich mich nicht bewegen, nicht, solange ich das Gewehr auf Sie gerichtet halte. Es könnte losgehen mit einem fürchterlichen Knall, wahrhaftig, und Ihnen den werten Kopf herunterreißen.« Er warf Sharpe einen Seitenblick zu. »Morgen, Sir! Entschuldigen Sie mein Erscheinen.«

Sharpe lächelte, begann vor Erleichterung zu lachen. Harper sah widerwärtig aus. Er war von oben bis unten mit glänzendem faulendem Dreck beschmiert, doch hinter seiner Maske aus Mist grinste er.

»Bin in die Scheiße gefallen, Sir.« Nur eines an dem Sergeant war nicht voller Dung – sein Gewehr –, und das hielt er trotz seiner Aufregung beachtlich ruhig auf El Católico gerichtet. Der Ire warf Sharpe erneut einen kurzen Seitenblick zu. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, die Jungs herzubeordern, Sir?«

Sharpe zog die Pfeife aus ihrer Halterung an seinem ledernen Kreuzgurt und blies das Signal, das die Rifles eilends im Dorf erscheinen lassen würde. Harper sah El Católico nach wie vor unverwandt an. »Danke, Sir.« Dies war sein großer Moment, sein Sieg, und Sharpe hatte nicht vor, ihm alles zu verderben.

Der Sergeant lächelte El Católico an. »Sie sagten, Euer Heiligkeit, die Franzosen hätten das Gold?«

El Católico nickte schweigend. Teresa sah erst Harper trotzig an, dann Sharpe, der nun mit seinem Gewehr auf die kleine Partisanengruppe zielte.

»Die Franzosen haben das Gold.« Ihr Tonfall war bestimmt, schien die beiden Männer mit ihren Gewehren beinahe mit Verachtung zu strafen. Die Spanier waren ebenfalls bewaffnet, aber keiner wagte sich zu bewegen, solange die riesenhafte Mündung des siebenläufigen Gewehrs von der Flanke her auf sie gerichtet war. Teresa wiederholte: »Die Franzosen haben das Gold.«

»Das ist gut, Fräulein, wahrhaftig.« Harpers Stimme war auf einmal ganz sanft. »Denn, wie meine alte Mutter zu sagen pflegte, was du nicht weißt, macht dich nicht heiß. Und sehen Sie nur, was ich im Misthaufen gefunden habe.«

Er grinste sämtliche Anwesenden der Reihe nach an, hob die freie Hand, und heraus fielen als glitzernde Kaskade viele dicke goldene Münzen. Das Grinsen wurde noch breiter.

»Der gute Herrgott«, sagte Patrick Augustine Harper, »war mir am heutigen Morgen gnädig.«

KAPITEL 13

Sharpe zeigte auf einen verkrüppelten Olivenbaum, offenbar eine Markierung zwischen zwei Feldern, und rief zu Hagman hinauf: »Siehst du den Baum, Daniel?«

Die Stimme kam vom Glockenturm herab. »Sir?«

»Den Olivenbaum! In vierhundert Yards Entfernung. Hinter dem großen Haus!«

»Hab ihn, Sir.«

»Schieß den hängenden Ast herunter!«

Hagman murmelte etwas von verdammten Wundern, die von ihm erwartet wurden, und El Católico äußerte sich gehässig über die Unmöglichkeit, einen Treffer zu erzielen. Sharpe aber lächelte ihn an.

»Wenn einer von Ihren Männern versucht, das Dorf zu verlassen, wird er erschossen. Verstanden?«

Der Spanier antwortete nicht. Sharpe hatte vier Schützen im Glockenturm postiert und befohlen, jeden Reiter zu erschießen, der sich von Casatejada entfernte. Im Augenblick musste er so viel Zeit gewinnen wie möglich, ehe El Católicos Rotte zäher Partisanen im Bergland die Verfolgung der Leichten Kompanie aufnahm. Das Baker-Gewehr knallte, der hängende Ast flog durch die Luft, immer noch an einem Stück Rinde hängend. Hagman hatte die fahle Rinde nicht ganz abgetrennt, doch die Demonstration genügte vollauf.

El Católico ließ den Ast nicht aus den Augen, der wie ein Pendel hin und her schwang. Er schwieg. Seine Männer saßen entwaffnet und immer noch perplex an der Friedhofsmauer und sahen fünf weiteren Schützen unter Harpers Aufsicht zu, die mit ihren Bajonetten in dem riesigen Misthaufen herumstocherten. Sie holten lederne

Beutel heraus, die mit Münzen gefüllt waren, und legten sie vor Sharpe nieder. Ein Beutel nach dem anderen, prall voll mit Gold, mehr Gold, als Sharpe je auf einem Haufen gesehen hatte, ein Vermögen, das seine kühnsten Vorstellungen überstieg.

Die Rifles waren beeindruckt von dem Gold, hocherfreut über seine Entdeckung. Sie betrachteten die warmen, stinkenden Beutel zu Füßen von Sharpe mit ungläubiger Erregung.

El Católicos Gesicht war so starr wie eine Kindermaske, wie sie auf einem ländlichen Jahrmarkt zu haben ist, aber Sharpe wusste, dass die eisern beherrschten Muskeln einen tobenden Zorn verbargen. Der Spanier kam zu Sharpe herüber und zeigte auf die Beutel. »Unser Gold, Sharpe.«

»Unseres?«

»Spanisches Gold.« Die dunklen Augen blickten forschend in das Gesicht des Schützen.

»Also schaffen wir es für Sie nach Cádiz. Wollen Sie mitkommen?«

»Cádiz!« Einen Moment lang verrutschte die Maske, und die Stimme war ein wütendes Knurren. »Ihr werdet es nicht nach Cádiz schaffen! Es wird mit eurem Heer nach England zurückkehren, um euren Generälen Annehmlichkeiten zu erkaufen.«

Sharpe hoffte, dass sein eigenes Gesicht ebenso verächtlich aussah wie das des Spaniers. »Und was hatten Sie damit vor?«

Der Spanier zuckte mit den Schultern. »Wir wollten es nach Cádiz bringen. Auf dem Landweg.«

Sharpe glaubte ihm nicht. Sämtliche Instinkte sagten ihm, dass El Católico vorgehabt hatte, das Gold zu stehlen und für sich zu behalten, aber er hatte keine Beweise außer dem, dass das Gold versteckt worden war. Er bedachte den Guerillaführer mit einem Schulterzucken. »Dann ersparen wir Ihnen halt die Reise. Es wird uns ein Vergnügen sein.«

Er lächelte El Católico an. Der wandte sich ab und redete hastig auf seine Männer ein, wobei er immer wieder auf Sharpe zeigte. Die an der Mauer hockenden Kämpfer brachen in wütendes Gemurmel aus, sodass Sharpes Männer gezwungen waren, ihre Gewehre zu heben und einen Schritt näher zu treten.

Patrick Harper blieb neben Sharpe stehen und reckte sich. »Die sind nicht glücklich, Sir.«

Sharpe grinste. »Sie glauben, wir würden ihnen ihr Gold wegnehmen. Ich glaube nicht, dass sie uns helfen wollen, es nach Cádiz zu schaffen.«

Teresa starrte Sharpe an wie eine Katze einen Vogel. Harper sah ihren Gesichtsausdruck.

»Glauben Sie, die werden versuchen, uns daran zu hindern, Sir?«

Sharpe hob unschuldig die Brauen. »Wir sind doch Verbündete.« Er hob die Stimme und sprach langsam, damit diejenigen unter den Spaniern, die ein wenig Englisch konnten, ihn verstanden. »Wir bringen das Geld nach Cádiz, zur Junta.«

Teresa spuckte aus und hob erneut den Blick zu Sharpe. Er fragte sich, ob sie wohl allesamt gewusst hatten, dass das Gold im Misthaufen versteckt war. Er bezweifelte es. Hätten zu viele Partisanen Bescheid gewusst, hätte immer die Gefahr bestanden, dass einer auspackte und das Geheimnis verriet. Andererseits war nicht zu bezweifeln, dass sie, nachdem das Gold entdeckt war, alles daransetzen würden, zu verhindern, dass er es mitnahm. Das bedeutete Krieg, unerklärten, rücksichtslosen Privatkrieg. Sharpe fragte sich, wie die Leichte Kompanie es schaffen sollte, die Münzen durch ein Terrain zu transportieren, das für El Católicos Männer ein vertrautes Jagdrevier war.

»Sir!«, rief Hagman vom Glockenturm herab. »Mister Knowles in Sicht, Sir!«

Knowles war offenbar vom Weg abgekommen und hilflos durch die Dunkelheit geirrt. Jedenfalls war das Gesicht des

jungen Lieutenants aufgebracht und müde, als die Männer mit den roten Röcken ins Dorf gestolpert kamen. Als er das Gold sah, blieb er stehen und wandte sich Sharpe zu. Seine Miene ließ jetzt Freude erkennen.

»Das ist ja nicht zu glauben.«

Sharpe hob eine der Münzen auf und warf sie ihm lässig zu. »Spanisches Gold.«

»Gütiger Himmel!« Die Neuankömmlinge drängten sich um den Lieutenant, beugten sich vor und betasteten die Münze. Knowles hob den Kopf. »Sie haben es gefunden!«

Sharpe nickte Harper zu. »Das war Harps.«

»Harps!« Knowles benutzte den Spitznamen des Sergeants, ohne sich dessen recht bewusst zu sein. »Wie zum Teufel hast du das geschafft?«

»Ganz einfach, Sir. Ganz einfach!«

Harper begann seine Heldentat zu erzählen. Sharpe hatte bereits vier- oder fünfmal davon zu hören bekommen, aber hier ging es um die Glanzleistung des Sergeants, und er musste sich die Geschichte noch einmal anhören.

Harper hatte wie von Sharpe befohlen im Gebüsch gestanden und gelauscht, als sein Captain an dem Grab herumscharrte. »Was für ein Lärm! Ich dachte schon, er hätte die Toten aufgeweckt, wahrhaftig, dieses Gekratze, und die ganze Zeit wurde es immer heller.« Dann hatte er Geräusche gehört, Schritte aus dem Dorf. Harper nickte Sharpe zu. »Ich wusste, dass er nichts gehört haben konnte. Er hat weiter herumgekratzt, als hätte der Friedhof Flöhe, wahrhaftig, und ich habe gedacht: Ich rühr mich nicht. Die Schweinehunde mochten über den Captain Bescheid wissen, aber ich saß im Versteck und hatte es dort besser getroffen.« Er zeigte auf El Católico, der ihn unverwandt anstarrte. »Dann kommt dieser Kerl hierher, ganz allein. Die Hose hat er sich zugeknöpft und einen Blick durchs Tor riskiert. So, so, dachte ich, du willst den Captain überraschen, wie? Ich wollt ihm selbst gerade eine kleine Überraschung bereiten, aber da hat er sich umgedreht und seinen läppischen Degen

gezogen und in dem verfluchten Dung herumgestochert! Da wusste ich, was los ist, wahrhaftig, und sobald der Schweinehund gegangen war, hab ich selber herumgestochert.« Er grinste breit, schien auf Applaus zu warten. Knowles lachte.

»Aber wie bist du darauf gekommen?«

Sharpe mischte sich ein. »Das ist das Gerissenste an der Geschichte. Der ehrliche Sergeant Harper, wie er leibt und lebt.«

Harper grinste. Ihm war es recht, sich in so viel Beifall zu sonnen. »Haben Sie je einen Taschendieb bei der Arbeit gesehen, Sir?« Knowles schüttelte den Kopf und murmelte etwas von verschiedenen Kreisen, in denen man sich bewege. Harpers Grinsen wurde noch breiter. »Das sieht folgendermaßen aus, Sir, wahrhaftig. Erst mal sind sie zu zweit, ja? Der eine stößt mit einem reichen Mann auf der Straße zusammen. Er rempelt ihn an, verstehen Sie? Man tut dem Mann nicht weh, aber man bringt ihn aus dem Gleichgewicht. Und was tut er? Er glaubt, man hätte ihm sein Geld geklaut, und legt die Hand auf seine Tasche, um festzustellen, ob es noch da ist. Der andere Mann beobachtet ihn, sieht, welche Tasche er befühlt, und die Sache ist so gut wie gelaufen!« Er wies mit dem Daumen auf den Partisanenführer. »Der dumme Hund ist genau darauf reingefallen. Er hört, dass der Captain die Würmer erschreckt, also kann er der Versuchung nicht widerstehen, hinzugehen und sich zu vergewissern, dass das Zeug nach wie vor in Sicherheit ist! Und da ist es!«

Knowles lachte. »Wie kommt es, dass sich ein einfacher irischer Junge aus Donegal mit Taschendieben auskennt?«

Harper hob weise die Augenbrauen. »Wir erfahren eine Menge in Tangaveane, Sir. Es ist überraschend, Sir, wahrhaftig, was man schon auf dem Schoß der Mama erfährt.«

Sharpe ging hinüber zu dem aufgewühlten Misthaufen. »Wie viele Beutel noch?«

Harper rieb sich die Hände. »Das war’s, Sir. Dreiundsechzig Beutel, kann keine mehr entdecken.«

Sharpe begutachtete seinen überschwänglichen Sergeant. Er war mit menschlichem und tierischem Kot beschmiert, seine Kleider schleimig durchnässt. Er grinste.

»Geh und wasch dich, Patrick. Gute Arbeit.«

Harper klatschte in die Hände. »So, Jungs! Waschzeit!«

Sharpe kehrte zu dem Gold zurück und holte eine weitere Münze aus dem Beutel, den er geöffnet hatte. Es handelte sich um eine dicke Münze, beinahe eine Unze schwer. Auf der einen Seite befand sich das Wappen Spaniens mit einer Krone an der Spitze, und um den Rand lief eine Inschrift. Er las sie laut vor, arbeitete sich von einer Silbe zur nächsten. »*Initium sapientiae timor domini.* Wissen Sie, was das bedeutet, Lieutenant?«

Knowles betrachtete seine Münze und schüttelte den Kopf. Schütze Tongue, der Gelehrte, meldete sich mit einer Übersetzung zu Wort.

»Der Anfang der Weisheit, Sir, ist die Furcht vor dem Herrgott.«

Sharpe grinste. Er drehte die Münze um. Auf der anderen Seite war das Profil eines Mannes abgebildet. Sein Kopf war mit einer Perücke aus wirren Locken bedeckt, und die Legende war leicht zu verstehen. Philip der Fünfte, von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien. Unter dem Bild fand sich eine Zahl: 1729. Sharpe wandte sich an Knowles.

»Wissen Sie, was das ist?«

»Eine Dublone, Sir. Acht Escudo.«

»Was ist sie wert?«

Knowles dachte darüber nach, wog die Münze in der Hand, warf sie in die Luft. »Ungefähr drei Pfund und zehn Schilling, Sir.«

Sharpe blickte ungläubig drein. »Jede?«

Knowles nickte. »Jede.«

»Heiliger Jesus.«

Sechzehntausend Münzen, jede drei Pfund und zehn Schilling wert. Sharpe versuchte, es im Kopf auszurechnen. Isaiah Tongue kam ihnen allen zuvor. Seine Stimme klang verwundert, als er den Gesamtbetrag bekannt gab.

»Sechsundfünfzigtausend Pfund, Sir.«

Sharpe begann zu lachen, verspürte das Bedürfnis, nahezu hysterisch zu reagieren. Mit diesem Geld hätte er über dreißig Offizierspatente kaufen können. Es hätte den Tagessold von mehr als einer Million Soldaten abgegeben. Und wenn Sharpe einhundert Jahre gelebt hätte, er hätte nie so viel verdienen können, wie in den Lederbeuteln zu seinen Füßen steckte: schwere, große, dicke Münzen aus Gelbgold, die das Bild eines schrullig frisierten, hakennasigen, weichlich wirkenden Königs trugen. Geld, Gold, mehr als er sich bei seinem Sold von zehn Schilling und sechs Pence pro Tag vorstellen konnte, von dem noch zwei Schilling und acht Pence für Offiziersverpflegung abgingen und dann weitere Abzüge für Wäsche und die Lazarettabgabe.

Er starrte den Haufen ungläubig an. Was die Männer anging, so hatten sie Glück, wenn sie in einem Jahr so viel verdienten wie ganze zwei dieser Münzen. Ein Schilling pro Tag, minus Abzüge, brachte sie auf die dreifache Sieben: sieben Pfund, sieben Schilling und sieben Pence im Jahr. Doch die Männer, die das tatsächlich herausbekamen, waren in der Minderzahl. Man stellte ihnen verlorene Ausrüstungsgegenstände in Rechnung, defekte Ausrüstung, Ersatzausrüstung, und es war schon vorgekommen, dass ein Mann wegen geringerer Beträge desertiert war als den Gegenwert einer Hand voll von diesem Gold.

»Eintausend Pfund, Sir.« Knowles machte ein ernstes Gesicht.

»Was?«

»Ich schätze, dass es so viel wiegt, Sir. Eintausend, vielleicht mehr.«

Fast eine halbe Tonne Gold, die durch feindliches Hügelland transportiert werden musste, und das vermutlich

unter Wetterbedingungen, die sich bald katastrophal verschlechtern würden. Die Wolken hingen jetzt regenschwer direkt über ihnen und zogen in südlicher Richtung weiter, demnach würden sie keinen blauen Himmel zu sehen bekommen. Sharpe zeigte auf die Beutel.

»Teilen Sie sie auf, Lieutenant. Dreißig Haufen. Füllen sie dreißig Tornister, werfen Sie alles weg außer der Munition. Und dann müssen wir uns schlicht mit dem Tragen abwechseln.«

El Católico stand auf, kam langsam auf Sharpe zu und behielt dabei die Schützen im Auge, die nach wie vor die Spanier mit ihren Gewehren in Schach hielten.

»Captain.«

»Ja?«

»Es handelt sich um spanisches Gold.« Er sagte das mit Stolz, wollte offenbar einen letzten Versuch machen.

»Ich weiß.«

»Es gehört Spanien. Es muss hierbleiben.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Es gehört der Obersten Junta in Cádiz. Ich liefere es dort nur ab.«

»Es muss nicht dorthin.« El Católico nahm all seine Würde zusammen. Er sprach ruhig und eindringlich. »Es wird dafür verwandt werden, die Franzosen zu bekämpfen, Captain. Die Franzosen zu vernichten. Wenn Sie es mitnehmen, wird Britannien es stehlen. Es wird mit Ihren Schiffen heimsegeln. Es sollte wirklich hierbleiben.«

»Nein.« Sharpe lächelte dem Spanier zu, versuchte ihn in Rage zu bringen. »Es kommt mit uns. Die Royal Navy schickt es nach Cádiz. Wenn Sie mir nicht glauben, kommen Sie doch mit. Wir brauchen weitere Rücken, denen wir es aufladen können.«

El Católico erwiderte das Lächeln. »Ich werde mit Ihnen kommen, Captain.«

Sharpe wusste, was er damit meinte. Der Heimweg würde ein Albtraum der Angst werden, der Angst vor einem Hinterhalt, aber Wellingtons »Muss« war der Imperativ, dem

Sharpe gehorchte. Er wandte sich ab, und als er es tat, spürte er einen einzelnen Regentropfen auf seiner Wange. Er wartete, aber es kamen keine mehr nach. Immerhin wusste er nun, dass sich bald, binnen einer Stunde, die Wolken öffnen und die Bäche und Flüsse unvorstellbar rasch anschwellen würden.

Harper kam zurück, sauber geschrubbt und mit durchnässter Kleidung. Er wies mit dem Kopf auf die Partisanen. »Was machen wir mit denen, Sir?«

»Wir schließen sie ein, ehe wir abziehen.« Dadurch würde man ein wenig Zeit gewinnen, nicht viel, aber jede Minute zählte. Er wandte sich an Knowles. »Sind wir so weit?«

»Beinahe, Sir.«

Knowles schlitzte die Beutel auf, während zwei Männer, Sergeant McGovern und Schütze Tongue, die Münzen in Tornister umfüllten. Sharpe war dankbar, dass so viele seiner Männer bei Talavera französische Tornister aus Rindsleder erbeutet hatten. Die britischen aus Leinwand und Holz wären unter dem Gewicht aufgeplatzt. Die Männer hassten die von der Firma Trotter's hergestellten britischen Tornister mit ihren furchtbaren Brustriemen, die nach einem langen Marsch dafür sorgten, dass sich die Lunge wie mit Säure gefüllt anfühlte. »Trotter's Schmerzen« wurden sie genannt, und bis auf einige wenige trugen alle Männer erbeutete französische Ausrüstung auf dem Rücken.

Schütze Tongue blickte zu Sharpe auf. »Müssten es nicht vierundsechzig Beutel sein, Sir?«

»Vierundsechzig?«

Tongue strich eine Haarsträhne zurück, die ihm beständig in die Augen fiel. »Sollen doch sechzehntausend Münzen sein, Sir. Wir haben dreiundsechzig Beutel, und hier sind zweihundertfünfzig drin.« Er deutete auf den offenen Beutel. »Das macht 15 750. Zweihundertfünfzig fehlen.«

»Das ist nicht alles, was fehlt.« Harpers Stimme war leise, und Sharpe brauchte einen Moment, bis er verstand. Hardy. In seiner Aufregung über die unerwartete Entdeckung des

Goldes hatte er Captain Hardy vergessen. Er sah El Católico an. »Nun?«

Der Spanier zuckte mit den Schultern. »Wir haben einen Beutel aufgebraucht, ja. Wir müssen Waffen kaufen, Pulver, Schrot, ja sogar Nahrungsmittel.«

»Von dem Gold war nicht die Rede.«

»Wovon dann?« El Católico stand ganz still da.

Wieder ein Regentropfen, dann noch einer. Sharpe spähte zu den Wolken hinauf. Das würde ein anstrengender Marsch werden. »Captain Hardy fehlt.«

»Ich weiß.«

»Und was wissen Sie noch?«

El Católicos Zunge schoss hervor, leckte über seine Lippen. »Wir nehmen an, dass er von den Franzosen gefangen genommen wurde.« Er schlug erneut einen verächtlichen Ton an. »Zweifellos wird man ihn höflich austauschen. Sie haben keine Ahnung, was Krieg tatsächlich bedeutet, Captain.«

Harper knurrte und trat vor. »Erlauben Sie, dass ich ihn ausfrage, Sir. Ich werde ihn schon zum Reden bringen.«

»Nein.« Es war Teresa, die sich nun zu Wort meldete. »Hardy hat versucht, den Franzosen zu entkommen. Wir wissen nicht, wo er sich aufhält.«

»Die lügen.« Der Ire ballte die Hände.

Inzwischen trommelte Regen auf den trockenen Boden, in großen warmen Tropfen. Sharpe drehte sich nach der Kompanie um. »Wickelt eure Schlösser ein! Mündungen verstopfen!«

Regen war der Feind des Schießpulvers, und sie konnten nicht mehr tun als versuchen, die Gewehre und Musketen trocken zu halten. Sharpe sah, wie der Boden den Regen aufsog. Sie mussten bald aufbrechen, ehe sich der Staub in Morast verwandelte.

»Sir!«, rief Hagman vom Turm herab.

»Daniel?«

»Reiter, Sir. Ein paar Meilen südlich.«

»Franzosen?«
»Nein. Spanier, Sir.«
Nun kam es auf jede Sekunde an. Sharpe wandte sich an Harper.
»Schließt sie ein. Irgendwo.« Sie mussten Captain Hardy vergessen und schnell abmarschieren, versuchen, einen Vorsprung gegenüber den verfolgenden Partisanen zu gewinnen. Sharpe war sich darüber im Klaren, dass das unmöglich war. Das Gold war schwer. El Católico begriff es auch. Als die Spanier ohne viel Aufhebens in Richtung Dorf getrieben wurden, drängte er sich an einem der Schützen vorbei.
»Sie werden nicht weit kommen, Captain.«
Sharpe trat zu ihm. »Warum nicht?«
El Católico lächelte, zeigte auf den Regen und dann auf das Gold. »Wir werden Sie verfolgen. Und Sie töten.«
Er hatte recht. Sharpe wusste, dass er selbst dann, wenn er die Pferde einsetzte, die sich noch im Dorf befanden, nicht schnell genug vorankommen würde. Es regnete jetzt stärker, und die Tropfen prallten vom Boden ab, sodass der Eindruck eines funkelnden Nebels über der Erde entstand. Sharpe lächelte, ließ den Spanier stehen.
»Das werden Sie nicht.« Er streckte die Hand aus, packte Teresa am Kragen und zerrte sie aus der Gruppe heraus. »Sie stirbt, wenn auch nur einer von uns Schaden nimmt.«
El Católico schlug nach ihm. Die junge Frau versuchte auszuweichen, aber Harper versetzte dem Spanier einen Fausthieb in den Magen, und Sharpe packte Teresa unnachgiebig an der Kehle.
»Haben Sie verstanden? Sie stirbt. Wenn dieses Gold nicht das britische Heer erreicht, stirbt sie!«
El Católico richtete sich mit wütendem Blick hoch auf. »Sie werden sterben, Sharpe, das verspreche ich Ihnen, und es wird kein leichter Tod sein.«
Sharpe schenkte ihm keine Beachtung. »Sergeant!«
»Sir?«

»Ein Seil.«

Der Spanier sah schweigend zu, während Harper ein Stück Seil suchte, auf Sharpes Anweisung hin eine Schlinge bildete und diese um Teresas Hals zuzog.

Sharpe nickte. »Halten Sie sie fest, Sergeant.« Er wandte sich noch einmal an El Católico. »So können Sie sich an sie erinnern. Sobald Sie mir zu nahe kommen, ist sie tot. Wenn ich allerdings heil zurückkehre, werde ich sie zur Hochzeit mit Ihnen freilassen.«

Er hob die Hand, und seine Männer trieben die Spanier weiter. Sharpe blickte ihnen nach und wusste, dass sie ihm schon bald im Nacken sitzen würden, nun jedoch hatte er mehr als nur Zeit gewonnen. Er hatte eine Geisel genommen. Er sah sie an, erkannte den Hass in ihrem stolzen Gesicht und war sich darüber im Klaren, dass er sie nicht würde töten können. Er hoffte, dass El Católico das nicht wusste, sonst war die Leichte Kompanie hier im strömenden Regen Mann für Mann zum Tode verurteilt.

Sie machten sich, schweigend und durchnässt, auf den langen Weg nach Hause.

KAPITEL 14

Sie hatten im Dorf sechs Pferde vorgefunden, und während der ersten zwei Meilen auf demselben Pfad, den sie auf dem Herweg benutzt hatten, fiel ihnen das Vorwärtskommen leicht. Die Pferde trugen die Tornister mit dem Gold, die Männer erklommen den Hang, der Regen zischte ihnen in den Ohren, und sie waren ob ihres Erfolges und ob der Tatsache, dass sie endlich den Rückweg angetreten hatten, in Hochstimmung.

Die jedoch konnte nicht anhalten. Der direkte Weg nach Westen, also der Pfad, den sie benutzten, war nicht der vernünftigste. Es war die naheliegendste Route, diejenige, auf der El Católico als Erstes nach ihnen suchen würde, und sie führte geradewegs auf Almeida und die französischen Heerscharen zu, die sich um die Stadt sammelten.

Sharpe fühlte sich versucht, auf diesem leichten Pfad zu bleiben, um den Marsch zu erleichtern, doch sobald das Dorf außer Sicht war, ließ er die Männer nach Norden abbiegen, hinauf ins Hügelland, und gab die Pferde auf. Lieutenant Knowles und drei seiner Soldaten führten sie weiter gen Westen. Sharpe hoffte, dass die ununterbrochenen Hufspuren ihre Verfolger aufhalten würden, während sich die Kompanie, erstaunt über das Gewicht der Münzen, ins nördliche Ödland hinaufkämpfte, über felsige Hänge, die kein Pferd hätte ersteigen können, immer weiter hinauf. Der Regen fiel stetig herab, durchnässte ihre Uniformen und verursachte ihren erschöpften, schmerzenden, schlafbedürftigen Körpern zusätzliches Unbehagen.

Teresa wirkte unerschrocken, als sei ihr klar, dass Sharpe sie nicht töten würde, und sie lehnte mit einem verächtlichen Kopfschütteln das Angebot ab, einen

Uniformmantel überzuziehen. Sie fror und war durch und durch nass und obendrein erniedrigt durch das Seil um ihren Hals, aber Sharpe nahm es ihr nicht ab, weil es ihr sonst leichtgefallen wäre, ihnen ungehindert davonzulaufen, zwischen die glitschigen Felsen, wo die schwer beladenen Männer der Leichten Kompanie sie nicht mehr einfangen konnten. Harper hatte sich das andere Seilende locker ums Handgelenk geschlungen.

»Wo wollen Sie hin, Sir?« Er musste brüllen, so laut prasselte der Regen herab.

»Zur Furt bei San Anton. Erinnerst du dich? Der Major hat uns davon berichtet.« Sharpe fragte sich, wo Kearsey war und wie seine Reaktion ausgesehen hätte.

Knowles brauchte anderthalb Stunden, um zu ihnen aufzuschließen. Seine Männer waren von der Anstrengung erschöpft, aber froh, wieder im Schutz der vollständigen Kompanie zu sein. Knowles schüttelte den Kopf. »Hab nichts gesehen, Sir. Gar nichts.« Sharpe war nicht beruhigt. Diese Hügel könnten voller geheimer Beobachter stecken, und es konnte durchaus sein, dass seine List, eine falsche Spur zu legen, El Católico nicht eine Minute lang aufhielt. Als jedoch der Tag verging und ihre Müdigkeit zur Betäubung jenseits allen Schmerzes wurde, ließ Sharpe zu, dass sich in ihm Hoffnung regte.

Sie marschierten auf einem Plateau, das von kleinen Schluchten und Bachbetten durchzogen und mit Felsbrocken übersät war, durch eine albtraumhafte Landschaft. Kein Pferd kam hier oben schnell vorwärts, und Sharpe zwang seine Männer gnadenlos weiter. Er setzte seine Wut ein wie eine Peitsche, trieb sie durch das scheußliche Wetter nach Nordwesten, trat mit den Füßen nach den Männern, die hinfielen, und trug gleich zwei Tornister mit Gold, um ihnen zu beweisen, dass es durchaus zu schaffen war.

Teresa sah sich das alles an, und ihr Mund verzog sich jedes Mal zu einem ironischen Lächeln, wenn ihre Bezwinger

ausrutschten, schmerzhaft auf den felsigen Boden stürzten und sich dann weiter durch den Sturm kämpften.

Sharpe betete darum, dass der Wind seine nördliche Richtung beibehielt. Er hatte jede Orientierung verloren, und seine einzige Richtlinie war der Regen, der ihm ins Gesicht schlug. Er blieb gelegentlich stehen, ließ die Männer rasten und suchte die windige Hochebene nach Reitern ab. Doch er sah nichts, nur den Regen, der wie ein Vorhang nach dem anderen auf ihn zuwehte, die Tropfen, die von den Felsen abprallten, und den grauen Horizont, wo Luft und Gestein nicht mehr zu unterscheiden waren.

Vielleicht war die List gelungen, überlegte er, und El Católico suchte meilenweit entfernt auf dem falschen Weg nach ihnen. Je länger sie unentdeckt blieben, desto mehr wagte Sharpe zu hoffen, dass die wenig ausgeklügelte List mit den falschen Spuren funktioniert hatte.

Ungefähr alle halbe Stunde machte die Kompanie halt, und die Männer, die keine mit Gold gefüllten Tornister geschleppt hatten, übernahmen sie von den bisherigen Trägern. Es war ein schmerzlich langsamer Marsch. Die Tornister rieben ihnen die Schultern wund, und das Gold war nicht länger Gegenstand ihrer kühnsten Träume, sondern eine unangenehme Bürde, die die Männer gern abgeworfen hätten, wäre Sharpe nicht hinter ihnen gegangen, um sie anzutreiben und die Kompanie über das kahle Plateau zu hetzen.

Er hatte keine Ahnung, wie weit sie gekommen waren, wusste nicht einmal, wie spät es war, nur dass sie weitermarschieren und Distanz zu El Católico gewinnen mussten. Als die gesamte Kompanie plötzlich stehen blieb und sich fallen ließ, brach seine Wut hervor, und er brüllte sie an. »Aufstehen!«

»Aber Sir!« Knowles, der die Kompanie anführte, wies nach vorn. »Sehen Sie doch!«

Selbst im Regen und bei schlechtem Wetter war es ein wunderschöner Anblick. Die Hochebene endete plötzlich, fiel

in ein weites Tal hinab, durch das sich ein Wasserlauf und ein Pfad schlängelten.

Der Agueda. Dort zur Linken musste sich der Agueda-Fluss befinden, und der Bach in der Talsohle floss von Osten nach Westen und mündete in den Fluss, wo der Pfad auf die Furt traf.

Sharpe hüpfte das Herz. Sie hatten es geschafft! Er konnte sehen, dass sich der Weg am gegenüberliegenden Ufer fortsetzte. Dies war die Furt von San Anton, und neben dem Pfad erhob sich auf dieser Seite des Flusses an einem Steilhang eine alte Festung, die einstmals die Furt bewacht haben musste. Auf diese Entfernung, seiner Schätzung nach eineinhalb Meilen, sahen die Mauern im grauen Licht verfallen aus, doch die Festung markierte gewiss den Standort der Furt. Sie hatten es geschafft!

»Fünf Minuten Rast!«

Die Kompanie ließ sich erleichtert nieder und war bald wieder guter Dinge. Sharpe kauerte auf einem Felsen und suchte das Tal ab. Von Sekunde zu Sekunde belebten sich seine Hoffnungen neu. Es war menschenleer. Keine Berittenen, keine Partisanen, nichts als der Bach und der Pfad, der zum Fluss führte. Er holte sein Fernrohr heraus und betete, dass der treibende Regen nicht durch die Spalte zwischen den Zylindern dringen würde. Dann suchte er erneut das Tal ab. Eine zweite Straße von Norden nach Süden verlief auf dieser Seite des Flusses, doch auch sie war leer. Bei Gott! Sie hatten es geschafft!

»Weiter!« Er klatschte in die Hände, zerrte einzelne Männer hoch und schob sie weiter. »Zum Fluss! Wir überqueren ihn noch heute Nacht! Gut gemacht!«

Es regnete immer noch, und die Männer konnten kaum etwas erkennen, während sie den Hang hinabstolperten, aber sie hatten es geschafft! Sie hatten ihr Ziel vor Augen, waren stolz auf ihre Leistung, und morgen würden sie am westlichen Ufer des Agueda aufwachen und zum Coa weitermarschieren. Dort am anderen Ufer gab es britische

Patrouillen, wenn auch nicht in solcher Zahl wie die französischen, aber der Agueda bildete eine Art Grenze, und nach einem anstrengenden Tag wie diesem hatten sie eine Grenze nötig.

Den letzten Teil des Hangs nahmen sie beinahe im Laufschritt. Als sie durch den Bach wateten, knirschten ihre Stiefel auf dem Kiesbett, und dann stampften sie auf den nassen Pfad, als handle es sich um eine gepflasterte Fahrstraße mitten in London.

Die Furt lag eine Meile vor ihnen, an beiden Ufern standen Bäume, und die Kompanie wusste, dass sie sich ausruhen konnte, sobald sie drüben angelangt war, dass die Männer ihrer Müdigkeit freien Lauf lassen und vor dem grauen Entsetzen dieses Tages und ihres Marschs die Augen verschließen konnten.

»Sir«, sagte Harper leise und mit verzweifelter Resignation. »Sir. Hinter uns.«

Reiter. Verdammte Reiter. Partisanen, die nicht über das Plateau geritten waren, sondern auf direktem Weg von Casatejada hierher, und die nun hinter ihnen auf dem Pfad erschienen.

Teresa lächelte, warf Sharpe einen siegessicheren Blick zu, doch er ignorierte sie und brachte mit Überdruss in der Stimme die Kompanie zum Stillstand.

»Wie viele, Sergeant?«

Es entstand eine Pause. »Schätze, es handelt sich um einen kleinen Trupp.«

Sharpe konnte nicht mehr als zwanzig oder dreißig Berittene ausmachen, die kaum dreihundert Yards hinter der Kompanie im Regen standen. Er atmete tief ein.

»Die können uns nichts anhaben, Jungs. Bajonette aufpflanzen! Mit Bajonetten werden sie es nicht aufnehmen.«

Der Laut, mit dem die Klingen aus ihren Scheiden fuhren, und der Anblick der Männer, die in die Hocke gingen, während sie die langen Bajonette aufpflanzten, hatten etwas

seltsam Beruhigendes an sich, genau wie die Vorstellung, etwas unternehmen zu können, was gegen den Feind gerichtet war, anstatt mit schmerzenden Muskeln durch den Regen zu trotten. Der Reitertrupp setzte sich in Trab, und Sharpe stand bei seinen Männern in der vordersten Reihe.

»Wir werden sie lehren, das Bajonett zu respektieren! Abwarten! Abwarten!«

Die Partisanen hatten nicht die Absicht, die kleine Kompanie anzugreifen. Die Reiter teilten sich auf und galoppierten zu beiden Seiten an den verblüfften Soldaten vorbei, ohne sie recht zu beachten. El Católico war unter ihnen, ein triumphierendes Lächeln im Gesicht, und er zog, als er dreißig Yards entfernt und damit außer Reichweite an ihnen vorbeiritt, ironisch den Hut. Teresa wollte auf ihn zueilen, doch Harper hielt sie fest, und sie musste zusehen, wie die Berittenen weiter in Richtung Festung und Fluss zogen. Sharpe wusste, was sie vorhatten. Die Kompanie sollte eingekesselt werden, sodass sie nicht aus dem Tal hinauskonnte, und El Católico würde warten, bis die übrigen Partisanen, aus dem Süden herbeigerufen, ihm zu Hilfe kamen.

Er wischte sich den Regen vom Gesicht. »Weiter!« Sie konnten nirgends hin, daher war es am besten, einfach weiterzugehen. Vielleicht ließ sich El Católico durch ein Bajonett an Teresas Kehle einschüchtern, aber Sharpe konnte sich nichts anderes vorstellen als Versagen und die endgültige Niederlage.

El Católico hatte sich nicht hinters Licht führen lassen. Er musste gewusst haben, dass Sharpe sich nach Norden gewandt hatte, und während sich die Kompanie durch das kahle Hochland quälte, hatte der Spanier seine Gefolgsleute auf dem bequemen Weg herangeführt.

Sharpe schimpfte sich einen Narren, einen optimistischen Narren, aber zu ändern gab es daran nichts mehr. Er lauschte dem Scharren der Stiefel auf dem nassen Boden, dem Zischen des Regens, dem Plätschern des

anschwellenden Bachs, ließ seine Augen über die fernen verhangenen Hügel jenseits des Flusses schweifen und dann auf dem Gemäuer der kleinen Festung ruhen, die vor Jahrhunderten erbaut worden war, um die Täler des Hochlandes vor dem Eindringen von Plünderern aus Portugal zu schützen. Dann betrachtete er rechts von sich im Norden die Hügelkette, die beinahe bis an den Fluss reichte, und sah am verschwommenen Horizont die Silhouette eines Reiters mit einer seltsamen quadratischen Kopfbedeckung.

»Hinlegen! Runter! Runter!«

Irgendetwas, sei es ein Instinkt oder eine Halbwahrnehmung, sagte ihm, dass die französische Patrouille soeben erst am Horizont erschienen war. Er zwang die Männer, sich mitten im Bachbett hinzulegen, brachte die Leichte Kompanie in Deckung. Sie krochen in den Schutz der niedrigen, mit Gras bewachsenen Uferböschung, blickten mit nassen Gesichtern fragend zu ihm auf und wurden ohne Erklärung erneut hinabgestoßen.

El Católico reagierte wesentlich langsamer. Sharpe, der neben Harper und dem Mädchen lag, sah, wie die Partisanen weiter auf die Furt zuritten. Erst als die französischen Ulanen sich in Bewegung setzten und beinahe gemächlich den Hang heruntertrabten, machte die grau gekleidete Gestalt kehrt und winkte mit beiden Armen, worauf die Partisanen ihre ermatteten Tiere zum Galopp anspornten.

Die Spanier ritten zurück ins Tal. Sie verteilten sich so, dass jeder einen anderen Weg nahm. Die Ulanen jedoch, ein anderes Regiment als das der Polen, suchten sich ihre Opfer aus und verfolgten sie mit vorgestreckter Lanze, während von den Hufen ihrer Pferde funkelnde Wasserfontänen aufspritzten.

Sharpe, der zwischen zwei Grasbüscheln hinausspähte, konnte zwanzig Ulanen ausmachen, doch als er noch einmal zum nördlichen Horizont aufblickte, sah er dort weitere Reiter auftauchen, und dann noch einen Trupp an der Stelle, wo die Hügel fast bis an den Fluss reichten. Da wurde ihm

klar, dass sie es mit einem ganzen französischen Regiment zu tun hatten, das nach Süden unterwegs war. Während er noch versuchte, sich einen Reim auf die Anwesenheit der Reiter zu machen, sah er, wie Teresa das Seil losriss, zurückwich, aufstand und in südlicher Richtung auf die Berge zu rannte, hinter El Católico und seinen Männern her, die verzweifelte Anstrengungen machten, sich dorthin zu retten. Er verhinderte, dass Harper sich aufrichtete.

»Bleib hier!«

Am anderen Ufer des Bachs stolperte die junge Frau, verlor das Gleichgewicht, drehte sich um und sah Sharpe auf sich zukommen. Sie schien in Panik zu geraten, denn nun rannte sie stromabwärts, vorbei an einer weiten Biegung des Wasserlaufs, und wandte sich erst dann wieder nach Süden. Ihre Entdeckung war unvermeidlich! Sharpe brüllte ihr zu, sich hinzulegen, doch der Wind verwehte seinen Ruf, und er hastete weiter, kam näher und sprang sie an.

Er prallte mit ihr zusammen, als sie sich eben umdrehte, um festzustellen, wo er war, und sein Gewicht ließ sie im Kiesboden am Rande des Bachs versinken. Sie wehrte sich gegen ihn, versuchte ihm knurrend die Augen auszukratzen, doch er drückte sie mit seinem ganzen Gewicht nieder, nahm ihre Handgelenke und zwang sie auseinander, presste sie gegen die kleinen scharfen Steine und setzte all seine Kraft ein, sie ruhig zu halten. Sie trat nach ihm, und er schlang seine Beine um die ihren, nagelte sie fest ohne Rücksicht darauf, ob er ihr wehtat oder nicht. Er dachte nur an die fast neun Fuß lange Lanze, die in der Lage gewesen wäre, sie alle beide wie zappelnde Insekten zu durchbohren.

Der Bach rann kalt um seine Knöchel, und ihm war klar, dass Teresa bis an die Taille im Wasser lag, doch er hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern, denn in der Nähe war Hufgetrappel zu hören, und er stieß mit dem Kopf zu, gegen ihre Stirn, während neben ihnen ein Pferd in den Bach stürmte.

Er blickte auf und sah José, den Mann, der sie zum Fluss eskortiert hatte. Er rief dem Mädchen etwas zu, doch seine Worte verloren sich im peitschenden Regen. Dann setzte der Partisan Ellbogen und Fersen ein, sein Pferd verfiel in einen wilden Galopp, und Sharpe entdeckte drei Ulanen, die ihre Münder zum lautlosen Schrei eines Kavallerieangriffs aufgerissen hatten und nun herbeigaloppierten, um den Spanier einzufangen.

José wirbelte herum, gab seinem Pferd die Peitsche, fand ebenen Boden und duckte sich, doch die Ulanen waren bereits zu nahe. Sharpe sah, wie sich ein Franzose in den Steigbügeln erhob, mit seiner Lanze ausholte und sich ruckartig vorbeugte, sodass die ganze Wucht seines Körpers hinter der Stahlspitze lag, die sich in Josés Rücken bohrte. Er bäumte sich auf, schrie in den Wind, fiel mit dem prasselnden Regen herab und versuchte sein Rückgrat zu erreichen, um die mächtige Lanze herauszuziehen, die über ihm aufragte. Die anderen beiden Ulanen drangen auf den Sterbenden ein, verlangsamten ihre Pferde und stachen auf ihn ein, und Sharpe vernahm einen Fetzen von Gelächter, das der Wind zu ihm herübertrug.

Teresa atmete tief ein, drehte sich gewaltsam um, und Sharpe ahnte, dass sie gleich schreien würde. Sie hatte Josés Tod nicht mitbekommen, wusste nur, dass El Católico in der Nähe war.

Sharpe blieb keine andere Wahl. Er hielt mit beiden Beinen die ihren am Boden, hatte die Hände um ihre Handgelenke gelegt, daher verschloss er ihr die Lippen mit dem Mund und drückte gleichzeitig ihren Kopf herunter. Sie versuchte, ihn zu beißen. Ihre Zähne knirschten, doch er wandte den Mund so ab, dass er im rechten Winkel zu dem ihren stand, und machte seinerseits von den Zähnen Gebrauch, um sie auf dem Kies festzuhalten. Er konnte gerade noch ein Auge erkennen, das ihn wütend anstarrte, und sie wand sich unter ihm und zappelte, doch sein Gewicht begrub sie unter ihm, und auf einmal lag sie still da.

Die Stimme erklang in nächster Nähe. Sie schien von beinahe direkt über ihnen zu kommen, und sie konnte genau wie er das Knirschen von Hufen auf dem Kies hören.

»*Ici*, Jean!«

Aus einiger Entfernung ertönten ein Ruf und weiteres Hufgetrappel, und Teresa regte sich nicht. Sharpe sah die plötzliche Angst in ihrem Gesicht, spürte ihren Herzschlag unter seiner Brust. Dann versiegte unversehens ihr Atem in seinem Mund. Er hob den Kopf mit blutigen Lippen, drehte ihn unendlich langsam so weit herum, dass er ihr ganzes Gesicht sehen konnte, und flüsterte: »Still liegen. Still.«

Sie nickte fast unmerklich, und Sharpe ließ ihre Handgelenke los, obwohl er sie nach wie vor mit den Händen berührte. Der Regen strömte herab, prasselte auf seinen Rücken, tropfte von seinem Haar und seinem Tschako auf ihr Gesicht.

Wieder erklang die Stimme, immer noch laut, und Sharpe hörte durch den zischenden Regen das Knirschen von Sattelzeug und das Schnauben eines Pferdes. Ihre Augen blieben auf die seinen gerichtet. Er wagte nicht aufzublicken, auch wenn er noch so gern festgestellt hätte, wie nahe der Ulan war. Er sah, wie ihre Augen rasch nach oben wanderten und sich dann wieder auf ihn richteten, von neuer Furcht erfüllt. Sie musste etwas gesehen haben. Der Franzose konnte nicht weit weg sein, doch er war nicht auf der Suche nach einem Paar, das in einem Bach lag, sondern nach Reitern, die sich in Sturm und Regen zerstreut hatten.

Ihre Hand schloss sich um die seine. Sie machte eine winzige Kopfbewegung, als wolle sie ihm zu verstehen geben, dass der Franzose dicht bei ihnen sei, aber er schüttelte ganz langsam den Kopf. Dann sagte er sich, dass ein erhobener Kopf die Wahrscheinlichkeit ihrer Entdeckung vergrößerte, und ließ ihn erneut auf den ihren sinken.

Wieder knirschten die Hufe auf dem Kies. Der Franzose lachte, rief seinen Kumpanen etwas zu, und Teresa behielt die Augen offen, während Sharpe sie küsste. Sie hätte sich

bewegen können, tat es jedoch nicht. Ihre Augen blieben wachsam, während ihre Zunge seine aufgerissene Lippe erkundete, und Sharpe, der ihr in die großen dunklen Augen blickte, glaubte, sie beobachte ihn, weil das, was ihr widerfahre, so unglaublich sei, dass nur ein Augenbeweis es bestätigen könne. Er beobachtete sie ebenfalls.

Der Ulan brüllte wieder, diesmal noch näher, und dann kam die Antwort, spöttisch und gebieterisch, der Ulan sei wohl einer Sinnestäuschung erlegen: vielleicht ein Vogel im Bachbett oder ein Kaninchen auf der Flucht. Und er wurde zurückbeordert.

Sharpe hörte die Hufe durch das Bachbett donnern, und einmal, als vorübergehend der Wind aufhörte, erschien das Geräusch so laut, dass sich die Augen des Mädchens vor Angst weiteten. Dann wurde es leiser, und die Stimmen verklangen. Teresa schloss die Augen, küsste ihn heftig und stieß beinahe augenblicklich seinen Kopf beiseite. Die drei Ulanen zogen ab, und die nassen Leiber ihrer Pferde glitzerten. Sharpe aber stieß einen Seufzer der Erleichterung aus – und des Bedauerns.

»Sie sind fort.«

Sie setzte zu einer Bewegung an, doch er schüttelte den Kopf. »Warte!«

Sie wandte den Kopf ab, hob ihn so weit, dass ihre Wange die seine berührte, und stieß ein Zischen hervor, als sie sah, was am Ende des Tals vorging: ein Konvoi, mehrere Reihen von Ochsenkarren, deren ungeschmierte Achsen mit einem schrillen Kreischen den Sturm übertönten, und zu beiden Seiten der schwerfälligen Karren waren weitere Reiter zu erkennen, mit Säbeln und mit Lanzen, die die Karren in südlicher Richtung zur Straße nach Almeida eskortierten.

Es konnte eine Stunde dauern, bis der Konvoi vorbei war, aber wenigstens hatte er El Católico und seine Männer vertrieben. Mit einem unvermittelten Hochgefühl, wie es während der vergangenen Woche immer wieder das zunehmende Gefühl des Versagens unterbrochen hatte,

erkannte Sharpe, dass die Leichte Kompanie, solange sie nicht entdeckt wurde, heil die Festung erreichen konnte, sobald die Franzosen fort waren. Er blickte die junge Frau an.

»Wirst du dich still verhalten?«

Sie nickte. Er wiederholte die Frage, sie nickte wieder, und er schob sich sacht zur Seite und legte sich neben ihr nieder. Sie drehte sich auf den Bauch, wobei das nasse Kleid an ihrem Körper klebte, und er dachte an den Anblick ihrer Nacktheit, an ihre verschattete schlanke Schönheit. Er streckte die Hand aus, ergriff das Seil um ihren Hals, drehte es, bis er den Knoten gefunden hatte, und machte sich mit nassen Fingern daran zu schaffen. Das enge wassergetränkte Seil gab langsam nach, doch dann war die Schlinge offen, und er ließ das Seil auf den Kies fallen.

»Tut mir leid.«

Sie zuckte mit den Schultern, als sei das alles nicht der Rede wert. Sie trug eine Kette um den Hals, und Sharpe, dessen Hand ohnehin in der Nähe war, zog daran und entdeckte ein quadratisches Medaillon aus Silber. Sie beobachtete ihn, und ihre dunklen Augen waren gänzlich ausdruckslos, als er den Daumennagel unter die Sperre schob und der Deckel aufsprang. Es war kein Bild darin, und sie deutete ein Lächeln an, weil sie begriff, dass er eines erwartet hatte. Das Deckelinnere enthielt eine Inschrift: *Alles Liebe. J.* Er brauchte einige Sekunden, bis ihm klar wurde, dass Joaquin, El Católico, niemals ein Schmuckstück mit einer Widmung in englischer Sprache versehen hätte. Da kam ihm die entsetzliche Gewissheit, dass es Hardy gehört haben musste und das »J« für Josefina stand. Er betrachtete den silbernen Ring, in den ein Adler eingraviert war und den sie vor Talavera gekauft hatte, vor Hardys Erscheinen. Getrieben von einem Aberglauben, den er nicht verstand, berührte er das Medaillon mit dem Ring.

»Er ist tot, nicht wahr?«

Einen Moment lang blieb ihr Gesicht reglos, doch dann nickte sie. Ihr Blick senkte sich auf den Ring an seinem Finger, richtete sich dann wieder auf sein Gesicht.

»Das Gold?«

»Ja?«

»Ihr bringt es nach Cádiz?«

Nun war Sharpe an der Reihe nachzudenken und durch den Regen, der von der Spitze seines Tschakos herabtropfte, ihre Augen zu beobachten. »Nein.«

»Ihr behaltet es?«

»Ich glaube schon. Aber um die Franzosen zu bekämpfen, nicht, um es mit in die Heimat zu nehmen. Mein Ehrenwort.«

Sie nickte und wandte sich ab, um nach dem französischen Konvoi zu sehen. Kanonen, die vom französischen Heer im Norden nach Almeida unterwegs waren. Keine Feldkanonen oder für die Belagerung geeignete Artillerie, sondern die von Bonaparte so geliebten achtzölligen Haubitzen mit obszönen engen Mündungen, die wie gedrungene Kochtöpfe auf ihren hölzernen Lafetten ruhten und in der Lage waren, Sprenghülsen hoch in die Luft zu schleudern, sodass sie auf die überfüllten Häuser einer belagerten Stadt herabfielen. Daneben gab es Karren, die wahrscheinlich Munition enthielten, und alle wurden sie von trägen Ochsen gezogen, die mit langen Stöcken angetrieben und von jähzornigen Kavalleristen gepeitscht wurden. Wind fuhr immer wieder unter die Leinwandbedeckung der Karren und löste die Seile, sodass die Planen wie aufgestörte Fledermäuse zappelten und flatterten.

Die Kavalleristen, die zweifellos den Krieg verfluchten, mühten sich ab, die kostbaren Pulverfässer vor dem nicht enden wollenden Regen zu schützen. Die massiven Achsen, die sich mit den Rädern bewegten, kreischten durch das nasse Tal.

Sharpe spürte, wie der Regen auf seinen Rücken trommelte, wie das Wasser im Bach ihm bis an die Knie stieg. Da wurde ihm klar, dass auch der Fluss dabei war

anzuschwellen, und dass mit jedem Augenblick, der verging, seine Chance geringer wurde, ihn an der Furt zu überqueren. Das Wasser würde zu tief sein. Er wandte sich erneut an das Mädchen.

»Wie ist Hardy umgekommen?«

»El Católico.« Sie antwortete bereitwillig, und Sharpe war sich bewusst, dass ihre Sympathien umschlugen. An dem Kuss lag das nicht.

»Warum ist er hinter dem Gold her?«

Sie zuckte mit den Schultern, als sei das eine dumme Frage. »Um sich Macht zu erkaufen.«

Einen Moment lang fragte sich Sharpe, ob sie damit Soldaten meinte, und dann begriff er, dass sie die Wahrheit gesagt hatte. Das spanische Heer war zerschlagen. Die Regierung, wenn man sie überhaupt eine Regierung nennen konnte, tagte im fernen Cádiz, und El Católico hatte die einmalige Chance, sich eine eigene Domäne aufzubauen. Von den Hügeln Altkastiliens herab konnte er eine Lehensherrschaft ausüben, die es mit jener der Adligen alter Zeit aufnehmen konnte, den Erbauern der zahlreichen Festungen entlang der Grenze. Für einen rücksichtslosen Mann bedeutete das ganze Land Spanien eine einzige günstige Gelegenheit. Sharpe hatte die Augen nicht von dem Mädchen abgewandt.

»Und du?«

»Ich will die Franzosen tot sehen«, erwiderte sie mit erschreckender Heftigkeit. »Allesamt.«

»Ihr seid auf unsere Hilfe angewiesen.«

Sie sah ihn ruhig an. Die Wahrheit gefiel ihr nicht, aber schließlich nickte sie. »Ich weiß.«

Er behielt die Augen offen und beugte sich vor und küsste sie erneut, während der Regen auf sie niederprasselte und der Bach sie durchnässte und die Karren des französischen Konvois in ihren Ohren dröhnten. Sie schloss die Augen, legte eine Hand um seinen Kopf und hielt ihn fest. Da wusste er, dass es kein Traum war. Er begehrte sie.

Sie entzog sich, lächelte ihn zum ersten Mal an. »Du weißt, dass der Fluss ansteigt?«

Er nickte. »Können wir ihn trotzdem überqueren?«

Sie warf einen Blick auf den Bach, schüttelte den Kopf. »Wenn der Regen heute Nacht aufhört, ja.« Sharpe hatte die außerordentliche Geschwindigkeit erlebt, mit der in diesen ausgedörrten Hügeln Flüsse anstiegen und wieder abschwollen. Sie wies mit dem Kopf auf die Festung. »Dort könnt ihr die Nacht verbringen.«

»Und du?«

Sie lächelte. »Lässt du mich gehen?«

Er kam sich wie ein Narr vor. »Ja.«

»Ich bleibe. Wie heißt du?«

»Richard.«

Sie nickte. Wieder blickte sie zur Festung hinüber.

»Dort seid ihr in Sicherheit. Wir benutzen sie auch. Mit zehn Mann kann man den Zugang verteidigen.«

»Und El Católico?«

Sie schüttelte den Kopf. »Er hat Angst vor dir. Er wird bis morgen warten, wenn seine Männer eintreffen.«

Der Regen peitschte durch das Tal, lief von den Felsen ab und vom Gras und ließ den Bach weiter anschwellen, während der Wind das Land zauste. Halb im Wasser liegend, warteten sie darauf, dass der Konvoi vorbeizog, und darauf, was der nächste Tag bringen würde. Der Krieg musste vorerst warten.

KAPITEL 15

»Sir, Sir!« Eine Hand rüttelte seine Schulter, und als Sharpe die Augen öffnete, sah er graues Tageslicht auf grauen Mauern. »Sir?«

»Schon gut!« Teresa wachte ebenfalls auf. Ihre Augen blinzelten überrascht, ehe ihr einfiel, wo sie sich befand. Er lächelte ihr zu. »Bleib hier.«

Er verließ den Schutz der Treppe, kroch vorbei an dem Soldaten, der ihn geweckt hatte, hinüber zu dem gähnenden Loch in der Südmauer des Turms. Die Dämmerung lag wie ein grauer Nebel über dem Land, sodass die Bäume und das Grasland jenseits des Flusses nur undeutlich zu erkennen waren. Doch er konnte auf der Wasseroberfläche weiße Flecken ausmachen, wo am Abend zuvor keine gewesen waren.

Der Wasserspiegel sank rapide, und die Steine, mit denen die Furt von San Anton markiert war, ließen das Flusswasser aufschäumen. Sie konnten also heute hinüber.

Er hob den Blick und beobachtete die Hügel im Westen, als hoffe er, dort eine freundlich gesinnte Patrouille zu entdecken. Er dachte an die Kanonen, die am Tag zuvor nach Süden transportiert worden waren, und verharrte reglos in der Bresche, um auf das Geböller der großen eisernen Kanonen zu horchen. Stille. Die Belagerung Almeidas hatte noch nicht begonnen.

»Sir!« Lieutenant Knowles stand am Eingang zum Turm.

»Lieutenant?«

»Besuch, Sir. Vom Tal herauf.«

Sharpe grunzte, richtete sich auf und legte seinen mächtigen Degen um, während er Knowles auf den

Festungshof folgte. Dort brannte ein Feuer, um das sich die Männer scharten. Sharpe wandte sich an sie.

»Hat jemand Tee?«

Einer von ihnen versprach, ihm eine Tasse zu bringen, und er trat neben Knowles an die erhöhte Brustwehr an der nordöstlichen Ecke des Festungshofs von San Anton. Er blickte ins Tal hinab, vorbei an der Stelle im Bach, an der das Mädchen unter ihm begraben gelegen hatte, an der sie zum ersten Mal die französischen Ulanen gesehen hatten.

»Wir sind heute Morgen verdammt gefragt.«

Eine Reihe von Berittenen näherte sich auf dem Weg, der von Casatejada hierher führte: El Católicos Männer in voller Stärke, und zwischen ihnen der blaue Rock von Major Kearsey. Sharpe spuckte über die Brustwehr in den darunterliegenden Bach.

»Sehen Sie zu, dass sie draußen bleiben, Robert. Lassen Sie niemanden, nicht einmal den Major, ins Innere der Mauern.«

Seine Uniform war unangenehm feucht, und er schnallte Degen und Gürtel ab und zog sich nackt aus.

»Schürt das Feuer! Benutzt das Dorngestrüpp!«

Schütze Jenkins legte Sharpes Kleider auf Steinen in der Nähe des Feuers aus, während Sharpe zitternd mit einem Becher Tee in der Hand dastand und auf die zweihundert Reiter starrte, die nun dem Eichenwäldchen zustrebten, in dem El Católico und seine Männer die Nacht verbracht hatten.

Sharpe blickte zum Himmel empor, sah die zerrissenen Wolkenbänder und wusste, dass der Sturm vorüber war. Bald würde es heiß sein unter schattenlosem Blau. Sharpe fragte sich, über wie viel Wasser die Kompanie verfügte.

»Sergeant McGovern!«

»Sir?«

»Nimm sechs Mann und sämtliche Feldflaschen, und geh zum Fluss. Lass sie auffüllen.«

McGovern sah erst Knowles an, dann Sharpe. »Das ist längst geschehen, Sir. Der Lieutenant hat uns runtergeschickt.«

»Oh.« Er blickte Knowles an und murmelte eine Entschuldigung. »Niemand hat euch dabei belästigt?«

Knowles schüttelte den Kopf. »Es ist so, wie Sie gesagt haben, Sir. Sie bewachen die Furt, nicht die Festung.«

»Habt ihr zu essen?«

Knowles seufzte. Er hatte entgegen jeder Erfahrung darauf gehofft, dass Sharpes morgendliche Laune dank Teresa besser sein würde als sonst. »Nur Trockenverpflegung, Sir, und davon nicht viel.«

Sharpe fluchte und goss die Reste seines Tees aus, sodass sie weit hinausflogen in Richtung des Eichenwäldchens, das El Católicos Männern Schutz bot.

»Also gut! Alle Waffen reinigen!« Er schenkte ihrem Murren keine Beachtung, wandte sich ab und lehnte sich gegen die Brustwehr. Sie hatten alle eine Zeit lang geschlafen, wenige Stunden zwischen den Postendiensten, aber zum Überprüfen der Waffen der Leichten Kompanie hatte sich während der Nacht weder Zeit noch die Gelegenheit ergeben.

Die Nacht war ruhig verlaufen. Einige Zeit nach Mitternacht hatte der Regen aufgehört, obwohl nach wie vor ein kalter Wind blies, und Harper hatte im Schutz des verfallenen Turms mithilfe der Dornbüsche, die wie Unkraut auf dem Festungshof wuchsen, ein kleines Feuer entfachen lassen. Teresa hatte recht gehabt. Die Festung war nur über einen steilen Pfad erreichbar, der leicht zu verteidigen war, und El Católico hatte sie in Ruhe gelassen.

Die faserigen Wolkenfetzen vor der Sonne lösten sich auf, Schatten fielen auf den Festungshof, und es machte sich ein Hauch von Wärme bemerkbar, der schon bald die Erde austrocknen und der Kompanie den letzten Rest ihrer Kräfte rauben würde.

Sharpe beugte sich über die Brustwehr. Die Flut war längst vorbei, das Wasser sank, und die Marksteine an der Furt waren an die Oberfläche getreten, wo sich struppige Bündel aus Reisig und Schutt an ihnen verfingen, die eine Springflut von den Uferböschungen losgerissen hatte. Dann sah er, dass Kearsey den Eichenhain verließ und auf seinem geliehenen Pferd auf dem Pfad herankam, der zur Festung führte.

Sharpe streifte seine Kleider über, die immer noch feucht waren, und wies auf den Turm. »Sieh zu, dass das Mädchen drinnen bleibt, Robert.« Knowles nickte. Sharpe war dabei, einen feuchten Stiefel anzuziehen, der jedoch an seiner Ferse hängen blieb. »Verdammt!« Der Stiefel gab nach und rutschte hoch. »Ich werde mich draußen mit dem Major treffen. Inspizieren Sie die Waffen, und machen Sie alles zum Abmarsch bereit.«

»Jetzt schon?« Knowles schien überrascht zu sein.

»Wir können schließlich nicht ewig hierbleiben.« Sharpe knöpfte seine Jacke zu und hob seinen Degen auf. »Jetzt werde ich hingehen und Major Kearsey die gute Nachricht überbringen.«

Sharpe schritt forsch die Steigung hinab und winkte Kearsey fröhlich zu. »Morgen, Sir! Und was für ein schöner!«

Kearsey zügelte sein Pferd und starrte aus unfreundlichen Augen Sharpe an. »Was haben Sie getan, Sharpe?«

Sharpe blickte zu dem kleinen Major auf, der in der Sonne nur als Silhouette zu erkennen war. Er hatte mit Zorn gerechnet, aber nicht auf ihn. Er hatte erwartet, dass Kearsey von den Partisanen desillusioniert sein würde. Stattdessen hatte der Major mit seinen einleitenden Worten, aus denen unterdrückte Wut sprach, seinen Ärger über Sharpe kundgetan. Seine Antwort fiel gelassen aus.

»Ich habe das Gold hergebracht, Sir, beinahe alles, wie befohlen.«

Kearsey nickte ungeduldig, als sei das die Antwort, die er erwartet habe. »Sie haben das Mädchen geraubt und unsere

Verbündeten eingesperrt. Sie haben meine Befehle missachtet. Sie haben aus Männern, die auf unserer Seite gekämpft haben, Männer gemacht, die nichts anderes im Sinn haben, als Sie zu töten.« Er schwieg und schnappte nach Luft, doch Sharpe unterbrach ihn.

»Und die Männer, die Captain Hardy umgebracht haben?«

Kearsey schien im Sattel zusammenzusinken. Er starrte Sharpe an.

»Was?«

»El Católico hat ihn umgebracht. Hat ihm ein Messer in den Rücken gestoßen. Er ist unter einem Misthaufen im Dorf vergraben.« Teresa hatte ihm während der Nacht alles erzählt. »Er hat El Católico dabei erwischt, als der das Gold umgelagert hat. Wie es scheint, hat er Protest erhoben. Deshalb hat man ihn umgebracht. Wie meinten Sie, Sir?«

Kearsey schüttelte den Kopf. »Woher wissen Sie das?«

Einen Augenblick dachte Sharpe daran, es ihm zu sagen. Dann aber erinnerte er sich, dass niemand außerhalb der Kompanie wusste, dass Teresa nicht länger seine Gefangene war. »Man hat es mir verraten, Sir.«

Kearsey war nicht gewillt, so leicht aufzugeben. Er schüttelte den Kopf, als wolle er einen bösen Traum vertreiben. »Aber Sie haben das Gold gestohlen!«

»Ich habe auf Befehl gehandelt, Sir.«

»Wessen Befehl? Ich bin der ranghöhere Offizier!«

Plötzlich empfand Sharpe Mitleid mit dem Major. Kearsey hatte das Gold entdeckt, hatte Wellington davon erzählt und hatte nie von den Plänen des Generals erfahren. Sharpe tastete in seiner Tasche herum, fand das gefaltete Stück Papier und hoffte, dass der Regen nicht dort eingedrungen war. Er war eingedrungen, aber die Schrift war nach wie vor leserlich. Er überreichte Kearsey das Papier.

»Da, Sir.«

Kearsey las, und sein Ärger wuchs. »Das besagt gar nichts!«

»Es handelt sich um eine Anweisung an alle Offiziere, mich zu unterstützen, Sir. An alle.«

Aber Kearsey hatte nicht zugehört. Er wedelte Sharpe mit dem feuchten Stück Papier vor dem Gesicht herum. »Da steht nichts von dem Gold! Nichts! Sie könnten das hier genauso gut seit Monaten mit sich herumtragen!«

Sharpe lachte. »Das Gold durfte natürlich nicht erwähnt werden, Sir. Ich meine, nehmen wir einmal an, die Spanier bekämen meine Befehle zu Gesicht, nehmen wir an, sie kämen darauf, was der General mit dem Gold vorhat.«

Kearsey sah ihn an. »Sie wissen, was er vorhat?«

Sharpe nickte. »Es wird nicht nach Cádiz gebracht, Sir.« Er sagte das so behutsam wie möglich. Kearseys Reaktion war krass. Einige Sekunden lang saß er reglos da, die Augen fest zugekniffen, dann zerriss er mit zahlreichen heftigen Gesten das Papier in kleine Fetzen.

»Gottverdammt, Sharpe!«

»Was ist?« Sharpe hatte versucht, das Papier zu retten, war jedoch zu spät gekommen.

Kearsey wurde unversehens bewusst, dass er geflucht hatte. Auf seinem Gesicht kämpften Reue und Wut gegeneinander an. Die Wut siegte. »Ich habe mich abgerackert. Gott weiß, wie ich mich abgerackert habe, dafür zu sorgen, dass Spanier und Briten zusammenarbeiten. Und das ist nun der Dank!« Er hielt die Papierfetzen hoch und zerstreute sie dann mit einem plötzlichen Ruck im Wind. »Wir haben also Befehl, das Gold zu stehlen, Sharpe?«

»Jawohl, Sir. Kurz gesagt, Sir.«

»Das können wir doch nicht machen«, flehte Kearsey.

»Auf wessen Seite stehen Sie?«, fragte Sharpe, ohne weiterhin Rücksicht zu nehmen.

Einen Augenblick glaubte er, Kearseys Wut würde erneut aufflammen, würde sich in einem Schlag äußern, der gegen den Schützen gerichtet war, aber Kearsey beherrschte sich, und als er fortfuhr, waren seine Worte leise und maßvoll.

»Wir haben etwas, das sich Ehre nennt, Sharpe. Sie ist unsere geheime Stärke, unsere Ehre. Wir sind Soldaten, Sie und ich. Wir können keine Reichtümer erwarten, keine Würde, keine ständigen Siege. Wir werden vermutlich in der Schlacht sterben oder auf einer Fieberstation, und niemand wird sich unserer erinnern. Daher bleibt uns nichts als unsere Ehre. Verstehen Sie mich?«

Es war seltsam, dort in der zunehmenden Sonnenwärme zu stehen und den Worten zu lauschen, die Kearsey sich aus dem Kern seiner Seele riss. Er hatte wohl, dachte Sharpe, irgendwann in seinem Leben eine Enttäuschung erlitten. Vielleicht war er einsam, ausgestoßen von der Offiziersmesse, oder vielleicht war der kleine Mann einmal von einer Frau abgewiesen worden, die er geliebt hatte, und hatte nun, während er mit seiner Ehre alt wurde, eine Aufgabe gefunden, die er liebte. Kearsey liebte Spanien und die Spanier. Er liebte die Aufgabe, allein hinter der feindlichen Front umherzureiten wie ein Christ, der in einer Welt der Ketzer und Verfolgungen den Glauben aufrechterhielt. Sharpe wandte sich mit sanfter Stimme an ihn.

»Der General hat mit mir gesprochen, Sir. Er braucht das Gold. Sonst ist der Krieg verloren. Wenn das Stehlen heißt, dann sind wir Diebe. Ich darf doch annehmen, dass Sie uns helfen werden?«

Kearsey schien ihn nicht zu hören. Er starrte über Sharpes Kopf hinweg auf den Turm des *Castillo* und murmelte so leise vor sich hin, dass Sharpe ihn nicht verstehen konnte.

»Verzeihung, Sir?«

Kearseys Augen richteten sich auf den Schützen. »Was nützt es einem Manne, Sharpe, wenn er die ganze Welt erobert und verlöre seine Seele?«

Sharpe seufzte. »Ich möchte bezweifeln, dass wir dabei sind, unsere Seelen zu verlieren, Sir. Und übrigens, glauben Sie wirklich, dass El Católico vorhatte, das Gold nach Cádiz zu schaffen?«

Kearsey sank im Sattel zusammen, so als wisse er, dass Sharpe die Wahrheit gesagt hatte. »Nein«, sagte der Major gedämpft. »Ich denke nicht. Ich denke, er wollte es behalten. Aber er hätte es eingesetzt, um die Franzosen zu bekämpfen, Sharpe!«

»Das werden wir auch tun, Sir.«

»Ja. Aber es handelt sich um spanisches Gold, und wir sind keine Spanier.« Er richtete sich hoch auf, und aus seiner Miene sprach regelrechtes Bedauern, als er die Fetzen der zerrissenen Befehle Sharpes betrachtete. »Wir werden das Gold zu Wellington bringen, Captain. Aber nur unter meinem Befehl. Sie müssen das Mädchen freilassen, verstehen Sie? Ich will mit derartigen Drohgebärden nichts zu tun haben, mit einem derart hinterlistigen Vorgehen.«

»Nein, Sir.«

Kearsey sah ihn an. Er war unsicher, ob Sharpe ihm hatte zustimmen wollen oder nicht. »Verstehen Sie mich, Sharpe?«

»Ich verstehe Sie, Sir.« Sharpe wandte sich ab und blickte erst zum *Castillo*, dann über den Agueda hinweg zu den fernen Hügeln hinüber, wo nach wie vor die französischen Patrouillen warteten und wo sich die Kanonen für die Belagerung langsam auf die Festungsmauern von Almeida zuschoben.

»Ich nehme an, dem Mädchen ist kein Leid geschehen?«

»Nein, Sir, sie ist unversehrt.« Sharpe war mit seiner Geduld am Ende. Wenn El Católico auch nur eine Sekunde lang der Meinung war, das Mädchen sei außer Gefahr, würde er über die Leichte Kompanie herfallen, und Sharpe würde einem Tod begegnen, der über alle Maßen schmerzhaft war. Er wandte sich an Kearsey. »In zehn Minuten, Major, werde ich ihr ein Ohr abschneiden. Nur halb, sodass es wieder anwachsen kann, aber wenn auch nur einer dieser mörderischen Schweinehunde um El Católico es wagt, uns beim Überqueren des Flusses zu belästigen, wird ihr das ganze Ohr abgeschnitten. Und das andere, und die Augen,

und die Zunge, verstehen Sie mich, Sir? Wir ziehen ab, mitsamt dem Gold. Die Frau ist unser Freibrief, und ich werde sie nicht freilassen. Sagen Sie das ihrem Vater, sagen Sie es El Católico: Wenn sie sich das Gold holen wollen, können sie es tun, zusammen mit einem zahnlosen, blinden, tauben, hässlichen und stummen Mädchen. Verstanden?«

Sharpe richtete seine Wut gegen den Major, sodass dieser zwei Schritt den Hang hinab zurückwich. »Ich befehle Ihnen, Sharpe ...«

»Sie befehlen gar nichts, Sir. Sie haben meine Befehle zerrissen! Wir ziehen ab. Sagen Sie ihnen das, Major! Sagen Sie es ihnen! In zehn Minuten hören Sie den ersten Schrei!«

Er wandte sich ab, in seiner Wut taub für Kearseys Worte, und begab sich wieder in den Schutz der Festungsmauern. Seine Männer sahen sein Gesicht und sagten nichts, sondern drehten sich um und blickten dem kleinen Major in der blauen Uniform nach, der nun zu den Partisanen zurückritt.

Kearsey überbrachte zitternd vor Wut die Nachricht und beobachtete dann an Cesar Morenos Seite die hohe, stille Festung. El Católico stand neben ihnen und schwor Sharpe Rache. Der Major zupfte an seinem Ärmel.

»Er wird es nicht tun. Glauben Sie mir. Er wird es nicht tun.«

Kearsey kniff die Augen zusammen und blickte zum *Castillo* auf, zu den Silhouetten der Wachtposten. Er hatte noch etwas auf dem Herzen, etwas, das er nicht für sich behalten konnte, daher wandte er sich an den hochgewachsenen Spanier. »Captain Hardy.« Er verstummte.

El Católico beruhigte sein Pferd, sah auf Kearsey herab. »Was ist mit ihm?«

Kearsey war verlegen. »Sharpe behauptet, Sie hätten ihn umgebracht.«

El Católico lachte. »Der behauptet alles Mögliche.« Er spuckte auf den Boden. »Sie sind der einzige Offizier, dem wir trauen können, Major. Das gilt nicht für Leute wie

Sharpe. Er hat keine Beweise, oder?«, fragte er voller Zuversicht.

Kearsey schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Er will Sie nur gegen uns einnehmen. Nein, Major, Captain Hardy wurde gefangen genommen. Fragen Sie Cesar.«

Er zeigte auf Teresas Vater, der vor lauter Sorge gequält dreinblickte. Der Major schüttelte den Kopf. Er empfand Erleichterung, ein Gefühl, das sich bei dem Laut verflüchtigte, der nun von dem verfallenen Turm des *Castillo* herüberdrang. Der Schrei schien im Eichenhain nachzuhallen. Er stieg zu unerträglicher Schrille an und verklang zu leiser schluchzender Verzweiflung, die jedermann erschauern ließ. Cesar Moreno stürmte mit einem Dutzend Männer vor, längst vergessene Entschlossenheit im Gesicht, doch ein Wachtposten an der Festungsmauer signalisierte zum Turm hinüber, und wieder erhob sich der Schrei. Diesmal war er noch höher, ähnelte dem der Franzosen, denen sie mit ihren langen Messern Stück für Stück das Fell über die Ohren gezogen hatten.

Teresas Vater straffte die Zügel. Er wusste, dass er geschlagen war, und schwor, dass für jede Klinge, die mit seiner Tochter in Berührung kam, Sharpe einhundert zu spüren bekommen sollte.

El Católico hatte schon viele Franzosen umgebracht. Einige davon hatten drei Monate gebraucht, um zu sterben, und sie hatten jede Sekunde den eigenen Schmerz miterlebt. Sharpe, schwor sich El Católico innerlich, sollte um einen derartigen Tod betteln.

Im Anschluss an das Schluchzen, an das Geräusch von Stiefeln auf steinernem Boden, erklangen laute Befehle, und die Kompanie marschierte mit aufgesetzten Bajonetten an den geschulterten Gewehren hervor, angeführt von dem Captain, der einen Gewehrgurt um den Hals von Teresa Moreno geschlungen hatte.

Die Partisanen murrten, sahen ihren Vater an und El Católico, wagten jedoch nicht, etwas zu unternehmen.

Teresa weinte, hielt sich die Hände vors Gesicht, aber jedermann konnte die weiße Bandage sehen, die man vom Saum ihres Kleides abgerissen hatte, und das rote Blut, mit dem sie befleckt war. Sharpe hielt ihr ein funkelndes Bajonett mit gesägter Klinge an den Kopf, und jedes Mal, wenn sie stolperte, zog er die Schlinge um ihren Hals zusammen. Kearsey empfand entsetzliche Scham, als er mit ansehen musste, wie der Offizier der Rifles sich mit dem Körper des Mädchens vor El Católicos Gewehren schützte, und als die Kompanie in gespanntem Schweigen, das jeden Augenblick in schreckliche Gewalt umzuschlagen drohte, an den reglosen Reitern vorbeikam, sah Cesar Moreno die blutgetränkte Bandage, sah er die Blutstropfen auf dem Kleid seiner Tochter und wünschte sich, den Tod dieses englischen Captains persönlich herbeiführen zu können.

Kearsey legte die Hand auf seinen Arm.

»Tut mir leid.«

»Macht nichts. Ich werde sie fangen und umbringen.« Cesar Moreno beobachtete die Gesichter der Kompanie und fand, dass sie erschüttert aussahen, als habe ihr Captain sie in neue Tiefen des Entsetzens gestürzt. »Ich bringe ihn um.«

Kearsey nickte. »Tut mir leid.«

Moreno sah ihn an. »Sie haben nichts damit zu tun, Major.« Er wies mit dem Kopf dorthin, wo die Leichte Kompanie mit der Überquerung des Flusses begonnen hatte, wobei die weniger beladenen Männer eine Menschenkette bildeten, um denen zu helfen, die das Gold schleppten. »Gehet hin in Frieden.«

Sharpe ging mit dem Mädchen als Letzter hinüber. Er spürte, wie sich Schlingpflanzen um seine Beine legten und versuchten, ihn hinabzuzerren. Der Wasserstand war nicht hoch, aber die Strömung nach wie vor stark. Es war unbequem, ständig Teresas Hals umklammern zu müssen, aber sie schafften es und wurden am gegenüberliegenden Ufer von Patrick Harper hochgezogen, der mit einem Nicken auf die andere Flussseite wies.

»Ihr Vater hat mir richtig leidgetan, Sir.«
»Er wird schon noch merken, dass sie heil und gesund ist.«
»Jawohl, das stimmt. Da kommt der Major.«
»Lass ihn.«
Sie machten sich in der morgendlichen Hitze auf, das Grasland zu überqueren. Ihre Stiefel hinterließen zwischen den fahlen Halmen eine breite Spur, und die Partisanen blieben nie weit hinter ihnen zurück. Harper ging neben Sharpe und Teresa her und blickte über den Kopf des Mädchens seinen Captain an.
»Was macht der Arm, Sir?«
»Dem geht's gut.« Sharpe hatte sich den linken Unterarm aufgeschlitzt, um das Blut zu gewinnen, mit dem Teresas Bandage getränkt war.
Harper wies nach vorn, auf die Kompanie. »Hätten Sie nur den Schützen Batten angezapft. Zu mehr ist er nicht zu gebrauchen.«
Sharpe grinste. Der Gedanke war ihm wohl gekommen, aber er hatte ihn als eine Laune verworfen. »Ich werd's schon überleben. Sag du jetzt besser den Jungs Bescheid, dass dem Mädchen nichts geschehen ist. In aller Stille.«
»Gemacht.«
Harper ging voraus. Die Männer waren tatsächlich still und erschüttert, weil Sharpe sie in dem Glauben gelassen hatte, dass er die lange Klinge gegen das Mädchen erhoben habe. Hätten sie die Wahrheit gekannt, wären sie mit grinsenden Gesichtern und mühsam unterdrücktem Frohsinn an El Católico vorbeimarschiert, und alles wäre umsonst gewesen. Sharpe hielt Ausschau nach den Partisanen seitlich und hinter ihnen und wandte sich dann an Teresa.
»Du musst weiter so tun, als ob.«
Sie nickte und sah zu ihm auf. »Du hältst dein Versprechen?«
»Mein Ehrenwort. Wir haben eine Abmachung.«
Noch dazu eine gute, entschied er, und bewunderte Teresa wegen der Bedingungen, die daran geknüpft waren. Nun

wusste er zumindest, warum sie sich auf seine Seite geschlagen hatte, und empfand nur ein Bedauern: Er hatte erfahren, dass sie nicht lange zusammen sein würden. Die Abmachung verlangte, dass sie sich trennen mussten, aber der Krieg würde noch lange dauern, und wer weiß, vielleicht würde er ihr noch einmal begegnen.

Um die Mittagsstunde erklomm die Kompanie einen abschüssigen Grat, der direkt nach Westen verlief, ihrem Ziel entgegen. Sharpe ging mit einem Gefühl der Erleichterung voraus, die steile, mit rasiermesserscharfen Steinen bedeckte Flanke hinauf. Die Partisanen konnten ihren Pferden nicht zumuten, diesen Hang zu erklimmen, und ihre Gestalten wurden immer kleiner, je weiter sich die Kompanie hinaufarbeitete.

Die Männer, die das Gold trugen, mussten häufig Rast machen und sich keuchend ins pralle Sonnenlicht legen, aber jede Stunde brachte sie dem Coa näher.

Eine Zeit lang wagte Sharpe zu hoffen, dass sie El Católico und seine Männer abgeschüttelt hatten. Die Spitze des Grats war kahl und steinig und übersät mit kleinen Knochen, die Wölfe und Geier hinterlassen hatten.

Sharpe hatte das Gefühl, durch eine Gegend zu wandern, die noch nie ein Mensch betreten hatte, die von wilden Tieren beherrscht wurde. Um sie herum duckten sich die Hügel unter der sengenden, schmerzhaften Sonne, und außer der Kompanie, die auf dem hohen Grat dahinkroch, bewegte sich nichts. Sharpe hatte das Gefühl, das Ende der Welt sei eingetreten und man habe sie vergessen. Vor sich konnte er die verhangenen Hügel erkennen, die zum Fluss führten, in die Sicherheit, und er trieb die Kompanie weiter. Patrick Harper, der sich zwei Tornister voller Gold aufgeladen hatte, wies mit dem Kopf voraus auf das westliche Hügelland.

»Ob dort wohl die Franzosen sind, Sir?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Das ist anzunehmen.«

Der Sergeant drehte sich um und betrachtete den hohen, sonnengebleichten Pfad, auf dem sie gekommen waren. »Hoffentlich werden wir nicht von ihnen beobachtet.«

»Besser, als unten bei den Partisanen zu sein.« Aber er wusste, dass Harper recht hatte. Falls die Franzosen im Hügelland patrouillierten, und das stand so gut wie fest, war die Kompanie meilenweit zu sehen. Sharpe verrückte seinen eigenen mit Gold gefüllten Tornister, sodass er bequemer auf seinen Schultern saß. »Wir ziehen über Nacht weiter nach Westen.« Er sah seine erschöpften Männer an. »Nur noch diese letzte Anstrengung, Sergeant, nur noch diese.«

Doch es sollte nicht sein. Bei Einbruch der Dämmerung, als die tief im Westen hängende Sonne sie blendete, fiel der Grat ab, und Sharpe sah, dass sie betrogen waren. Der Grat glich einer Insel, getrennt von den übrigen Hügeln durch ein weites gewundenes Tal, und in seinen Schatten konnte er tief drunten die winzigen Punkte erkennen, bei denen es sich um El Católicos Männer handelte. Er brachte die Kompanie zum Halten, ließ sie rasten und starrte hinab.

»Verdammt. Verdammt. Verdammt«, sagte er leise. Die Partisanen hatten einen bequemen Pfad benutzt, wie es sie zu beiden Seiten des Grates gab, während die Kompanie sich sinnlos über die sonnenheißen Felsen, über die spitzen Steine, über den von Skorpionen heimgesuchten Grat gekämpft hatte. Auf der anderen Seite des Tals stiegen erneut die Hügel an, und er besah sich den felsigen Hang, den sie ersteigen mussten. Zugleich war ihm klar, dass sie, ehe sie weiterkonnten, das Tal durchqueren mussten. Das war der perfekte Ort für einen Hinterhalt. Einer zerklüfteten Küste ähnlich, verfügte das Tal über verborgene Einschnitte und tiefe Schatten und im Norden sogar über ein paar niedrige Bäume. Sobald sie die Talsohle erreicht hatten, würden sie entsetzlich verwundbar sein, unfähig zu erkennen, was sich hinter den Bergvorsprüngen verbarg, in den schwer einsehbaren Bodensenken. Sharpe starrte in die schattige Tiefe und wandte sich dann seiner erschöpften

Kompanie mit ihren abgenutzten Waffen und schweren Tornistern zu.

»Wir überqueren das Tal im Morgengrauen.«

»Jawohl, Sir.« Harper blickte ebenfalls hinab. »Da kommt der Major, Sir.«

Kearsey hatte sein Pferd zurückgelassen. Seine blaue Uniform verschmolz mit den Schatten, während er den Hang herauf auf die Kompanie zu kletterte. Sharpe grunzte.

»Er kann ein Gebet für uns sprechen.« Er sah sich noch einmal das Tal an. Ein Gebet, dachte er, war vermutlich angebracht.

KAPITEL 16

Das Wasser in den Feldflaschen war abgestanden, ihr Proviant bis auf die letzten schimmeligen Krümel verzehrt, und in der Stunde vor Morgengrauen war der Boden nass vom Tau. Außerdem war es kalt. Die Männer waren unflätig und schlecht gelaunt, als sie über den dunklen Hang ins dunkle Tal hinabrutschten und dabei immer wieder hinfielen. Kearsey, dessen stählerne Scheide gegen die Felsbrocken rasselte, versuchte mit Sharpe Schritt zu halten.

»Nach Almeida, Sharpe. Anders geht es nicht!«

Sharpe blieb stehen, blickte von oben auf den Major herab. »Zur Hölle mit Almeida, Sir.«

»Es besteht keine Notwendigkeit zu fluchen, Sharpe«, begehrte Kearsey kläglich auf. Er war bei Anbruch der Nacht gekommen und hatte sich zu einer fertig vorbereiteten Verurteilung Sharpes aufgeschwungen, die sich erst totlief, als er sich dem ruhigen Blick einer unversehrten Teresa ausgesetzt sah. Sie hatte sich auf Spanisch mit ihm unterhalten, hatte seine Einwände weggewischt, bis der Major, verwirrt durch das Tempo der Ereignisse, die er nicht kontrollieren konnte, in unglückliches Schweigen verfiel. Später, als der Wind das nächtliche Gras zauste und die Wachtposten zusammenzuckten, weil sich die schwarzen Felsen zu bewegen schienen, hatte er Sharpe zu überreden versucht, sich nach Süden zu wenden. Nun war er im langsam aufdämmernden Morgenlicht auf das Thema zurückgekommen.

»Die Franzosen, Sharpe. So begreifen Sie doch. Sie blockieren wahrscheinlich den Coa. Sie müssen sich nach Süden wenden.«

»Zur Hölle mit den verdammten Franzosen, Sir!«

Sharpe wandte sich ab, glitt aus und fluchte, als ein Stiefel unter ihm wegrutschte und er schmerzlich auf einem Stein zu sitzen kam. Er hatte nicht vor, nach Almeida zu gehen. Die Franzosen standen kurz davor, die Belagerung einzuleiten, und würden sich in großer Zahl dort versammeln. Er würde gen Westen ziehen, in Richtung Coa, und das Gold beim General abliefern.

Der Grasboden des Tals war elastisch und leicht zu begehen, aber Sharpe ging in die Hocke und flüsterte seinen Männern zu, sie sollten sich still verhalten. Er konnte nichts hören, nichts sehen, und sein Instinkt sagte ihm, dass die Partisanen fort waren. Sergeant Harper kauerte neben ihm.

»Die Schweinehunde sind fort, Sir.«

»Irgendwo müssen sie sein.«

»Hier jedenfalls nicht.«

Und wenn sie nicht hier waren, warum hatten sie sich zurückgezogen? El Católico würde das Gold nicht aufgeben, Moreno nicht die Chance, den Mann zu bestrafen, von dem er glaubte, er habe seine Tochter verstümmelt. Warum war dann das Tal so leer und still? Sharpe ging mit vorgehaltenem Gewehr voraus über das Gras, spähte zu dem felsbedeckten Hügel hinüber, der vor ihnen lag, und stellte sich die Musketen vor, die ihnen beim Aufstieg dort auflauern mochten. Der Hang konnte tausend Mann verbergen.

Am Fuß des Hangs blieb er erneut stehen und hatte wieder das gespenstische Gefühl, ganz allein auf der Welt zu sein, als sei am Tag zuvor, als sie über den Grat marschiert waren, das Ende der Welt angebrochen und der Engel des Todes habe die Leichte Kompanie vergessen. Sharpe horchte. Er konnte seine Männer atmen hören, sonst nichts. Nicht das Rascheln einer Eidechse auf den Felsen, nicht das Klopfen eines aufgeschreckten Kaninchens, keine Vögel, nicht einmal den Wind auf dem Gestein. Er trat zu Kearsey.

»Was ist auf der anderen Seite des Hügels, Sir?«

»Sommerweide für Schafe. Quellwasser, zwei Unterstände. Kavallerieland.«
»Im Norden?«
»Ein Dorf.«
»Und im Süden, Sir?«
»Die Straße nach Almeida.«
Sharpe biss sich auf die Lippen, starrte den Hang hinauf und verdrängte das Gefühl, allein zu sein. Sein Instinkt sagte ihm, dass der Feind nicht weit entfernt war, aber welcher Feind? Vor ihm befand sich Kundschafterland mit feindlichen Patrouillen, und Kearsey hatte behauptet, die Franzosen hielten die Gegend in großer Zahl besetzt, um sie aller Nahrung zu berauben. Und wenn die Franzosen nicht dort waren? Er sah sich um, das Tal entlang, und war versucht, hier unten zu bleiben. Wo aber war El Católico? Wartete er im Tal? Oder hatten seine Männer ihre Pferde versteckt und den Hügel erklommen? Er wusste, dass die Kompanie nervös war, dass ihr sowohl die Stille als auch Sharpes Vorsicht Angst machte. Er stand auf.
»Rifles! In Schützenlinie angetreten! Lieutenant! Kommen Sie mit der Kompanie nach. Vorwärts!«
Das zumindest war ein Handwerk, auf das sie sich verstanden. Die Rifles bildeten Paare und schwärmten zu der weit gefächerten Formation aus, die im Falle von Kampfhandlungen die Hauptangriffslinie schützte. Dazu hatte man die Rifles ausgebildet, hatte sie gelehrt, ohne die Befehle eines Offiziers auf eigene Initiative den Kampf aufzunehmen. Ein Mann rückte vor, während sein Partner ihm Deckung gab. In der Schlacht dagegen lud ein Mann nach, und der andere hielt Ausschau nach Feinden, die es auf seinen Kameraden abgesehen haben mochten, während dieser verletzlich und unbeholfen mit Ladestock und Geschossen hantierte.
Fünfzig Yards hinter den Grünjacken erkletterten schwerfällig und laut die Rotröcke den Hang. Teresa blieb bei Knowles und beobachtete die nur flüchtig erkennbaren

Gestalten der Schützen. Sie trug Sharpes Uniformmantel, der ihr weißes Kleid verdeckte, und sie spürte die Anspannung der Männer. Die Welt erschien ihr leer, die Morgendämmerung lag über grauen Felsen und endlosem Gras, aber Teresa wusste, besser noch als Sharpe, dass nur eines die Partisanen vertrieben haben konnte und dass die Welt keineswegs leer war. Irgendwo in der Nähe waren die Franzosen und beobachteten sie.

Die Sonne ging hinter ihnen auf, warf ihr Licht über den Grat, den sie tags zuvor passiert hatten, und Sharpe, der vor den Rifles herging, sah, wie sie siebzig Yards vor ihnen die Hügelkuppe golden verfärbte. Die Felsen waren lichtüberflutet, und an ihrem Fuß, halb verborgen im schattigen Gras, war ein dunkelroter Fleck zu erkennen. Sharpe drehte sich um und winkte seinen Männern beiläufig zu, sich hinzulegen, als wolle er ihnen eine Rast gönnen. Er gähnte ausgiebig, streckte die Arme aus und schlenderte entlang der Front dorthin, wo Harper die Paare an der linken Seite zum Stehen gebracht hatte. Er blickte den Hang hinab und winkte Knowles schweigend zu, der schwer beladene Trupp solle sich hinlegen. Dann nickte er dem Sergeant liebenswürdig zu.

»Verdammte Voltigeurs, oben auf der Kuppe.«

Die Voltigeurs waren französische Stoßtruppen, Leichte Infanterie, die gegen die Leichten Kompanien der Briten eingesetzt wurde. Sharpe kauerte sich mit dem Rücken zu den Franzosen nieder und senkte die Stimme.

»Hab die rote Epaulette gesehen.«

Harper spähte über Sharpes Schulter hinweg, ließ seine Augen über die Kuppe schweifen und fluchte leise. Sharpe zupfte einen Grashalm ab und steckte ihn sich zwischen die Zähne. Noch zwanzig Yards, dann wären sie in Reichweite der französischen Musketen geraten. Er fluchte ebenfalls.

Harper ging in die Hocke. »Und wenn die Infanterie da ist, Sir ...«

»Ist die verdammte Kavallerie auch nicht weit.«

Harper wandte den Kopf ab, blickte den Hang hinab in das leere, immer noch schattige Tal. »Dort unten?«

Sharpe nickte. »Sie müssen uns gestern gesehen haben. Als wir wie die Jungfern über den verfluchten Grat spaziert sind.« Er spuckte ins Gras, fuhr mit dem Finger durch das Loch in seinem linken Ärmel und kratzte sich gereizt. »Diese verdammten Spanier.«

Harper gähnte demonstrativ. »Wird Zeit, dass wir einen richtigen Kampf erleben, Sir«, sagte er gelassen.

Sharpe runzelte die Stirn. »Vorausgesetzt, wir könnten uns aussuchen, wo.« Er stand auf. »Wir wenden uns nach links.«

Der Hang bot auf der linken, südlichen Seite mehr Deckung. Doch Sharpe war sich mit erschreckender Gewissheit darüber im Klaren, dass die Leichte Kompanie dem Feind zahlenmäßig unterlegen und beinahe mit Sicherheit umzingelt war. Er blies in seine Pfeife, zeigte nach Süden, und die Kompanie bewegte sich seitlich über den Hang, während Sharpe und Harper ruhig und ohne Hast die Rifles von den feindlichen Spähern über ihnen unterrichteten.

Kearsey löste sich von den Rotröcken und kam heraufgeklettert. »Was soll das, Sharpe?«

Sharpe informierte ihn über die feindlichen Späher. Kearsey zog ein triumphierendes Gesicht, als habe er recht behalten.

»Hab ich Ihnen doch gesagt, Sharpe. Weideland, ein Dorf. Die kesseln das Land ein und die Nahrungsmittel. Und was haben Sie nun vor?«

»Nun, Sir, werden wir uns aus der Affäre ziehen.«

»Wie?«

»Ich habe keine Ahnung, Major, keine Ahnung.«

»Hab’s Ihnen ja gesagt, Sharpe! Adler erobern, schön und gut, aber hier draußen auf feindlichem Boden ist alles anders, nicht wahr? El Católico hat sich nicht erwischen lassen! Hat wohl die Franzosen gerochen und ist verschwunden. Wir sind leichte Beute.«

»Jawohl, Sir.«

Es hatte keinen Sinn, sich zu streiten. Ohne El Católicos Gold wäre ihm nicht eingefallen, hierherzukommen. Während Sharpe sich seitlich am Hügel vorarbeitete, wusste er, dass die Reise jeden Augenblick enden konnte, dass die Männer mit dem Gold zwischen Voltigeurs und Kavallerie gefangen waren und dass sich in einem Monat im Hauptquartier des Heeres jemand gemächlich fragen würde, was wohl aus Captain Sharpe und der Leichten Kompanie geworden sei, denen man die unmögliche Aufgabe gestellt hatte, spanisches Gold heranzuschaffen. Er wandte sich an Kearsey.

»Und wo ist El Católico?«

»Ich möchte bezweifeln, dass er Ihnen helfen würde, Sharpe.«

»Aber das Gold wird er nicht aufgeben, oder, Major? Ich denke, er wird gern zulassen, dass uns die Franzosen auflauern, und dann wird er sie in einen Hinterhalt locken, stimmt's?«

Kearsey nickte. »Das ist seine einzige Hoffnung.«

Der Schütze Tongue, gebildet und wortgewandt, wirbelte herum. »Sir!«

Dieser Ausruf sollte sein letzter sein. Er wurde gedämpft vom Knall einer Muskete. Über einem Felsbrocken, der kaum zwanzig Yards vor ihm lag, stieg Rauch auf, und Tongue drehte sich weiter und stürzte.

Sharpe ließ Kearsey stehen und rannte los. Harper war bereits in die Hocke gegangen und hielt Ausschau nach dem Mann, der auf Tongue geschossen hatte. Sharpe preschte an ihm vorbei, kniete neben dem Schützen nieder und hob seinen Kopf auf. »Isaiah!«

Der Kopf war schwer, die Augen blicklos. Die Musketenkugel war zwischen zwei Rippen eingedrungen und hatte Tongue getötet, noch während er den Warnschrei abgab.

Sharpe konnte das Scharren des Ladestocks hören, mit dem der feindliche Späher die nächste Runde Munition in den Lauf stieß, dann schoss der Partner des unsichtbaren Feindes. Die Kugel verfehlte Sharpe nur knapp, weil der Franzose auf Harper aufmerksam geworden war. Die Gewehrkugel des Sergeants riss den Franzosen von den Beinen. Er öffnete den Mund zu einem Schrei, doch es kam nur Blut heraus, und er fiel rückwärts um.

Sharpe hörte immer noch das Kratzen des Ladestocks. Er sprang mit Tongues Gewehr in der Hand auf und rannte los. Der Voltigeur sah ihn kommen, geriet in Panik, wollte sich zurückziehen, aber Sharpe traf ihn tief unten am Rückgrat und sah zu, wie der Mann seine Muskete fallen ließ und im Todeskampf zu Boden stürzte.

Parry Jenkins, Tongues Partner, schien den Tränen nahe. Der Waliser beugte sich über Tongues Leichnam, nahm ihm Munitionsbeutel und Feldflasche ab. Sharpe warf ihm das Gewehr des Toten zu. »Hier!« Eine französische Kugel bohrte sich in seinen Tornister, sodass er nach vorn geworfen wurde. Da erkannte er, dass die feindliche Front den Hang herabgekommen war, um ihnen den Weg nach Süden abzuschneiden. Er winkte seinen Männern, in Deckung zu gehen, und rannte zu Jenkins zurück.

»Hast du alles?«

»Jawohl, Sir. Tut mir leid, Sir. Gott, wie leid mir das tut, Sir.«

Sharpe klopfte ihm auf die Schulter. »Komm schon, Parry. Ist doch nicht deine Schuld. Runter!«

Sie rannten den Hügel hinab, während die Musketenkugeln über ihre Köpfe hinwegzischten, und fanden Deckung zwischen den Felsen. Tongues Leichnam musste bleiben, wo er war, noch ein in Spanien gefallener Schütze. Oder befanden sie sich bereits in Portugal? Sharpe wusste es nicht, aber er dachte an die Schule in den englischen Midlands, wo Tongue einst Unterricht erteilt hatte, ausgerechnet Sprachunterricht, und er fragte sich, ob sich dort wohl jemand an den klugen jungen Mann mit den

freundlichen Augen erinnern würde, der dem Trunk erlegen war.

»Sir!«

Knowles zeigte nach hinten, und Sharpe rollte herum und sah sich dorthin um, wo sie hergekommen waren. Der französische Stoßtrupp, gekleidet in verblasste blaue Jacken mit roten Epauletten, kam schräg hinter ihnen den Hang herab. Er blieb auf dem Rücken liegen und wandte sich an seine Männer.

»Rifles! Bajonette!«

Die Franzosen würden seine Worte verstehen und Angst empfinden. Er hatte unbewusst die Kugeln gezählt, die ihn verfehlt hatten, während er auf Tongue zulief. Daher wusste er, obwohl er nicht darüber nachgedacht hatte, dass der Hügel vor ihnen nur spärlich besetzt war. Die Franzosen hatten dort eine dünne, weit auseinandergezogene Schützenlinie hinterlassen, in dem Glauben, sie würde ausreichen, um die Briten dorthin zu treiben, wo immer noch unsichtbar die Kavallerie wartete.

»Lieutenant!«

»Sir?«

»Sie folgen uns.«

Dadurch gewinnen wir zehn Minuten, dachte er, aber es könnte sein, dass wir den Kordon durchbrechen und unterwegs eine Stelle finden, die sich für eine Verteidigungsstellung eignet. Er wusste, es war hoffnungslos, doch es war besser, als sich wie fette Schafe treiben zu lassen. Er holte seinen Degen hervor, befühlte seine Klinge und sprang auf.

»Vorwärts!«

Ein Mann aus jedem Paar hielt Ausschau, der andere rannte los, und Sharpe hörte, wie die Baker-Gewehre den Morgen zerrissen, als die Franzosen die Köpfe reckten, um auf das dünne, gestreckte Band grün uniformierter Männer zu schießen, die schreiend heranstürmten und dreiundzwanzig Zoll Stahl an ihren Gewehren befestigt hatten.

Die wenigen Voltigeurs in vorderster Linie ergriffen die Flucht oder starben unter dem Hagel der Gewehrkugeln, die auf fünfzig Schritt Entfernung nicht danebengehen konnten. Währenddessen rannte die Kompanie weiter. Sharpe befand sich an ihrer Spitze. Er hielt den Degen vor sich, und auf seinem Rücken hüpfte das Gewehr. Er entdeckte sowohl über ihnen als auch unter ihnen feindliche Schützen, aber Musketen waren ein ungeeignetes Werkzeug für Präzisionsarbeit, und er ließ den Feind schießen in dem Bewusstsein, dass die Kompanie im Vorteil war.

Ein Mann wurde am Gesäß getroffen und ging zu Boden, doch die anderen zerrten ihn hoch. Dann hatten sie den Durchbruch geschafft und hatten vor sich nur noch ein paar verschreckte französische Flüchtlinge, denen nicht in den Sinn kam, sich den Hügel hinauf in Sicherheit zu bringen. Einer davon drehte sich um und fand sich einem hünenhaften Iren gegenüber, der ihm sein Bajonett sauber zwischen die Rippen bohrte, mit einem Fußtritt seine Klinge befreite und dann weiterlief.

Sharpe versetzte einem Mann einen Degenhieb, spürte den harten Aufprall, als der Franzose mit seiner Muskete parierte. Während er weiterrannte, fragte er sich, wie tief wohl die Kerbe war, die er der schweren stählernen Schneide beigebracht hatte.

»Weiter! Den Hügel hinauf!«

Das war nicht, was die Franzosen erwarteten, daher war es der einzig mögliche Weg. Die Kompanie hatte den Kordon durchbrochen und dabei nur einen Mann verloren. Nun zwangen sie ihre müden Beine den Hang hinauf, der westlichen Kuppe entgegen. Hinter ihnen erklangen französische Befehle, als die blauberockten Offiziere ihre Männer neu formierten. Es blieb ihnen keine andere Wahl, als die unmögliche Steigung zu nehmen.

Dann hatte Sharpe die Kuppe erreicht und rannte ohne anzuhalten weiter. Die verdammten Franzosen waren auch dort. Sie hatten nicht mit den Briten gerechnet, doch sie

waren nun einmal dort, in Reih und Glied angetreten, und warteten auf ihre Befehle.

Sharpe erhaschte einen Blick auf einen sanft abfallenden Hang mit dichtem Grasbewuchs, auf das französische Bataillon, in Kompanien aufgereiht, und die Franzosen sahen verblüfft zu, wie die Briten kaum einhundert Schritte entfernt an ihrer Front vorbeirannten, und nicht eine Muskete wurde abgeschossen.

Nach Westen gab es kein Entkommen, auch nicht nach Norden, von wo die Sturmtruppen hinter ihnen herjagten. Dann mussten sie, wusste Sharpe, sich eben nach Süden und Osten wenden, wo die Kavallerie sie erwartete. Dies war die einzige Richtung, die sie Zeit gewinnen ließ, und Zeit war alles, worauf sie hoffen konnten. Er drehte sich um, winkte die Schützen zu sich herab und schob Knowles und die rotberockten Männer den Hang hinunter.

»Hundert Schritt weiter unten in Formation antreten!«

»Sir!«, bestätigte Knowles, sprang über einen Felsbrocken und machte sich mit der Kompanie auf den Weg.

»Rifles! Haltet sie auf!«

Das war die bessere Kampfmethode, die Feinde kommen zu lassen und zu töten, solange sie noch zu weit entfernt waren, um das Gewehrfeuer zu erwidern.

Sharpe kämpfte wie jeder einfache Soldat, rammte die Kugeln in den Lauf, suchte nach Zielen und wartete darauf, dass die Opfer vorwärtsstürmten. Er zielte tief, vergewisserte sich nicht, ob der Mann gefallen war, sondern holte die nächste Patrone hervor, biss die Kugel ab und begann nachzuladen. Er konnte um sich herum die Gewehre hören, wie sie so schnell wie möglich schossen, leider nicht schnell genug.

Da wurde ihm klar, dass die Franzosen demnächst wieder ihre Sinne beisammenhaben und ihnen zu viele Ziele bieten würden, um sie noch aufzuhalten, und dann würden sie mit Bajonetten angreifen. Er hörte Harper Anweisungen erteilen und fragte sich, welcher der Schützen nötig hatte, dass man

ihm sagte, er solle die Kugel in das kleine eingefettete Stück Leder wickeln, damit sie Halt fand im Lauf. So neugierig war er, dass er durch den wabernden Rauch hechtete, bis er Teresa entdeckt hatte, die mit Tongues Waffe und bereits vom Pulverdampf geschwärztem Gesicht kniend auf einen Franzosen zielte.

Dann verschwand der Feind, war am Boden in Deckung gegangen, und Sharpe wusste, dass der große Ansturm bevorstand.

»Lasst das Leder sein!«

Es ging schneller, eine nackte Kugel zu laden, allerdings verlor das Gewehr dadurch an Treffsicherheit. Als Nächstes blies Sharpe zum gedeckten Rückzug, sodass der Feind freies Gelände angreifen und sich ihrem Beschuss aus neuer Deckung ausgesetzt sehen würde.

»Wartet auf sie!«

Sie warteten. Französische Rufe erklangen, französischer Jubel, und die Männer in Blau und Rot kamen Haken schlagend auf sie zu. Musketen und Bajonette funkelten im Licht, und immer noch kamen weitere nach. Sharpe wusste, dass sie jämmerlich in der Minderzahl waren, aber es war immer am besten, zu warten.

»Wartet! Wartet!« Er machte einen verwirrten feindlichen Offizier aus, der nach den Briten Ausschau hielt, und war sich darüber im Klaren, dass der Mann innerhalb der nächsten Sekunde die Nerven verlieren würde.

»Feuer!«

Es war eine kleine Salve, die letzte, die sie mit gefetteten Lederstücken abschossen, und sie war mörderisch. Die Feinde gingen in Deckung, warfen sich hinter Felsbrocken oder die eigenen Gefallenen, und die Schützen luden nach, spuckten die Kugeln direkt in den Lauf und ließen sie hinabrutschen, indem sie mit dem Kolben auf den Boden stampften, ohne sich mit ihren Ladestöcken abzugeben.

»Zurück!«

Sie hatten einhundert Voltigeurs vor sich, die vorwärtsdrängten, sie zu umringen versuchten, und die Rifles zogen sich zurück, luden hastig nach, schossen auf ihre Feinde und gaben immer wieder Boden auf. Sie wandten sich den Hügel hinab in Richtung der übrigen Kompanie, die dem ebenen Boden des Tals immer näher kam.

»Zurück!« Dies war kein Platz zum Sterben, jedenfalls nicht, solange die Kavallerie unsichtbar blieb und eine wenn auch noch so geringe Chance bestand, dass sich die Kompanie auf die gegenüberliegende Talseite zurückziehen konnte. Darüber nachzudenken blieb keine Zeit, nur dazu, die Schützen außer Reichweite der Musketen zu halten und die Kompanie den Hang hinabzuhetzen, innezuhalten und zu schießen, weiterzurennen, nachzuladen und neue Deckung zu finden. Sie richteten beim Feind keinen echten Schaden an. Die Franzosen, die sich vor ihren Gewehren fürchteten, blieben auf Abstand und schienen nicht zu merken, dass die Kugeln keinen Drall mehr hatten und dass die Gewehre ohne den winzigen Fetzen Leder weniger treffsicher waren als eine gewöhnliche Muskete. Es genügte den Franzosen, dass ihre Widersacher grün gekleidet waren, die »Grashüpfer« des britischen Heeres, die auf dreihundert Schritt töten und einen feindlichen Stoßtrupp vernichtend aufreiben konnten.

Sharpe blieb stehen, um den Rückzug der Männer zu beobachten, und er blickte zur Hügelkuppe empor und sah die aufgereihten französischen Kompanien. Er bemerkte, dass ihre Uniformen leuchteten, dass sie noch nicht von der Sonne gebleicht waren, und er wusste, dass es sich um ein frisches Regiment handelte, um eines der neuen Regimenter, die Bonaparte ausgesandt hatte, die Sache mit Spanien ein für alle Mal zu Ende zu bringen. Ihr Oberst gewährte ihnen einen Logenplatz, von dem aus sie die Kampfhandlungen beobachten konnten, und Sharpe ärgerte

sich darüber. Kein verfluchter französischer Rekrut sollte zusehen, wie er starb!

Er nahm die Voltigeurs in Augenschein, suchte nach einem Offizier, auf den es sich zu zielen lohnte, und während er mit dem Kolben seines Gewehrs auf den Boden hämmerte, ging ihm auf, dass er sich noch vor zwanzig Minuten vorgekommen war, als sei er mutterseelenallein auf der Welt. Nun stand es zahlenmäßig zehn zu eins gegen ihn, und immer noch rückten neue Schweinehunde nach, kühner jetzt, da die Briten den Fuß des Hangs erreicht hatten. Eine Kugel traf auf den Felsen neben ihm, prallte ab und drang in Sharpes linke Achselhöhle ein. Der Schmerz war so, als würde ein Hund an seinem Fleisch nagen, und als er das Gewehr anhob, um einen eiligen Schuss abzugeben, kam ihm plötzlich die Gewissheit, dass der Querschläger Schaden angerichtet hatte. Er konnte kaum das Gewehr halten, betätigte aber dennoch den Abzug und zog sich weiter zurück. Er hielt mit seinen Männern Schritt, und als er sich umsah, entdeckte er Knowles, der am Rand des Tals verharrte wie ein Mann, der Angst hat, sich vom Ufer abzustoßen. Gottverdammt! Sie hatten keine andere Wahl.

»Zurück! Zurück!«

Er rannte zu Knowles hinüber. »Los jetzt! Auf die andere Talseite!«

Knowles betrachtete seine Schulter. »Sir! Sie sind ja getroffen!«

»Ist nicht schlimm! Los!« Er wandte sich an die Rifles, deren gerötete Augen ihn aus geschwärzten Gesichtern anblickten. »Formieren, Jungs!«

Teresa reihte sich wie ein Schütze ein, und er lächelte ihr zu und liebte sie, weil sie wie ein Mann kämpfte, weil ihre Augen verwegen funkelten. Dann hob er den rechten Arm.

»Marsch!«

Sie entfernten sich von den Felsbrocken, von den Voltigeurs, begaben sich hinaus in die unnatürliche Stille des Grases. Die französische Infanterie folgte ihnen nicht,

sondern kam am Fuß des Hangs zum Stillstand, sodass man tatsächlich den Eindruck gewinnen konnte, die Leichte Kompanie befinde sich auf einem Boot und sie könnten nicht hinterher. Major Kearsey zappelte vor Aufregung. Er hatte den Säbel gezogen, doch sein Lächeln verschwand, als er Sharpes ansichtig wurde.

»Sie sind ja getroffen!«

»Ist nicht schlimm, Sir. Ein Querschläger.«

»Unsinn, Mann.«

Kearsey berührte Sharpes Schulter, und der Schütze war überrascht, dass seine Hand, als er sie wieder zurückzog, rot und feucht war.

»Mir ist es schon schlimmer ergangen. Das heilt wieder.« Doch es tat weh, und er hasste die Vorstellung, Jacke und Hemd ausziehen zu müssen, um nach der Wunde zu sehen. Kearsey sah sich nach der regungslosen französischen Infanterie um.

»Die verfolgen uns nicht, Sharpe!«

»Ich weiß, Sir.« Sharpes Tonfall war niedergeschlagen, und Kearsey warf ihm einen strengen Blick zu.

»Kavallerie?«

»Ist anzunehmen, Sir. Die warten, bis wir die Mitte des Tals erreicht haben.«

»Was sollen wir tun?« Kearsey schien nichts dabei zu finden, Sharpe diese Frage zu stellen.

»Ich weiß nicht, Sir. Beten Sie.«

Kearsey schnappte ein, warf den Kopf zurück. »Ich habe gebetet, Sharpe, habe in den letzten Tagen kaum etwas anderes getan.«

Nur ein paar Tage, dachte Sharpe, und sollte nun so alles enden, eingekeilt zwischen einem französischen Infanteriebataillon und französischer Kavallerie? Sharpe grinste den Major an und sagte freundlich: »Beten Sie weiter, Sir.«

Sie überquerten mageres Weideland mit kurzen, zähen Halmen. Sharpe betrachtete das Gras und überlegte, dass in

einem Jahr die Schafe zurückkehren würden, als habe es nie einen Kampf gegeben. Die Sonne hatte den Talboden erreicht, und Insekten flogen geschäftig zwischen den Grashalmen umher, ohne auf die Schlacht über ihren Köpfen zu achten.

Sharpe blickte auf und stellte fest, dass das Tal wunderschön war. Es wand sich in südwestlicher Richtung dahin, stieg zwischen steilen Hügeln an. Vor ihm, jedoch außer Reichweite, befand sich ein Bachbett, das diesen Ort im Frühling in ein kleines Paradies verwandeln würde.

Er drehte sich um, sah die Voltigeurs neben den Felsbrocken sitzen, während die übrigen französischen Kompanien langsam den Hang herabkamen. Irgendwo in dem gewundenen Tal musste die Kavallerie auf sie warten. Er war inzwischen sicher, dass sie von hinten kommen würde. Der vor ihnen liegende Weg schien kein geeignetes Versteck zu bieten, und er wusste, dass die Kompanie in der Falle saß. Er betrachtete den ebenen, festen Boden und stellte sich vor, dass die Pferde die ersten hundert Yards im Schritt zurücklegen und die nächsten fünfzig im Trab nehmen würden, dass sie, während die Säbel zur Hand genommen wurden, zunächst kantern und dann zum abschließenden Galopp ansetzen würden. Dieser Galopp ließ sich mit den Schüssen ihrer kleinen Kampfformation aufhalten, aber vierzig Infanteristen konnten nicht lange durchhalten. Über den bequem hingestreckten französischen Infanteristen stieg Tabakqualm auf. Sie hatten die vordersten Sitzreihen eingenommen, um sich das Gemetzel anzusehen.

Patrick Harper lief neben ihm her. »Wie schlimm ist es?« Er warf einen Blick auf Sharpes Schulter.

»Wird schon wieder heilen.«

Der Sergeant packte seinen Ellbogen und zog ihm, ohne auf Sharpes Proteste zu achten, den Arm hoch. »Tut das weh?«

»Jesus!« Er spürte ein Knirschen in der Schulter und die Hände des hünenhaften Iren, die zudrückten und ihm Schmerzen bereiteten. Harper ließ von ihm ab.

»Gebrochen ist nichts, Sir. Die Kugel steckt noch drin. Querschläger?«

Sharpe nickte. Ein Volltreffer hätte ihm die Schulter und den Oberarmknochen zerschmettert. Aber weh tat es doch. Harper sah erst Teresa an, dann Sharpe. »Da wird das kleine Mädchen aber beeindruckt sein.«

»Zur Hölle mit dir.«

»Jawohl, Sir.« Harper machte sich Sorgen und war bemüht, es nicht zu zeigen.

Trompeten erklangen. Sharpe blieb stehen, wandte sich um und sah, während die Kompanie weitermarschierte, im Norden die ersten Pferde auftauchen. Da war es um seine Zuversicht geschehen. Schon wieder Ulanen, immer diese verfluchten Ulanen! Ihre grünen Uniformen mit den rosa Besatzstreifen spotteten seinen mageren Hoffnungen. An den Spitzen der lässig hochgehaltenen Lanzen waren rotweiße Wimpel befestigt, und die Ulanen trabten los, gingen im Tal in Formation und beobachteten die kleine Schar britischer Infanteristen. Harper trat erneut zu ihm. »Zweihundert, Sir?«

»Ja.«

Er hatte die Männer sagen hören, sie würden sich lieber von einer Lanze töten lassen als von einem Säbel, dass ein Säbel nur schreckliche eiternde Schnittwunden hinterlasse, an denen man nach wochenlangen Schmerzen verbluten könne, während eine Lanze schnell und tief treffe. Sharpe spuckte ins Gras. Er wünschte sich weder das eine noch das andere, und er sah sich nach allen Seiten um.

»Da entlang.« Er zeigte auf die Ostseite des Tals, dorthin, wo sie hergekommen waren, und weg von der französischen Infanterie. »Im Eilmarsch!«

Sie liefen, ein ruckartiger, stolpernder, hoffnungsloser Lauf, denn die Ulanen konnten, auch wenn sie volle zwei Minuten

auf den Befehl zum Angriff warten mussten, dennoch die Leichte Kompanie einholen und ihr ganzes Gewicht hinter den Stoß mit der silbrigen Lanze legen. Dann war wirklich alles vorbei, dann war alles hoffnungslos.

Sharpe erinnerte sich an die Erzählungen über kleine Gruppen von Soldaten, die sich trotz widriger Umstände durchgekämpft hatten. Er hatte sich geirrt. Es gab weiter oben im Tal doch ein Versteck, eine tiefe Mulde im Süden, die im Schatten und daher im Verborgenen gelegen hatte. Nun sah er plötzlich Reiter aus ihr hervorkommen, Männer in fremdartiger Uniform mit gezogenen Säbeln, und sie warteten nicht wie die Ulanen erst einmal ab. Sie trabten an, Knie an Knie, und Sharpe wusste, nun war es vorbei.

»Halt! Kompanie zum Karree!« Er stellte das Mädchen und Kearsey in die Mitte. »Bajonette!«

Sie folgten ruhig seinem Befehl, und er war stolz auf sie. Seine Schulter tat teuflisch weh, und auf einmal fiel ihm das Gerücht ein, das im Heer umgegangen war, wonach die Franzosen ihre Musketenkugeln in Gift tauchten. Er hatte nie daran geglaubt, aber irgendetwas stimmte hier nicht, alles war verschwommen, und er schüttelte den Kopf, um klarer sehen zu können, und überreichte Kearsey sein Gewehr.

»Tut mir leid, Sir. Ich kann es nicht festhalten.«

Er hatte immer noch seinen Degen in der Hand, der vorn an der Klinge eine Kerbe aufwies, und er drängte sich in die vorderste Reihe der kleinen Formation durch, eine beinahe sinnlose Trotzgeste. Plötzlich fiel ihm auf, dass seine Männer grinsten. Sie sahen ihn an, begannen zu jubeln, und er versuchte, sie zum Schweigen zu bringen. Es mochte eine prachtvolle Art sein zu sterben, indem man den Feind durch Jubelgeschrei vor seine Bajonette lockte, aber Sharpe brachte dafür kein Verständnis auf. Sie sollten sich ihren Atem für das Gemetzel sparen.

Die Säbel waren inzwischen näher gekommen, und die Männer, die sie schwangen, ritten wie die Veteranen, ohne Aufregung oder Hast. Sharpe gab sich große Mühe, dieses

französische Regiment mit den blauen Uniformen, einem gelben Streifen an der Hose und hohen braunen Bärenmützen einzuordnen. Gottverdammt! Was waren das für Truppen? Ein Mann hatte schließlich das Recht, zu wissen, gegen wen er kämpfte. Sharpe versuchte seinen Männern zu befehlen, sie sollten die Musketen anlegen und zielen, doch es passierte nichts. Seine Stimme versagte. Seine Augen nahmen nichts mehr richtig wahr.

Harper fing ihn auf, ließ ihn sanft zu Boden gleiten.

»Halten Sie durch, Sir, um Gottes willen, halten Sie durch.«

Rittmeister Lossow, in strahlendes Blau und Gelb gekleidet, sah Sharpe fallen und fluchte, weil seine Schwadron aufgehalten worden war. Doch dann benahm er sich wie ein guter Berufssoldat der Königlich Deutschen Legion und dachte nicht mehr an Sharpe. Er hatte Wichtigeres zu erledigen.

KAPITEL 17

Lossow hatte zwei Minuten Zeit, und er nutzte sie gut. Er sah die Kompanie hinter seiner linken Schulter verschwinden, dann hatte er nur noch die Ulanen vor sich, während links in der Ferne ein Infanteriebataillon ungeordnet den Hang herabstolperte, um im Tal seine Feuerkraft einzusetzen.

Er hatte nicht vor, auf die Infanterie zu warten. Er sprach mit seinem Trompeter, lauschte, genoss jede Note des Signals zum Angriff, hob dann seinen Säbel und ließ Thor freien Lauf.

Ein guter Name für ein Pferd, Thor, insbesondere für ein Pferd wie dieses, das fähig war, einen Mann ins Gesicht zu beißen und den Feind mit den Hufen zu zertrampeln.

Der Boden war angenehm, es gab keine verdammten Kaninchen, und eine Gelegenheit wie diese pflegte Lossow in seinem Nachtgebet zu erbitten. Ulanen, Idioten mit langen Piken, die nicht wussten, wie man einen Schlag pariert. Man brauchte nichts weiter zu tun, als der Spitze auszuweichen, und schon hatte man die Oberhand. Er hörte seine Männer hinter sich herangaloppieren. Er drehte sich im Sattel, um den prächtigen Anblick zu genießen: die Pferde Hals an Hals, wie es sich geziemte, Grasbüschel hinter sich lassend, die unter ihren Hufen aufflogen, blitzende Klingen und Gebisse. War es nicht nett, dass der deutsche König, der auf dem englischen Thron saß, ihm diese Gelegenheit verschaffte?

Die Franzosen waren schwerfällig, und er nahm an, es handele sich um neue Truppen auf Ersatzpferden. Ein Ulan musste dem Feind immer mit voller Geschwindigkeit begegnen, sonst war er verloren. Er lenkte Thor nach rechts, wie sie es gemeinsam geübt hatten. Der Trompeter gab

erneut das Signal, diesmal abgehackt, weil sich sein Pferd in vollem Lauf befand, aber es reichte aus, um einem Mann das Blut gerinnen zu lassen.

Lossow, der im Leben noch keine Sporen benutzt hatte, gab Thor die linke Ferse zu spüren, und das mächtige Pferd drehte sich wie ein Tänzer. Er ließ den Säbel sinken, sodass er wie ein Dorn an seinem ausgestreckten Arm nach unten zeigte. Dann galoppierte er los, ritt lachend an der Front der Feinde entlang und schlug ihre Lanzen einfach beiseite. So würde es, so konnte es nicht weitergehen, und irgendwann war jemand so schlau, sich ihm entgegenzustellen, aber bis dahin hatte die Verwirrung, die er bei einem halben Dutzend Franzosen gestiftet hatte, längst dafür gesorgt, dass sich sein erster Trupp in die Bresche werfen konnte, und Lossow wusste, dass diese Aufgabe erledigt war. Er ließ zu, dass Thor auf die Hinterhand stieg und dem tapferen Kerl, der ihn herausforderte, ein Ende machte. Der Trompeter war natürlich bei ihm, denn das war seine Pflicht. »Nach links!«, befahl Lossow, und die Deutschen bogen ab, arbeiteten sich an der französischen Front entlang und ließen die Säbel ihre grauenvolle Arbeit tun. Lossow war äußerst zufrieden.

»Lieutenant?«

Der Mann salutierte, ohne sich um die Schlacht zu kümmern. »Zu Befehl?«

»Nehmt die Infanterie an die Kandare.«

»Zu Befehl.«

Und damit war seine Pflicht erfüllt. Er hatte noch eine Minute Zeit, und Thor brauchte Bewegung, daher drückte Lossow die Fersen an, und das Pferd setzte sich in Bewegung. Sein Säbel schlug eine herangaloppierende Lanze so sauber zur Seite, dass Lossow glaubte, er würde sich daran erinnern bis zu seinem Tod, der ihn vorzugsweise in Deutschland ereilen sollte. Der Klingenthaler Stahl seiner gekrümmten Klinge schlitzte dem Franzosen bis an die Halswirbel die Kehle auf, und Lossow wünschte sich, dass jeder Augenblick so wäre, mit einem edlen Pferd, gutem

Grasboden, einer von den Nibelungen persönlich geschmiedeten Klinge und einem Feind zum Frühstück.

Er beobachtete seine Männer bei der Arbeit und war stolz auf sie. Sie waren diszipliniert, schützten sich gegenseitig, und ihr Säbeldrill war makellos und räumte gründlich auf.

Lossow wusste schon, warum der Lord Wellington deutsche Kavallerie bevorzugte. Sie war nicht so fesch wie die englische, nicht so geeignet zum Paradieren, aber wenn es darum ging, Franzosen zu töten, waren sie so gut wie die britische Infanterie. Lossow, ein glücklicher Mann, überlegte dort unten am Boden des Tals – während er gleichzeitig die feindliche Infanterie beobachtete und die fliehenden Ulanen im Auge behielt –, dass dieses Heer, Wellingtons Heer, ein perfekteres Kriegsinstrument sein mochte als jedes andere in der Geschichte. Mit Männern wie diesen Berittenen und mit einer solchen Infanterie? Wunderbar!

»Sammeln!«

Die Trompete erklang, und die Männer zogen sich in perfekter Ordnung zurück. Lossow schwenkte seinen Säbel. Mit den Ulanen war es aus, sie waren endgültig geschlagen, aber etwas anderes hatte er auch nicht erwartet. Arme Teufel. Sie konnten ja nicht wissen, dass Lossows Männer seit drei Tagen dieses Tal ausgekundschaftet und auf das Erscheinen von Sharpe gewartet hatten. Lossow war froh, dass er es war und nicht Schwalbach, dieses Schwein, weiter im Süden, der die britische Infanterie ausfindig gemacht hatte.

Er blickte talaufwärts. Die gerettete Infanterie kam gut voran, denn jeder Mann hielt sich am Zaumzeug eines Kavalleristen fest. Lossow holte die übrigen einhundertfünfzig Säbel gemächlich zu sich und deckte mit ihnen den Rückzug. Er genoss die warme Sonne und salutierte vor der französischen Infanterie, die sich nun zu spät formierte, nachdem er ihnen ihr Spiel verdorben hatte.

»Mit den besten Empfehlungen des Hauses Hannover!«, rief er, doch die Knoblauchfresser verstanden kein Deutsch.

Eine Stunde später schlug Sharpe die Augen auf und entdeckte Harper, der sich über ihn beugte und ihn am Boden festhielt, und Teresa, die seine Hand hielt, und dann kam ein deutscher Soldat mit einem glühenden Stück Eisen heran, und Sharpe wusste, dass der Traum der letzten paar Minuten, in dem ein Inder ihm die Schulter mit einer Lanze durchbohrte, nichts anderes war als ein Traum. Der lächelnde Inder mit dem Turban hatte sein Spiel mit ihm getrieben, und jedes Mal, wenn Sharpe versucht hatte, sich loszureißen, war die Lanze zurückgekehrt und hatte ihn noch ein wenig höher gehievt.

»Ruhig, Captain«, sagte Harper sanft und packte fest zu.

Das Brenneisen fühlte sich an wie alle Teufel der Hölle. Sein Schrei wurde dadurch unterbrochen, dass er das Bewusstsein verlor, als sein Fleisch verbrannte und stank. Harper brauchte all seine Kraft, ihn niederzuhalten, doch dann war es geschafft, und Lossows Viehdoktor tat nickend seine Befriedigung kund. Man goss ihm Wasser ins Gesicht, ließ ihm Weinbrand in die Kehle laufen, und Sharpe öffnete die Augen, verzog das Gesicht, als ihn der Schmerz durchfuhr, und wollte sich aufrichten. Er sah Harper an.

»Du hast behauptet, das würde wieder heilen.«

»Wollte Sie nicht beunruhigen, Sir. Aber Sie sind fast verblutet.« Er lehnte Sharpe gegen einen Felsen. »Essen! Bringt das Essen her!«

Sharpe blickte auf und entdeckte einen deutschen Offizier mit zwinkernden Augen und einem angenehmen Lächeln, der auf ihn herabsah. Irgendwann war er dem Mann schon einmal begegnet. Nur wo? Dann erinnerte er sich. In dem Dorf, wo Batten von der Militärpolizei ertappt worden war. Er streckte die unversehrte Hand aus.

»Rittmeister ...«

»Lossow, Sir. Zu Ihren Diensten!«

Sharpe lächelte matt. »Unser Dank ist Ihnen gewiss, Sir.«

Der Deutsche tat diese Förmlichkeit ab. »Im Gegenteil. Wir haben Ihnen zu danken. Ein herrlicher Kampf!«

»Haben Sie jemand verloren?«

»Jemand verloren? Das waren Ulanen, Captain! Eine wütende Kröte wäre gefährlicher! Nein, wenn sie Lanzenreiter in die vorderste Reihe stellen würden und dahinter Männer mit Säbeln, wären sie vielleicht gefährlich. Aber ausschließlich Ulanen? Kein Problem für uns!«

Sharpe nickte ergeben. »Trotzdem vielen Dank.«

Lossow nahm Harper den Becher mit Eintopf ab und stellte ihn Sharpe auf den Schoß.

»Sie haben also das Gold.«

»Sie wissen davon?«

»Warum, glauben Sie, bin ich hier? Eine Patrouille im Süden, ich hier, und alles Ihnen zuliebe, Captain. Lord Wellington ist schwer hinter diesem Gold her!«

Kearsey zog die Nase hoch und sagte nichts. Sharpe nippte an dem Eintopf. Er schmeckte nach der Trockennahrung der vergangenen Woche einfach fabelhaft.

»Von mir aus kann er es haben.«

»Jaaa, aber es gibt Probleme.«

Sharpe stellte den Becher ab und setzte seine Willenskraft ein, um den Schmerz in seiner Schulter abklingen zu lassen. »Probleme?«

»Französische Patrouillen.« Lossows Hand beschrieb einen Bogen nach Westen. »Wie Flöhe auf einem Hundearsch.«

Sharpe lachte, und die Schmerzen kamen wieder, doch er zwang seine linke Hand herum, sodass sie den heißen Becher hielt, und es gelang ihm. Er löffelte sich das zähe Rindfleisch in den Mund.

»Wir müssen uns zum Heer durchschlagen.«

»Ich weiß.«

»Wir müssen.«

Er blickte nach rechts und sah einen von Lossows Männern, der seinen Degen schärfte und mithilfe von Öl und einem Stein die Kerbe glättete. Erst heute Morgen hatte er damit auf den Voltigeur eingeschlagen, und der Mann – Sharpe erinnerte sich an seine gelben Zähne – hatte seine Muskete

hochgerissen und dadurch sein Leben gerettet. »Wir müssen.«

»Wir werden es versuchen.«

Sharpe setzte Lossows Schnapsflasche an. Den Deutschen mangelte es nie an erbeutetem Weinbrand, und dieser hier floss ihm wie Sahne durch die Kehle. Er hustete.

»Was ist mit den Partisanen? Haben Sie Partisanen gesichtet?« Lossow drehte sich um und unterhielt sich kurz mit einem seiner Offiziere, ehe er sich wieder an Sharpe wandte. »Zwei Meilen entfernt, Captain. Sie bleiben auf Tuchfühlung mit uns. Die sind wohl auch hinter dem Gold her?«

Sharpe nickte. »Und hinter mir.« Er sah Teresa an und richtete dann erneut den Blick auf den Deutschen.

»Keine Sorge, Captain.« Lossow stand auf und rückte seinen Degengurt zurecht. »Sie sind in guten Händen.«

Teresa lächelte Sharpe zu, stand auf und trat zu ihm. Ihr Kleid war neuerlich um eine Handbreit kürzer geworden, und Sharpe merkte, dass man ihn verbunden hatte, nachdem das Brenneisen dafür gesorgt hatte, dass er in seiner Agonie ein zweites Mal ohnmächtig wurde. Teresa hatte immer noch das Gewehr über der Schulter und trug Tongues Munitionsbeutel und sein Bajonett am Gürtel. Lossow machte ihr Platz, damit sie sich zu Sharpe setzen konnte.

»Noch mehr Verwundete, Captain, und sie wird nackt sein!« Der deutsche Rittmeister lachte. »Wir sollten uns alle selbst verstümmeln!«

Teresa blickte Sharpe ins Gesicht und sagte zärtlich: »Der Captain hat mich bereits zu Gesicht bekommen. Nicht wahr?«

Woher wusste sie das?, dachte Sharpe. Er überlegte, ob wohl sein Fernrohr bei dem Kampf heil geblieben war, und erinnerte sich an eine französische Kugel, die seinen Tornister getroffen und ihn nach vorn geworfen hatte. Doch er konnte sich nicht dazu aufraffen, sofort nachzusehen,

sondern lehnte sich zurück, trank Weinbrand und schlief in der Sonne.

Teresa saß neben ihm und sah zu, wie die Leichte Kompanie sich ausruhte, während ein Stück entfernt hinter den festgebundenen Pferden Lossows Späher die französischen Patrouillen beobachteten, die die Täler im Westen durchkämmten. Die Leichte Kompanie würde bald weiterziehen, in westliche Richtung, doch im Augenblick konnte sie schlafen und den einen Fluss vergessen, den sie noch überqueren musste.

KAPITEL 18

In der Stadt bellten Hunde, Pferde stampften auf hölzernen Stallplanken unruhig mit den Hufen, und über die Steinstufen, die zum Vordereingang führten, schlurften die Füße der Wachtposten. In der Halle des Hauses tickte schwerfällig eine Uhr, aber in dem Raum zu ebener Erde, der von Kerzen erleuchtet wurde, war das Rascheln von Papier der einzige Laut, bis der hochgewachsene, hakennasige Mann sich zurücklehnte und mit langen Fingern auf der Tischkante trommelte.

»Die Belagerung hat noch nicht begonnen?«

»Nein, Mylord.«

Der General beugte sich vor, zog über den Tisch eine quadratische Karte zu sich heran und legte den schlanken Finger auf eine weiße Stelle in ihrer Mitte.

»Hier?«

Major Michael Hogan trat ins Licht der Kerze. Die Karte zeigte das Land um Celorico, wo sie sich befanden, und das Grenzgebiet bis Ciudad Rodrigo. Quer über die Karte verliefen die Flüsse Coa und Agueda und teilten sie in drei Teile.

Der lange Finger zeigte auf eine Stelle zwischen den Flüssen, nördlich von Almeida.

»Soweit wir es beurteilen können, Mylord.«

»Und was, bitte, ist dort?«

Der Finger des Generals entspannte sich und rutschte ziellos ein wenig tiefer, sodass er auf die Schrift am unteren Kartenrand zeigte: *Gezeichnet von Maj. Kearsey. Q'meister Gen'stab.*

Hogan stellte die überflüssige Überlegung an, wann Kearsey diese Karte gezeichnet haben mochte, doch darauf

kam es jetzt nicht an. Er holte ein Stück Papier zu sich heran.

»Vier neue französische Bataillone, Sir. Wir wissen, dass sich das 118. Frontbataillon dort aufhält, vermutlich in Sollstärke. Ein Regiment Ulanen, eines mit Chasseurs.«

Kurze Zeit herrschte Schweigen. Wellington schnaubte. »Sind hinter Nahrungsmitteln her, nehme ich an?«

»Jawohl, Mylord.«

»Und um die Stadt herum?«

Noch ein Stück Papier. »Ein lockerer Kordon, Mylord. Hauptsächlich im Süden, wo die Artillerie zusammengezogen wird. Wir wissen nur von zwei Bataillonen Infanterie, und natürlich gibt es dort Kavalleriepatrouillen.«

»Die Franzosen sind langsam, Hogan, so langsam!«

»Jawohl, Sir.«

Hogan wartete. Wenn die Franzosen langsam waren, umso besser. Die Berichte, die von Partisanen und Erkundungsoffizieren eingingen, deuteten darauf hin, dass Masséna Probleme mit der Organisation seiner Transporte hatte, mit seiner Ausrüstung für die Belagerung und vor allem mit dem Proviant. Außerdem ging ein Gerücht um, er habe seine Mätresse dabei und sträube sich, ihr komfortables Schlafgemach zu verlassen, um sich den Unbequemlichkeiten des Feldzuges zu stellen. Der General legte erneut seine Hand auf die Karte.

»Keine Neuigkeiten vom KGL?«

»Keine, Sir.«

»Verdammt, verdammt, verdammt«, stieß er leise, beinahe nachdenklich hervor.

Er nahm einen Brief zur Hand, der in London abgestempelt war, und las ihn laut vor, obwohl Hogan den Verdacht hatte, dass er den Text auswendig kannte.

»Ich wende mich im Vertrauen an Sie, wobei ich mich auf Ihre Diskretion verlasse, um Ihnen mitzuteilen, dass sich zwar das Heer in einer prekären Lage befinden mag, dass

jedoch die unsere ihr in nichts nachsteht. Eine überhandnehmende Opposition, eine böswillige Presse und ein siecher Monarch tragen die Schuld daran, dass wir nicht hoffen können, vor dem Herbst weitere Gelder bewilligt zu bekommen. Wir sind auf Ihre eigenen Bemühungen angewiesen.« Er legte den Brief nieder, als wolle er die Befürchtungen der neuen Regierung abtun, und sah erneut die Karte an. »Ich frage mich, wo er bleibt.«

Es sah dem General nicht ähnlich, dachte Hogan, seinen Sorgen Ausdruck zu verleihen. »Wie ich ihn kenne, Sir, und ich kenne ihn gut, wird er Almeida vermeiden und auf direktem Wege herkommen.«

»In Almeida wäre er besser dran.«

»Das schon, Euer Lordschaft, aber damit hat niemand gerechnet. Und in zwei Tagen ...« Hogan zuckte mit den Schultern. In zwei Tagen würde der Feind die Stadt ebenso wirksam abgeriegelt haben wie das ganze Land.

Der General runzelte die Stirn und klopfte mit den Fingern auf den Tisch. »Soll ich Cox vorwarnen?«

Diese Frage war an ihn selbst gerichtet, nicht an Hogan, aber der Ire wusste, worum es Wellington ging. Je weniger Leute von dem Gold wussten, desto besser. Die spanische Regierung, ein machtloser, obskurer Haufen drüben in Cádiz, würde davon ausgehen, dass das Gold von den Franzosen erbeutet worden war, als die Armee im Norden zerschlagen wurde. Und wenn sie nun herausgefunden hätten, dass ausgerechnet ihre Verbündeten, die Briten, es entwendet hatten? Nein. Die Finger des Generals schlugen mit einer gewissen Endgültigkeit auf den Tisch. Er würde dem Kommandeur von Almeida nicht noch ein Problem aufladen.

»Wenn Sharpe überhaupt noch am Leben ist, Hogan, wollen wir annehmen, dass er sich so verhält, wie Sie sagen. Dass er Almeida meidet.« Er schob das Problem vorerst beiseite und blickte zu dem Iren auf. »Wie geht die Arbeit voran?«

»Nun, Mylord, ausgezeichnet. Allerdings ...«

»Ich weiß. Das Geld. Hat es noch eine Woche Zeit damit?«

»Zehn Tage.«

Wellington zog in gespielter Überraschung die Brauen hoch. »Das ist eine gute Nachricht. Hoffen wir auf mehr in dieser Art.«

Er wandte sich anderen Angelegenheiten zu, unter anderem einem Stabsbefehl, wonach Urlaube in Lissabon für Frontoffiziere auf vierundzwanzig Stunden zu begrenzen waren. Wenn sie innerhalb dieser Zeit keine Frau finden konnten, behauptete der General, sei es unnötig, dass sie als Zuschauer dablieben. Nur eine Ausnahme gab es. Die blauen Augen richteten sich auf Hogan.

»Wenn dieser verdammte Halunke wiederkommt, geben Sie ihm einen Monat.«

Der verdammte Halunke hielt, mit schmerzender Schulter und einem Gefühl unendlicher Frustration auf einem Pferd sitzend, soeben Einzug in die komplizierten Verteidigungsanlagen von Almeida. Lossow ritt neben ihm her.

»Tut mir leid, Sharpe. Wir hatten keine andere Wahl.«

»Ich weiß. Ich weiß.«

Es stimmte schon, so schwer es ihm auch fiel, das zuzugeben. Jeder ihrer Vorstöße war von den verdammten Franzosen abgefangen worden, die inzwischen überall zu sein schienen. Zweimal waren sie verfolgt worden, hatten dabei einen deutschen Reiter verloren, und am Ende hatten sie, erschöpft und gejagt, in der Stadt Schutz gesucht. Sharpe hatte die Absicht geäußert, draußen auszuharren und nur des Nachts zu marschieren, aber die Franzosen wussten Bescheid, und ihm war klar, dass es keinen Sinn hatte, sich am Ostufer des Coa im Kreis herumhetzen zu lassen.

Mit Harz getränkte Strohfackeln brannten flackernd und rauchend in dem tunnelförmigen Zugang und warfen gespenstische Schatten auf die portugiesischen Infanteristen, die das gewaltige Tor geöffnet hatten und nun zusahen, wie die müden Männer auf Pferden oder zu Fuß die Stadt betraten. Die Innenseite von Sharpes Beinen war wund. Er war kein geübter Reiter, aber Lossow hatte darauf bestanden. Das Gold war auf die Rücken der Pferde umgeladen worden. Die Deutschen passten darauf auf, und Sharpe betrachtete ihre wachen Gesichter. Dann wandte er sich an Lossow.

»Warum reiten wir nicht gleich weiter? Am anderen Ende wieder hinaus?«

Lossow lachte. »Die brauchen Futter. Die Pferde, meine ich. Eine gute Maismahlzeit, und sie werden den französischen Linien zusetzen wie der Tripper einem Regiment. Wir ziehen morgen früh weiter, ja?«

»Bei Tagesanbruch?«

»Ja, mein Freund. Bei Tagesanbruch.«

Es bestand also Hoffnung. Die Franzosen hatten Almeida immer noch nicht umzingelt. Sie hatten die letzten paar Meilen zurückgelegt, ohne belästigt zu werden, daher nahm Sharpe an, dass sich die Kavalleriepatrouillen auf den Norden konzentrierten. Am südlichen Himmel, jenseits der gedrungenen Burg, sah er Feuer glühen und schloss daraus, dass die Franzosen das ebenere Gelände gewählt hatten, um darauf ihre Artillerie aufzubauen. Im Westen, wo der Fluss so verlockend nahe war, hatte er keine Feuer gesehen, außer in der Ferne, und das waren britische Lagerfeuer. So nahe lag der Erfolg.

Kearsey führte, wiederum auf einem geliehenen Pferd, die Marschkolonne auf die Plaza. Schloss und Kathedrale standen in der Nähe des nördlichen Tors, durch das sie gekommen waren, und der große zentrale Platz schien in der Stadt der einzige Ort zu sein, an dem etwas los war. Sharpe hielt Ausschau nach Knowles.

»Lieutenant?«
»Sir?«
»Gehen Sie in die Stadt hinunter. Dort finden Sie Quartiere. Brechen Sie einfach ein Haus auf.« Es gab Dutzende leer stehender Häuser. »Anschließend kommen Sie wieder hierher zu mir. Sergeant?«
Harper trat neben das Pferd, und Sharpe zeigte auf Teresa. »Sie wird eine Unterkunft brauchen. Ich schließe mich wieder der Kompanie an, sobald ich hier fertig bin.«
Harper grinste. »Jawohl, Sir.«
In Cox' Hauptquartier brannte kein Licht, und Kearsey, Sharpe und Lossow mussten auf einem hallenden Flur warten, während ein verschlafener Adjutant hinaufging. Der deutsche Offizier grinste.
»Im Bett! Der Glückliche!«
»Major!« Cox stand mit zerzaustem Haar am oberen Rand der Treppe. Er trug einen langen roten Schlafrock, der um die Taille herum zugebunden war. »Sie sind zurück! Einen Moment! Gehen Sie doch in den Salon. Kerzen!«
Sharpe zog einen schweren Samtvorhang auf und konnte auf der anderen Seite der Plaza die dunklen Umrisse der gedrungenen Kathedrale sehen. Hinter ihm ging es geschäftig zu. Portugiesische Bedienstete brachten Kerzen, Wein und diverse Speisen. Er ließ den Vorhang los und nahm erschöpft in einem tiefen, bequemen Sessel Platz. Morgen, dachte er, geht es wieder auf die Straße. Eine letzte Anstrengung, ein letzter Überraschungsangriff, und es war geschafft. Er schenkte sich Wein ein, bot Lossow davon an und ignorierte den missbilligenden Blick, mit dem Kearsey ihn bedachte.
Die Tür ging auf.
»Sie haben sich schon selbst bedient. Gut!« Cox hatte Hemd und Hose übergezogen und sein Haar gebürstet. Er lächelte Sharpe liebenswürdig zu. »Captain. Rittmeister Lossow. Was kann ich für Sie tun?«

Sharpe setzte sich überrascht auf. Wusste Cox etwa nicht Bescheid? Er und Lossow sahen einander an, dann wandten sie sich Kearsey zu, in der Erwartung, dass der das Wort ergreifen würde, doch der Major saß mit zusammengepressten Lippen da. Sharpe stellte seinen Wein ab.

»Sie wissen von dem Gold, Sir?«

Cox nickte. Ein Schatten, der auf sein Gesicht fiel, verbarg seine Miene, aber Sharpe glaubte zu erkennen, dass sie zurückhaltend war. »Ich weiß davon, Captain.«

»Wir haben es, Sir. Wir müssen es nach Celorico schaffen. Wir wollen den Pferden Futter geben, uns ausruhen und bei Tagesanbruch wieder abziehen. Mit Ihrer Erlaubnis, Sir, hätten wir gern das westliche Tor eine Stunde vor Morgengrauen geöffnet.«

Cox nickte, beugte sich vor und goss sich ein kleines Glas Wein ein. »Wem gehört das Gold?«

Sharpe spürte, wie sich die immense Bürde erneut auf seine Schultern legte. »Ich unterstehe General Wellingtons Befehl, Sir. Meine Befehle besagen, dass ich das Gold zu ihm bringen soll.«

Cox zog ruckartig die Brauen hoch. »Gut! Dann zeigen Sie mal diese Befehle vor!«

Sharpe warf Kearsey einen Blick zu, worauf der errötete. Der Major räusperte sich. »Die Befehle wurden aus Versehen vernichtet, Sir. Captain Sharpe trifft daran keine Schuld.«

Cox' Hoffnungen schienen zu schwinden. Er beäugte Kearsey über den Rand seines Weinglases. »Sie haben sie gesehen? Wie war der Wortlaut?«

»Dass alle Offiziere verpflichtet seien, Captain Sharpe behilflich zu sein«, sagte Kearsey mit neutraler Stimme.

Cox nickte. »Und dass Sharpe mit dem Gold zu Lord Wellington unterwegs ist, stimmt's?«

Sharpe nickte, doch Kearsey mischte sich ein. »Davon war in den Befehlen nicht die Rede, Sir.«

»Um Himmels willen, Sir!«, explodierte Sharpe, aber Cox schlug mit der Faust auf den Tisch.

»War in Ihren Befehlen ausdrücklich die Rede von dem Gold?«

»Nein, Sir.«

Sharpe verfluchte Kearsey wegen seiner haarspalterischen Ehrlichkeit. Ohne die letzte Bemerkung des Majors hätte die Leichte Kompanie binnen weniger Stunden den Heimweg antreten können. Cox' Finger schlugen einen Trommelwirbel auf die Tischfläche.

»Ich habe da ein Problem, meine Herren.« Er zog einige Papiere zu sich heran und murmelte etwas von Ordnung. Dann hob er ein dickes Stück Pergament hoch, das mit einem schweren Wachssiegel verschlossen war, und schwenkte es im Kerzenschein. »Ein Ersuchen der spanischen Regierung, also unserer Verbündeten, das Gold nicht durch britische Hände gehen zu lassen. Verdammt seltsame Angelegenheit, fürwahr.«

Lossow hüstelte. »Seltsam, Sir?«

Cox nickte. »Der Bursche trifft heute ein, in voller Gala, und erzählt mir von dem Gold. Ich höre zum ersten Mal davon. Er hat eine Eskorte dabei, um es mitzunehmen. Spanischer Oberst. Mit Namen Jovellanos.«

Sharpe sah Kearsey an. Er wusste, was das bedeutete. »Jovellanos?«

»El Católico.« Kearsey streckte die Hand nach dem Pergament aus und hielt das Siegel ans Licht, ehe er den Text durchlas. »Alles in Ordnung, Sir. Das Dokument ist echt.«

»Wie zum Teufel kann es in Ordnung sein?« Sharpe ballte die rechte Hand zur Faust. »Es handelt sich um einen verfluchten Banditen! Einen Betrüger! Er hat das verdammte Ding selbst verfasst! Wir, Sir, haben Befehl vom General. Von Lord Wellington persönlich. Das Gold wird nach Celorico gebracht!«

Cox, der bisher so freundlich gewesen war, betrachtete Sharpe mit gerunzelter Stirn. »Kein Grund, ausfallend zu werden, Captain Sharpe. Oberst Jovellanos ist hier, er ist mein Gast.«

»Aber, Sir ...«, mischte sich Lossow ein und warf Sharpe einen mitfühlenden Blick zu, »... Captain Sharpe sagt die Wahrheit. Man hat uns mitgeteilt, wie wichtig dieses Gold sei. Und dass es zu Lord Wellington muss.«

Cox atmete tief ein und wieder aus, tippte mit der Fußspitze auf den Boden. »Gottverdammt, meine Herren, mir steht eine Belagerung bevor, die jeden Tag beginnen kann. Die feindlichen Kanonen sind bereits in Sicht, die Stellungen werden ausgehoben, und Sie kommen mir mit so etwas?«

Sharpe wiederholte trotzig: »Wir haben eindeutige Befehle, Sir.«

»Behaupten Sie.« Cox nahm erneut das Pergament zur Hand. »Gibt es eine Junta für Kastilien?«

Kearsey nickte. »Jawohl, Sir.«

»Und handelt Joaquin Jovellanos mit ihrer Genehmigung?«

Kearsey nickte wieder.

»Und das Gold gehört den Spaniern?«

Noch ein Nicken.

Das Pergament fiel auf den Tisch. »Mir hat der General für diesen Fall keine Befehle gegeben!«

Sharpe seufzte. Ein englischer General im portugiesischen Heer, der es mit einem spanischen Oberst, einem englischen Captain, einem deutschen Kavallerieoffizier und spanischem Gold zu tun bekam und keine entsprechenden Befehle hatte. Da fiel ihm etwas ein.

»Sir, funktioniert der Telegraf?«

Lossow schnippte mit den Fingern. Cox fixierte den Deutschen mit gerunzelter Stirn. »Ja, Captain. Jenseits des Flusses, bei Pinhel, gibt es eine Relaisstation.«

»Wann kann die erste Meldung abgehen?«

Cox zuckte mit den Schultern. »Das hängt vom Wetter ab. Normalerweise eine Stunde nach Sonnenaufgang.«

Sharpe nickte ungeduldig. »Würden Sie in Betracht ziehen, Sir, dem General eine Nachricht zu schicken und um Befehle bezüglich des Goldes zu bitten?«

Cox blickte ihn an, zuckte erneut mit den Schultern. »Natürlich. Gleich morgen früh?«

»Ja, bitte, Sir.«

Cox stand auf. »Gut! Problem gelöst. Ich werde Oberst Jovellanos morgen davon unterrichten, und Sie können die Nacht über schlafen. Ich muss sagen, Sie sehen aus, als hätten Sie es nötig. Gütiger Himmel.« Er nahm Sharpes Schulter in Augenschein. »Sie sind ja verwundet!«

»Wird schon wieder heilen, Sir.« Sharpe trank seinen Wein aus. Er wollte verdammt sein, wenn er sich von den Geboten der Höflichkeit davon hätte abhalten lassen. Und Wellington sollte ebenfalls verdammt sein, weil er nicht bereit gewesen war, sich in die Karten sehen zu lassen, und dadurch Cox, einen anständigen Mann, in diese heikle Lage gebracht hatte. »Sir?«

Cox wandte sich an der Tür noch einmal um. »Sharpe?«

»Aus wie viel Mann besteht Oberst Jovellanos' Eskorte?«

»Zweihundert, Sharpe. Gott schütze mich, denen möchte ich nicht in einer dunklen Gasse begegnen.«

Ich auch nicht, dachte Sharpe. Ich auch nicht. Er stand auf und wartete, bis der Kommandeur der Garnison gegangen war. Wo ist El Católico?, fragte er sich. Lag er im Obergeschoss und schlief? Oder hielt er hinter einem verdunkelten Fenster Ausschau?

Lossow zumindest verstand ihn. »Meine Männer übernehmen heute Nacht den Wachdienst.«

Sharpe lächelte dankbar. »Und morgen?«

Der Deutsche zuckte mit den Schultern und setzte sich den hohen Kalpak mit dem Federbusch auf. »Wenn wir nicht in der Morgendämmerung aufbrechen können, dann eben in der Abenddämmerung, mein Freund.«

Cox steckte noch einmal den Kopf durch die Tür. »Ich vergaß! Wie nachlässig von mir! Sie werden doch hierbleiben, meine Herren? Meine Adjutanten können Sie unterbringen.«

Kearsey nahm dankend an, aber Sharpe und Lossow baten darum, zu ihren Männern zurückkehren zu dürfen. Cox wünschte ihnen an der Vordertür eine gute Nacht, wie ein Gastgeber, der sich nach einem Bankett herzlich von Gästen verabschiedet. »Und schlafen Sie gut! Die Nachricht geht gleich morgen früh als Erstes ab!«

Knowles und Harper warteten draußen. Sie waren in Begleitung zweier Deutscher, einer davon ein tonnenförmiger Feldwebel, der grinste, als ihm mitgeteilt wurde, dass die Partisanen in der Stadt seien. Lossow sah erst seinen Feldwebel, dann Harper an.

»Ein schönes Paar!«

»Ich setze auf den Iren«, sagte Sharpe ohne beleidigende Absicht, und Lossow lachte.

»Nach Hause. Ins Bett!«

Knowles hatte seine Sache gut gemacht. Er hatte ein großes Haus aufbrechen lassen, das nicht nur die Pferde der Deutschen beherbergen konnte, sondern auch alle Mannschaften, und im zweiten Stock befand sich hinter einer großen, glänzend polierten Tür ein Schlafzimmer mit einer Federkernmatratze, einem Bett mit Baldachin und Teppichen, in dem es nach altem Holz und frischen Laken roch. Sharpe machte die Tür zu, schloss den Lärm seiner Männer aus, die gemeinsam mit den Deutschen dem Wein zusprachen, und sah Teresa an.

»El Católico ist hier.«

Sie nickte. »Was hattest du erwartet?«

Er schnallte seinen Gürtel ab, knotete die verblasste rote Schärpe auf und merkte, dass seine Schulter zu steif und schmerzend war, als dass er sich richtig hätte ausziehen können. Teresa sah es und zog das Laken weg, und er entdeckte, dass sie bereits nackt war. Sie kam zu ihm, half

ihm und stieg an seiner Seite wieder in das riesige, weiche Bett. Sharpe lag flach auf dem Rücken, und Teresa stützte sich neben ihm auf den Ellbogen auf. »Was will er?«

»Später«, sagte Sharpe. »Später.« Sein rechter Arm war unversehrt, und er benutzte ihn, um die junge Frau auf sich zu ziehen. Er spürte, wie ihr Haar zu beiden Seiten seines Gesichts herabfiel, wie ihre Hände die Narben auf seinem Rücken ertasteten. Ihr Mund lag an seinem Ohr.

»Darf ich das Gewehr behalten?«

»Alles gehört dir«, sagte er. »Dir allein.« Und so war es auch.

KAPITEL 19

Ihre Finger berührten die Narben, die er von der Auspeitschung zurückbehalten hatte. »Wer hat das getan?«

»Ein Mann namens Morris und ein Sergeant. Hakeswill.«

»Warum?«

Er zuckte mit den Schultern. »Sie haben gelogen.«

»Du hast sie getötet?«

»Noch nicht.«

Sie nickte langsam. »Aber du wirst es tun?«

»Das werde ich.« Es war noch nicht Morgen, aber der Himmel hatte jene graue Leuchtkraft, die dem ersten Licht vorausgeht.

Sharpe wollte frühzeitig am Telegrafen sein. Es widerstrebte ihm, sich zu bewegen, den warmen Körper neben sich zu verlieren, aber im Haus regten sich die anderen, und ein Hahn, der auf dem Innenhof krähte, ließ ihn auffahren. Er legte sich wieder hin, gönnte sich noch fünf Minuten und zog Teresa an sich.

»Hat Hardy dich begehrt?«

Sie lächelte, sagte etwas auf Spanisch, und er nahm an, dass sie fragte, ob er eifersüchtig sei. »Nein.«

Sie nickte, zog die Schultern hoch. »Ja. Er hat mich begehrt.«

»Und du?«

Sie lachte. »Nein, Joaquin war ständig in der Nähe.«

Joaquin, zur Hölle mit Joaquin Jovellanos, El Católico, Oberst und Gauner. Das Mädchen hatte ihm, als sie erhitzt und schweißgebadet in dem breiten Bett gelegen hatten, von seinem Vater erzählt, von El Católico, von der Schwierigkeit, in den Bergen zu überleben, wenn der Feind

überall ist und es keine Gesetze gibt und keine Regierung. Ihr Vater, sagte Teresa nun, sei gutwillig, aber schwach.

»Schwach?« Sharpe zuckte zusammen, als er sich halb aufrichtete.

»Er war einmal stark.« Teresa hatte immer noch Probleme mit dem Englischen und darum hilflos mit den Schultern gezuckt.

Sharpe half ihr. »Und El Católico?«

Sie lächelte, strich sich das Haar aus den Augen. »Er will alles. Die Männer meines Vaters, Land, Geld, mich. Er ist stark.«

Irgendwo quietschte eine Tür, die an alten Scharnieren befestigt war, Stiefel überquerten den Innenhof, und Sharpe wusste, es war an der Zeit für ihn aufzustehen.

»Und du?«

Ihre Hand betastete seine Narben. »Wir werden kämpfen, Ramon, ich, Vater. Joaquin denkt nur daran, was danach passieren wird.«

»Danach?«

»Wenn wieder Frieden herrscht.«

»Und du?« Ihr Haar hatte einen weiblichen Duft, und seine Hand ruhte auf ihrer langen, muskulösen Taille.

»Ich habe Lust, Franzosen zu töten.«

»Dazu wirst du Gelegenheit haben.«

»Ich weiß.«

Als sie mit einem plötzlichen Lächeln zu ihm aufblickte, wünschte er sich, dass sie nicht fortgehen möge. Er konnte, entschied er, mit dieser Frau glücklich sein. Doch er musste innerlich lachen, als ihm einfiel, dass er über Josefina ähnlich gedacht hatte.

»Warum lächelst du?«

»Aus keinem besonderen Grund.«

Er schwang die Beine aus dem Bett, holte seine zerknitterte Uniform heran und legte sie aufs Bett. Sie zog die Jacke an sich und knöpfte die Tasche auf.

»Was ist das?« Ein silbernes Medaillon lag in ihrer Hand.

»Ein Medaillon.«
Sie schlug nach ihm. »Das weiß ich selbst.« Sie öffnete es und sah darin das Bild des goldhaarigen Mädchens mit dem großzügigen Mund. »Wer ist das?«
»Eifersüchtig?«
Sie schien zu verstehen und lachte. »Wer ist sie?«
»Jane Gibbons.«
Sie äffte ihn nach. »Jane Gibbons. Wer ist sie? Wartet sie auf dich?«
»Nein. Ich bin ihr nie begegnet.« Sie betrachtete das Miniaturporträt. »Sie ist hübsch. Wirklich nie?«
»Nie.«
»Warum hast du das Medaillon dabei?«
»Ich kannte ihren Bruder.«
»Ah.« Freundschaft, darauf verstand sie sich. »Ist er tot?«
»Ja.«
»Die Franzosen?« Sie sprach das Wort wie üblich mit einem gehässigen Beiklang aus.
»Nein.«
Seine knappen Antworten schienen sie zu ärgern. »War er ein Soldat?«
»Ja.«
»Wie ist er dann gestorben?«
Sharpe streifte seine französische Uniformhose über. »Ich habe ihn getötet.«
»Du?«
Sharpe blieb eine Weile stumm. »Nein. Der Sergeant hat ihn getötet. Ich habe den anderen umgebracht.«
»Welchen anderen?« Sie setzte sich auf und kniff die Augen zusammen, als er den Vorhang aufzog.
Auf der anderen Straßenseite stand eine reich ornamentierte Steinkirche, deren Glockenturm über eine Leiter zu erreichen war. Der Soldat in Sharpe vermerkte automatisch, dass das Kirchendach eine Plattform mit Zugang zur Leiter haben musste, eine potenzielle Feuerstellung.

»Sie waren Feinde. Sie haben einem Freund Leid angetan.«

Sie durchschaute diese Halbwahrheit. »Eine Frau?«

Er nickte. »Nicht meine.« Noch eine Halbwahrheit, aber als die beiden Lieutenants endlich tot waren, hatte sich Josefina bereits Hardy zugewandt.

Sie lachte. »Du bist ein guter Mann, Richard.«

»Ich weiß.«

Er grinste sie an, nahm das Medaillon und steckte es wieder in die Tasche. Warum hatte er es behalten? Weil Gibbons' Schwester so schön war? Oder war es inzwischen sein Talisman, sein Amulett gegen die tödliche Lanze und El Católicos Degen? Teresa half ihm, seine Jacke zuzuknöpfen.

»Du kommst doch wieder?«

»Ich komme wieder. Die Soldaten sind hier. Dir droht keine Gefahr.«

Sie beugte sich aus dem Bett, hob das Gewehr auf. »Mir droht keine Gefahr.«

Er ließ sie mit einem Gefühl des Verlustes im Schlafzimmer zurück und ging nach unten, wo das Herdfeuer loderte und Lossow aus einer irdenen Flasche Bier trank. Der deutsche Rittmeister grinste Sharpe zu.

»Eine gute Nacht gehabt, mein Freund?«

Knowles verzog das Gesicht, und Harper blickte an die Decke. Sharpe knurrte etwas, das sich sogar einigermaßen höflich anhörte, und trat ans Feuer. »Tee?«

»Hier, Sir.« Harper schob einen Becher über den Tisch. »Gerade frisch aufgegossen.«

Ein Dutzend Kompaniesoldaten hielt sich in der Küche auf, dazu einige Deutsche. Sie säbelten mit Messern an dem frischen Brot herum und schienen überrascht, dass Töpfe mit Butter, frischer Butter, auf dem Tisch standen. Sharpe scharrte am Herd stehend mit den Füßen, und seine Männer sahen hoch.

»Das Mädchen.« Er fragte sich, ob man ihm seine Verlegenheit anmerkte. Wie auch immer, die Männer

schienen sich nicht daran zu stören. »Kümmert euch um sie, bis ich zurück bin.«

Sie nickten, grinsten ihm zu, und plötzlich war er ungeheuer stolz auf sie. Teresa war bei ihnen in Sicherheit, was für Halunken sie auch sein mochten, ebenso wie der riesige Goldschatz bei ihnen in Sicherheit war. Er hatte nie darüber nachgedacht, jedenfalls nicht im Detail, aber nun fiel Sharpe ein, dass die meisten Offiziere ihren Männern dieses Gold niemals anvertraut hätten. Sie hätten mit Deserteuren rechnen müssen, damit, dass die Versuchung einer solchen Menge Geld einfach zu viel wurde. Sharpe dagegen hatte sich darum nie Sorgen gemacht. Dies waren seine Männer, war seine Kompanie, und er vertraute ihrem Können sein Leben an, warum also nicht Gold oder ein Mädchen?

Robert Knowles räusperte sich. »Wann werden Sie zurück sein, Sir?«

»In drei Stunden.« Eine Stunde, bis die Nachricht abgeschickt werden konnte, eine Stunde, bis die Antwort eintraf, und dann noch eine Stunde, um mit Cox die Einzelheiten zu besprechen. »Haltet Ausschau nach El Católico. Er ist hier. Sorgen Sie für Wachtposten, Robert, die ganze Zeit, und lassen Sie niemanden herein, niemanden!«

Die Männer grinsten und lachten, als sie daran dachten, wie sie mit jedem verfahren konnten, der ihnen in die Quere kam, und Lossow klatschte in die Hände.

»Wir überraschen die Spanier, ja? Sie glauben, sie hätten das Gold sicher? Aber sie wissen nicht über den Telegrafen Bescheid. Ah! Die Wunder des modernen Krieges.«

Es war kalt auf der Straße, der Himmel noch immer dunkelgrau. Aber als Sharpe, Lossow und Harper die letzten Stufen zur Brustwehr der Burg erklommen, sahen sie, wie der östliche Himmel im Licht der herannahenden Sonne erstrahlte. Der Telegraf war unbesetzt, die Schafsblasen am Mast festgezurrt. In dem grauen Licht fühlte sich Sharpe an

einen Galgen erinnert. Der Wind zauste die Seile und ließ sie einen einsamen Zapfenstreich gegen den Mast trommeln.

Die aufgehende Sonne vernichtete die Überbleibsel der Nacht, stand grell über dem östlichen Bergland und warf ihr frühes Licht auf das Land um Almeida. Wie zu ihrer Begrüßung erklangen nun Hornsignale und Rufe von der Mauer. Lossow klopfte Sharpe auf die heile Schulter und deutete gen Süden.

»Sehen Sie nur!«

Die Hörner hatten auf die offizielle Eröffnung der Belagerung reagiert. Das Warten hatte ein Ende. Durch sein unbeschädigtes Fernrohr sah er, dass das Morgenlicht einen Wall frischer Erde enthüllt hatte, den man tausend Yards vor den Befestigungsanlagen aufgehäuft hatte. Dies war die erste französische Batterie, und Sharpe entdeckte die winzigen Gestalten von Männern, die weitere Erde aufwarfen und die Oberkante des Walls mit großen Faschinen befestigten. Es war Jahre her, seit er es im Krieg mit einer Faschine zu tun gehabt hatte, einem mächtigen Reisigzylinder, dessen Inneres mit Erde gefüllt war und der Männern und Kanonen Schutz vor der feindlichen Artillerie bot. Die portugiesischen Kanoniere hatten den frischen Erdwall gesehen und rannten nun an der Stadtmauer entlang.

Lossow schlug mit der Faust auf die Brustwehr. »Feuer! Ihr Halunken!«

Eine portugiesische Mannschaft auf der Stadtmauer schien ihn gehört zu haben, denn nun ertönte das dumpfe Krachen einer Kanone, und Sharpe sah durch sein Fernglas Erde hochfliegen, wo die Kugel direkt vor der französischen Batterie auftraf. Die Kugel selbst musste über den Wall gehüpft sein, und er wusste, dass die portugiesischen Kanoniere mit sich zufrieden sein würden. Nach zwei weiteren Schüssen würde das Rohr ihrer Kanone heiß sein, was ihre Reichweite vergrößerte. Er horchte auf den nächsten Schuss, sah ihn ein Stück hinter dem ersten

niedergehen und beobachtete, wie sich die französischen Soldaten beeilten, in Deckung zu gehen.

»Der nächste.«

Er legte das Fernrohr ab und richtete sich auf. Über den Dächern der Stadt sah er den Rauch der Kanone im Wind verwehen, entdeckte eine weitere Rauchwolke, hörte eine Sekunde später den Knall und sah, wie die Faschinen durch die Luft flogen.

»Bravo!« Lossow klatschte in die Hände. »Das hat sie fünf Minuten aufgehalten!«

Sharpe nahm erneut das Fernrohr zur Hand und ließ es in südlicher Richtung schweifen. Es waren nur wenige Franzosen zu sehen – die neue Batterie, achthundert Yards dahinter ein Feldlager und ein paar Gestalten zu Pferde, die weit außerhalb der Reichweite der verteidigenden Kanonen die Stadt umkreisten. Der eigentliche Ansturm hatte immer noch nicht begonnen, das vorsichtige Ausheben schräger Schützengräben, mittels derer die Infanterie in Schussweite der Bresche gelangen würde, die die Franzosen mit ihren zahllosen Batterien schwerer eiserner Belagerungskanonen in die Mauern zu schlagen hofften. Und inzwischen würden die Haubitzen, unzerstörbar in ihren tiefen Gruben hockend, Tag für Tag die Stadt bombardieren. Er wandte sich nach Westen, der Straße zu, die zum Coa führte. Abgesehen von einer aufgeschaufelten Barrikade hatten die Franzosen keinen ernsthaften Versuch unternommen, sie zu blockieren. Das war erst in ein bis zwei Tagen dran, wenn die eigentliche Belagerung anfing. Er reichte das Glas an Lossow weiter.

»Das können wir schaffen.«

Der Deutsche sah sich die Straße an und lächelte. »Das wird ein reines Vergnügen.«

Auf der steinernen Treppe erklangen Schritte. Ein junger Midshipman trat mit einem dicken Butterbrot auf die Brustwehr und wirkte überrascht, dort Männer warten zu sehen. Er hielt sein Butterbrot mit dem Mund fest, salutierte, nahm dann wieder das Brot zur Hand.

»Morgen, Sir.«
Er legte den Stapel Bücher ab, den er unter dem anderen Arm hatte.
»Morgen.« Sharpe hielt den Jungen für nicht älter als fünfzehn. »Wann fängst du zu senden an?«
»Sobald die Meldungen eingetroffen sind, Sir.«
Sharpe zeigte auf die Bücher. »Was ist das?«
»Lehrbücher, Sir. Grundlagen der Navigation. Ich muss bald ins Examen, Sir, obwohl ich nicht zur See fahre.«
»Du solltest dich zu den Rifles melden.« Harper hob eines der Bücher auf. »Wir stopfen uns nicht die Köpfe voll mit Mathematik.«
Sharpe blickte gen Westen. »Wo ist die Relaisstation?« Der Junge deutete nach Nordwesten. »Zwischen den zwei Hügeln, Sir. Am anderen Flussufer, auf einer Kirche.«
Sharpe richtete das Glas in die angegebene Richtung, drückte es, um es ruhig zu halten, gegen den Telegrafenmast und entdeckte in weiter Ferne, kaum größer als ein Staubkorn, die winzige Telegrafenstation. »Wie zum Teufel entziffert ihr die Nachrichten?«
»Hiermit, Sir.« Der Junge schloss eine Truhe am Fuß des Mastes auf und holte einen eisernen Dreifuß mit einem Fernrohr heraus, das zweimal so groß war wie das von Sharpe. Lossow lachte.
»Danke, Rittmeister«, sagte Sharpe trocken. Er konnte Lossow gut leiden, war jedoch nicht so sicher, was den Humor des Mannes anging. Harper schien sich darüber zu freuen.
Auf dem Platz vor der Kathedrale sah Sharpe die Gestalten zweier Offiziere, die sich der Burg näherten.
»Sind das deine Meldungen?«
Der Matrose beugte sich vor. »Jawohl, Sir. Captain Charles bringt sie meistens herauf.«
Während Sharpe noch hinabblickte, sah er drei Männer, die ein Pulverfass aus der Kathedrale rollten, über die Plaza und auf das Gewirr der Straßen zu. Er nahm an, dass die

Kanoniere auf der Mauer nur geringe Pulvermengen bereithielten, weil sie sich vor einem Funken und einer Explosion fürchteten, die den Franzosen wochenlange Arbeit ersparen würde. Daher würden ständig Soldaten damit beschäftigt sein, Schwarzpulver aus der Kathedrale zu holen und es bei den Kanonieren abzuliefern, die auf den Mauern schwitzten. Er war froh, dass er die Belagerung nicht mitzuerleben brauchte, schon allein wegen des hilflosen Gefühls, mit ansehen zu müssen, wie die Schützengräben immer näher kamen und die Belagerungskanonen langsam, aber mit ungeheurer, zerstörerischer Gewalt ihre Schüsse abgaben.

»Guten Morgen! Sie müssen Sharpe sein!« Captain Charles, der in Begleitung eines portugiesischen Offiziers eingetroffen war, machte einen fröhlichen Eindruck. Er sah den Midshipman an. »Morgen, Jeremy. Gut geschlafen?«

»Jawohl, Sir.« Der Midshipman hatte das Fernrohr aufgebaut und auf den fernen Mast gerichtet. »Augenblick, Sir.«

Er blickte eine Sekunde lang durch das Glas, eilte dann zum Mast, löste die Seile, an denen die Blasen festgemacht waren, und zog nacheinander daran, sodass die schwarzen Säcke bis zu den Rollen des Flaschenzuges an den Querstangen hinaufschossen und dann wieder herabsausten.

»Was war das?«, fragte Sharpe.

»Hab nur guten Morgen gewünscht, Sir.« Der Midshipman ließ drei Blasen unten, drei wurden hochgezogen. »Das bedeutet, dass wir demnächst senden, Sir«, fügte er hilfsbereit hinzu.

Sharpe spähte durch das große Fernrohr. Der weit entfernte Turm, der nun wesentlich näher herangerückt war, wies zwei schwarze Punkte auf, die gleich hoch auf halber Höhe des Mastes schwebten, vermutlich das Signal, dass man bereit sei, eine Nachricht zu empfangen.

»Hier, Jeremy.« Charles überreichte dem Jungen das erste Blatt, und der eilte zu den Seilen, zog sie hoch und ließ sie wieder fallen, wobei er manchmal auf das Blatt sah, das Captain Charles ihm gegeben hatte, jedoch das meiste aus dem Gedächtnis übermittelte. Der Captain aus Cox' Stab wies mit dem Daumen auf den Midshipman. »Flinker kleiner Bursche, wie? Waren früher zu zweit, aber der eine hat sich die Pocken geholt. Ist uns gestorben.«

Sharpe sah dem Matrosen über die Schulter auf das Blatt Papier und las: 48726, 91858, 38197.

»Verschlüsselt.« Captain Charles strahlte ihn an. »Schlau, nicht wahr?«

»Und wie ist der Wortlaut?«

Der Captain aus dem Stab, dessen Manschetten mit Goldspitze besetzt waren, legte den Finger an die Nase. »Kann ich Ihnen nicht sagen, mein Lieber. Streng geheim. Vermutlich heißt es, dem General sei der Rum ausgegangen. Erbitten dringend Nachschub. So was in der Art.«

»Ist das nicht die Nachricht wegen des Goldes?«

»Gold? Davon weiß ich nichts. Nur drei Meldungen heute Morgen. Diese hier teilt dem General mit, dass seit gestern das 68. Frontregiment vor den Toren steht. Diese ist der tägliche Bericht über den Munitionsstand, und in der letzten geht es um die französische Batterie.«

»Allmächtiger!« Sharpe machte sich auf in Richtung Treppe, aber Lossow legte ihm die Hand auf den Arm.

»Ich gehe.« Der Deutsche blickte ernst. »Bleiben Sie hier.«

Harper stellte sich neben Lossow. »Sie sollten wirklich hierbleiben, Sir. Wer weiß, was die Spanier vorhaben.«

Lossow lächelte. »Sehen Sie? Sie sind überstimmt.«

Er rannte die Treppe hinab, und Sharpe wandte sich wieder Captain Charles zu.

»Was zum Teufel geht im Hauptquartier vor?«

Charles schnaubte und gab das zweite Blatt Papier an den Midshipman weiter. »Staatsangelegenheiten. Was weiß ich. Ihr Major und der spanische Oberst, und es wird reichlich mit

den Armen gewedelt und auf den Tisch gehauen. Nicht mein Stil, mein Lieber. Oh, sieh an! Das ist raffiniert!« Er starrte gen Süden.

Sharpe drehte sich um, nahm sein Fernrohr zur Hand und richtete es auf die französische Batterie. Nichts passierte. Die Faschinen lagen nach wie vor zerfetzt und aufgerissen da, und es waren nicht einmal Männer in Sicht, die versuchten, den Schaden zu reparieren.

»Was meinen Sie?«, erkundigte er sich.

»Dort drüben.« Charles zeigte weiter nach rechts. »Eine zweite Batterie, im Verborgenen. Wir ballern auf einen Erdwall, während die schlauen Teufel heimlich die echte Batterie aufstellen. Wirklich raffiniert.«

Das war in der Tat raffiniert. Sharpe sah, wie französische Soldaten die Zweige wegzerrten, mit denen man die Aushebungen für eine Batterie getarnt hatte, die, wenn man davon ausging, wie viel Betrieb dort herrschte, bereit war, das Feuer zu eröffnen. Er konnte erkennen, wie gut sie geschützt war, mit dicken Erdwällen, aufgesetzten Faschinen und Unterständen für die Kanoniere, die sie benutzen konnten, wenn sie unter Beschuss gerieten. Die verborgene Belagerungskanone konnte den Kanonen der Verteidiger zu schaffen machen, während die Franzosen ihre Stellungen vorschoben, bis die Sturmbatterien an Ort und Stelle waren und die gegnerischen Streitkräfte, Angreifer und Verteidiger, sich ernsthaft an die Arbeit machten. Die Batterie war am Rand eines nicht einsehbaren Terrains aufgebaut, und Sharpe wusste, dass sich dort Infanterie aufhielt, gut geschützt vor den portugiesischen Kanonen und bereit, eine Attacke auf die angreifende Batterie zurückzuschlagen.

Charles rieb sich die Hände. »Hier wird es bald heiß hergehen. Die haben lange gebraucht.«

Harper beäugte den eleganten Captain. »Wie lange können Sie durchhalten, Sir?«

Captain Charles strahlte ihn an. »Ewig, Sergeant! Oder wenigstens so lange, wie die Munition reicht! Wenn die ausgeht, müssen wir halt mit Steinen werfen.« Das war offensichtlich als Witz gemeint, denn er lachte. »Aber in der Kathedrale gibt es tonnenweise Pulver. Und die Portugiesen sind fähig! Bei Gott, das sind sie!«

Sharpe starrte zu der neu entdeckten Batterie hinüber und sah dort eine Rauchwolke mit unglaublicher Geschwindigkeit direkt vor dem Erdwall anwachsen. Der Rauch war mit roten Stichflammen durchsetzt, und am Himmel war, eher ein Eindruck als eine echte Wahrnehmung, eine hauchdünne Spur auszumachen. Er wusste, worum es sich handelte: um die Kugel, die direkt auf sie zuflog.

»Hinlegen!«

»Was ist denn?« Charles sah ihn an, aber da wurde die Burg auch schon buchstäblich erschüttert. Die Steine des mächtigen Bergfrieds schienen zu beben und auseinanderzubrechen, und in den hallenden Lärm herabfallenden Mauerwerks mischte sich der Donner der Belagerungskanone.

»Allmächtiger!« Charles stand immer noch aufrecht. »Allmächtiger im Himmel! Ein Treffer!«

Sharpe beugte sich über die Brustwehr. Einige Steine waren in den Burggraben gefallen, Staub hing in der Luft, und verängstigte Vögel, die in den Mauerritzen genistet hatten, flogen hoch in die aufgerührte Luft.

»Verdammt guter Schuss!«, schrie Harper.

Der Lärm der antwortenden Batterien war leiser als der der gigantischen Kanone, aber häufiger. Es dauerte lange, eine Belagerungskanone nachzuladen. Sharpe beobachtete durch das Fernrohr, wie der Rauch der Explosion verflog und die portugiesischen Kanonenkugeln in die Schanze einschlugen, jedoch ohne ersichtlichen Schaden anzurichten. Die zusammengepresste Erde fing die Kanonade auf, und die Schussöffnung, die gerade weit

genug war, um ihren Zweck zu erfüllen, wurde mit Faschinen verstopft, während die Artilleristen das riesige Geschoss abrieben und ins Kanonenrohr rammten. Dann sah er, wie die Faschinen beiseitegezerrt wurden.

»Jetzt.«

Diesmal richtete er den Blick nach oben und konnte deutlich die hauchdünne Spur erkennen, mit der die riesige Eisenkugel auf ihrer flachen Flugbahn in den Himmel stieg und wieder herabkam.

»Was du uns bescheret hast. Amen«, sagte Charles, und wieder wurde der Turm erschüttert, schwächer diesmal, und das Krachen und Donnern vermischte sich mit dem Staub und dem Kreischen der Vögel. Charles strich über seine makellose Uniform.

»Wie unfreundlich.«

»Ist Ihnen schon aufgegangen, dass sie es auf den Telegrafen abgesehen haben könnten?«, fragte Sharpe.

»Gütiger Himmel. Sie könnten recht haben.« Er wandte sich an den Matrosen. »Beeil dich, Seemann!«

Von der Treppe erklang ein Ruf, und Lossow erschien, von Kopf bis Fuß mit Staub bedeckt, aber grinsend und mit einem Blatt Papier in der Hand. Die Nachricht.

Sharpe packte den Jungen. »Lass alles andere sein. Schick das hier ab!«

»Aber, Sir!« Der Midshipman sah Sharpes Miene und beschloss, sich nicht gegen ihn aufzulehnen.

»Beeilung!«

Captain Charles wirkte verärgert, schien sich jedoch nicht einmischen zu wollen, sondern sah zu, wie der Junge die Seile hoch- und wieder herunterzog.

»Ich stoppe nur eben die letzte Meldung, Sir. Dann schicke ich Ihre ab.«

Ein weiterer Schuss dröhnte über ihre Köpfe hinweg. Er hörte sich an, als würde man ein gigantisches Fass über einen Holzfußboden rollen, und zog einen heißen, unangenehmen Windstoß nach sich. Harper warf Sharpe

einen Seitenblick zu und zog die Brauen hoch. Lossow begutachtete die Batterie, sah die aufwallende Wolke aus schmutzigem Rauch und spitzte die Lippen.

»Die haben die Reichweite berechnet.«

»Der Junge tut, was er kann«, sagte Sharpe gereizt. »Was hat Sie so lange aufgehalten?«

»Die verfluchte Politik.« Lossow breitete die Arme aus. »Die Spanier haben darauf bestanden, in der Botschaft müsse die Rede davon sein, dass es sich um spanisches Gold handelt. Sie haben darauf bestanden, Protest gegen die angebotene britische Hilfe zu erheben. Cox ist wütend, Kearsey sagt seine Gebete auf, und Ihre spanischen Freunde wetzen ihre Messer. Ah! Endlich.«

Die schwarz geteerten Schafsblasen hüpften an den Seilen hinauf, erzitterten momentan und fielen wieder herab. Der Junge hüpfte zwischen den Flaschenzügen hin und her, spulte eine Zahl nach der anderen ab, während die obszönen schwarzen Säcke steigend und fallend vom Wind erzitterten.

»Sir?« Harper hatte die Batterie im Auge behalten. »Sir!«

»Hinlegen!«

Die vierundzwanzigpfündige Eisenkugel streifte nur eine der Querstangen. Der Telegraf war stabil gebaut, gefugt und mit Bolzen zusammengehalten, und während die französische Kugel ins Nichts katapultiert wurde, löste er sich ganz aus seiner Halterung, wie ein Baum, der von einem Hurrikan ausgerissen wird. Der Junge, der eines der Seile gepackt hatte, wurde durch die Luft gewirbelt. Er schrie, bis ihm ein zweiter Flaschenzug um den Hals peitschte und ihm auf entsetzliche Weise den Kopf von den Schultern riss. Sein Blut spritzte auf die vier Männer herab, die rücklings zu Boden geworfen wurden. Dann donnerte der Mast, immer noch intakt, auf die Brustwehr herab, traf Charles, der augenblicklich tot war, brach unter seiner eigenen Wucht entzwei, schnellte noch einmal hoch wie ein herabfallender Rohrstock und blieb dann erst still liegen.

»Lieber Jesu.« Harper stand auf. »Alles in Ordnung, Sir?«
»Ja.« Sharpes Schulter tat entsetzlich weh. »Wo ist der Junge?«
Der Sergeant zeigte auf den Kopf. »Der Rest ist über Bord gegangen, Sir. Armer kleiner Kerl.«
Lossow fluchte auf Deutsch, stand auf und zuckte zusammen, als er das Gewicht auf sein linkes Bein verlagerte. Sharpe sah ihn an. »Sind Sie verletzt?«
»Nur eine Prellung.« Lossow entdeckte den Kopf des Matrosen. »Gütiger Himmel.« Er kniete neben Charles nieder, fühlte ihm den Puls und hob ein Augenlid des Captains an. »Tot, der arme Bursche.«
Harper spähte über die Brustwehr, hinab in den treibenden Rauch. »Ganze vier Schüsse. Eine gute Leistung.« Seine Stimme ließ widerwilligen Respekt erkennen.
Lossow richtete sich auf, wischte sich Blut von den Händen. »Wir müssen hier raus!«
Sharpe drehte sich zu ihm um. »Wir müssen Cox überreden, uns hinauszulassen.«
»Ja. Das wird nicht leicht, mein Freund.«
Harper versetzte dem gefallenen Mast einen Fußtritt. »Vielleicht können die einen anderen Telegrafen aufstellen, Sir?«
Sharpe zuckte mit den Schultern. »Und wer soll ihn bedienen? Also, ich weiß nicht.« Er warf einen Blick auf die Batterie, deren Schießscharte wieder einmal verstopft war, und wusste, dass die französischen Kanoniere dabei waren, ihren Erfolg zu feiern. Sie hatten es verdient. Er nahm nicht an, dass die Kanone noch einmal schießen würde, jedenfalls heute nicht. Die eisernen Rohre hatten eine begrenzte Lebensdauer, und die Kanone hatte ihren Zweck erfüllt. »Kommen Sie. Suchen wir Cox auf.«
»Das hört sich nicht an, als hätten Sie große Hoffnungen, mein Freund.«
Sharpe wandte sich ihm zu. Seine Uniform war blutbefleckt, seine Miene grimmig. »Wir kommen schon

hinaus. Ob mit oder ohne seine Zustimmung, wir kommen hinaus.«

KAPITEL 20

Lichtstrahlen wie getriebenes Silber durchbrachen das Dunkel der Kathedrale, fielen schräg auf die untersetzten grauen Säulen, schienen zu splittern, wo sie auf Messing und Tünche trafen, ertränkten die Votivkerzen, die vor den Heiligenbildern brannten, schoben sich, als die Sonne immer höher stieg, über die breiten, ausgetretenen Steinfliesen. Sharpe wartete. Ein Priester stand irgendwie verloren weit hinten im Chorgestühl murmelnd unter der Fensteröffnung, und Sharpe sah, wie Harper sich bekreuzigte.

»Was für ein Tag ist heute?«

»Sonntag, Sir.«

»Ist das eine Messe?«

»Jawohl, Sir.«

»Möchtest du daran teilnehmen?«

»Das hat Zeit.«

Lossows Absätze hallten durch das Seitenschiff. Er kam hinter einer Säule hervor und blinzelte im Sonnenlicht. »Wo ist er nur?«, sagte er und verschwand wieder.

Jesus Christus, dachte Sharpe. Zum Teufel mit den verdammten Franzosen, zum Teufel mit dem Kanonier. Genauso gut hätte er mit Teresa im Arm im warmen Bett bleiben können.

Von der Tür her erklangen Schritte, und er wirbelte besorgt herum, doch es war nur ein Trupp portugiesischer Soldaten mit geschulterten Musketen, die ihre Finger ins Weihwasser tauchten und dann den Mittelgang entlangpolterten, unterwegs zu dem Priester und seinem Gottesdienst.

Cox war nicht in seinem Hauptquartier gewesen. Er sei auf der Stadtmauer, hatte man ihnen gesagt. Die drei waren dorthin geeilt, aber Cox war schon wieder fort. Nun hieß es,

er habe vor, das Magazin zu inspizieren, deshalb warteten sie hier, während das Licht den Staub in silberne Balken verwandelte und die gedämpften Antwortstrophen der Gemeinde sich irgendwo an der hohen Steindecke verloren. Nur Cox ließ sich nicht blicken. Sharpe rammte seine Degenscheide auf den Boden, worauf seine Schulter zu schmerzen begann, und er fluchte wieder.

»Amen, Sir.« Harper hatte unendlich viel mehr Geduld.

Sharpe schämte sich. Dies war Harpers Konfession. »Tut mir leid.«

Der Ire grinste. »An Ihrer Stelle würde ich mir keine Sorgen machen. Mich stört es nicht, und wenn es Ihn stört, hat Er reichlich Gelegenheit, Sie zu bestrafen.«

Ich habe mich in sie verliebt, dachte Sharpe. Gottverdammt und zur Hölle damit. Wenn sie eine weitere Nacht aufgehalten wurden, bedeutete das noch eine Nacht mit ihr, und wenn eine Woche daraus wurde, noch eine Woche. Aber sie mussten fort, und zwar bald, denn binnen zwei Tagen würden die Franzosen Almeida mit einem Ring aus Erdwällen und Infanterie umgeben haben. Doch Almeida zu verlassen bedeutete, sie zu verlassen. Er stieß so heftig mit der Degenscheide auf, dass Lossow auftauchte.

»Was ist?«

»Nichts.«

Nur noch eine Nacht, dachte er und hob den Blick, um das riesige Kruzifix anzusehen, das dort oben in dem grauen Schatten hing. Ist das zu viel verlangt? Nur noch eine Nacht, dann können wir morgen bei Tagesanbruch abziehen. Das Morgengrauen ist die Zeit des Abschiednehmens, nicht der Abend, und nur noch eine Nacht?

Das Portal der Kathedrale quietschte, Stiefelabsätze klapperten, und Cox erschien in Begleitung einer Horde Offiziere.

Sharpe richtete sich auf. »Sir!«

Cox schien ihn nicht zu hören, sondern eilte weiter den Stufen zur Krypta entgegen. Das Geplauder seiner Offiziere

übertönte die gedämpften Laute der Messe am anderen Ende der Kathedrale.

»Lossow!«, rief Sharpe. »Kommen Sie!«

Portugiesische Soldaten hielten sie am oberen Ende der Treppe auf und sahen schweigend zu, wie sie sich Filzpantoffeln über die Stiefel zogen. Sharpe mühte sich mit den Senkeln ab, denn sein linker Arm war steif, aber dann saßen die Pantoffeln richtig, und die drei Männer, deren Absätze auf dem Steinboden nun keine Funken mehr schlagen konnten, begaben sich hinab in die Krypta. Die Beleuchtung war trübe. Nur eine Hand voll Laternen, deren Scheiben aus Horn das Kerzenlicht trübten, erhellten flackernd die blockförmigen Grabstätten. Cox und seine Offiziere waren nirgends zu sehen, doch am anderen Ende bewegte sich ein lederner Vorhang vor einer Tür.

»Kommen Sie.« Sharpe führte sie zu dem Vorhang, schob das schwere Material zur Seite und schnappte nach Luft.

»Gütiger Himmel.« Lossow blieb an der Spitze einer kurzen Reihe von Stufen stehen, die in eine düstere Höhle hinabführten. »Gütiger Himmel.«

Die tiefere Krypta war von oben bis unten vollgestellt mit Fässern. Sie waren reihenweise bis an die niedrige Kuppeldecke aufgestapelt, und diese Reihen erstreckten sich weithin in die Düsternis, die nur gelegentlich durch doppelt abgeschirmte Hornlaternen aufgehellt wurde. Rechts und links zweigten weitere Reihen ab, und als Sharpe sich am Fuß der Stufen umdrehte, sah er, dass sie in der Mitte des Gewölbes herabführten und dass hinter ihm noch einmal so viel Pulver gelagert war wie vor ihm. Er pfiff leise durch die Zähne.

»Hier entlang.«

Cox war in einem der Gänge verschwunden, und sie eilten hinterher, wobei sie die rundlichen Fässer ansahen, die über ihnen aufragten, und ehrfürchtig an die schiere Zerstörungskraft des Schießpulvers dachten, das in diesem tiefen Gewölbe gelagert war. Kurz vor seinem Tod hatte

Captain Charles gesagt, Almeida könne so lange durchhalten, wie das Pulver reiche, und Sharpe nahm an, dass Monate vergehen konnten, bis es aufgebraucht war. Dann versuchte er sich vorzustellen, wie ein französisches Geschoss die Mauern durchbrach und die Fässer zündete. Aber das konnte nicht passieren. Die Wände und Böden waren zu dick. Dennoch riskierte er einen Blick nach oben und war froh, die breiten, ungeheuer starken Streben zu sehen, die sich unter einem Boden wölbten, der allein tausend französischen Geschossen widerstanden hätte und immer noch begehbar gewesen wäre.

Cox stand am anderen Ende des Gewölbes und lauschte einem portugiesischen Offizier. Die Unterredung schien sehr dringlich zu sein. Sie fand teilweise auf Portugiesisch, teilweise auf Englisch statt. Sharpe bekam genug mit, um zu begreifen, wo das Problem lag: Wasser drang in die Krypta ein, nicht viel, aber genug, um zwei Posten Munition für Musketen zu durchnässen, die an dieser Stelle gelagert waren. Cox blickte in die Runde.

»Wer hat sie dort abgestellt?« Niemand sagte etwas. »Wir müssen sie umlagern!« Er verfiel ins Portugiesische, dann entdeckte er Sharpe. »Captain!«

»Sir?«

»Gehen Sie zum Hauptquartier! Warten Sie dort auf mich!«

»Sir ...«

Cox wirbelte wütend herum. »Ich habe genug Probleme, Sharpe! Jemand hat diese verdammte Munition am falschen Ort untergebracht! Sie hat hier ohnehin nichts zu suchen! Bringt sie nach oben!« Er sprach auf Portugiesisch weiter, ruderte mit den Armen und zeigte nach oben.

Harper berührte Sharpes Ellbogen. »Kommen Sie, Sir.«

Sharpe machte kehrt, doch Cox sprach ihn erneut an. »Captain.«

»Sir!«

»Wo ist das Gold?« Die Gesichter der portugiesischen Offiziere richteten sich geradezu anklagend auf Sharpe.

»In unserem Quartier, Sir.«
»Der falsche Ort, Sharpe, der falsche Ort. Ich werde Männer vorbeischicken, und wir werden es in meinem Hauptquartier unterbringen.«
»Sir!« Aber Lossow packte ihn und zog ihn fort, während Cox sich wieder den feuchten Wänden widmete und dem Problem, mehrere tausend Runden Musketenpatronen hinaufzuverfrachten in die eigentliche Kathedrale.
Sharpe sträubte sich gegen den Deutschen. »Ich weigere mich, das Gold aufzugeben.«
»Ich weiß, ich weiß. Hören Sie, mein Freund. Gehen Sie zum Hauptquartier, und ich kümmere mich um das Gold. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass niemand es anrühren wird. Niemand.«
Lossows Gesicht war nicht zu erkennen, aber am Ton seiner Stimme merkte Sharpe, dass das Gold bei ihm in Sicherheit war. Er wandte sich an Harper. »Geh du mit ihm. Auf meinen Befehl hat niemand, aber auch niemand, sich dem Gold zu nähern. Verstanden?«
»Jawohl, Sir. Sie werden doch vorsichtig sein, draußen auf der Straße?«
»Dort wimmelt es von Soldaten. Mir wird nichts passieren. Geh schon.«
Die beiden gingen los. Sharpe rief ihnen nach. »Patrick?«
»Sir?«
»Kümmere dich um das Mädchen.«
Der hünenhafte Ire nickte. »Sie wissen doch, dass ich das tun werde.«
Die Glocken der Kathedrale läuteten die Mittagsstunde ein, und die Sonne stand beinahe direkt über ihm, als Sharpe langsam die zentrale Plaza überquerte, im Gefolge zweier Männer, die ein Fass mit Schießpulver vor sich herrollten. Wie vermutet, hatte die große französische Kanone ihre Arbeit getan und schwieg, aber die Franzosen waren draußen, jenseits der weiten Befestigungsmauern und des Schlachtfelds, gewiss damit beschäftigt, ihre

Schützengräben auszuheben und neue Batterien vorzubereiten, während die Ochsen die gigantischen Kanonen vor die belagerte Stadt zogen.

Almeida stand kurz davor, Zentrum des Krieges zu werden, der Punkt, der alle Anstrengungen auf sich zog, und wenn die Stadt fiel, stand bis auf das Gold nichts mehr zwischen Masséna und dem Meer.

Sharpe blieb unvermittelt stehen, erstarrte und sah die portugiesischen Soldaten an, die um die Kathedrale herum kamen und gingen. Das Gold, hatte Hogan gesagt, sei wichtiger als Männer oder Pferde. Der General, erinnerte sich Sharpe, hatte davon gesprochen, den Feind aufzuhalten, ihn in Kampfhandlungen zu verwickeln, aber all diese Bemühungen würden Portugal nicht retten. Nur das Gold. Er blickte zur steinernen Burg hinüber, betrachtete den Stumpf des Telegrafen, der einen kurzen Schatten über die Mauer warf. Dann wandte er sich der Kathedrale mit ihren behauenen Heiligenbildern zu und fröstelte, trotz Sonne, trotz sengender Hitze. War es wichtiger als dies hier? Als eine Stadt samt ihren Verteidigern? Dort draußen, jenseits der Häuser, war alles vorhanden, was man für eine durchdachte Verteidigung brauchte: die mächtigen grauen Befestigungsanlagen der Stadt, die sternförmigen Schanzen, überdachten Rundgänge, Stadtgraben und Wachtürme, Bastionen und Batterien.

Er fröstelte wieder. Er hatte keine Angst vor Entscheidungen. Sie gehörten zu seinen Aufgaben, und er verachtete Männer, die sich davor fürchteten, sie zu treffen. Aber in diesem Augenblick, mitten auf dem weiten Platz, bekam er es mit der Angst zu tun.

Er wartete den ganzen Nachmittag über, lauschte an diesem letzten Friedenstag, den Almeida in nächster Zeit erleben würde, den sonntäglichen Glocken, aber Cox ließ sich nicht blicken. Einmal hörte er, wie eine portugiesische Batterie das Feuer eröffnete, doch es kam keine Antwort, und die Stadt setzte ihren Schlummer fort und wartete auf

ihren Moment. Die Tür ging auf, und Sharpe, der in seinem Sessel halb eingeschlafen war, sprang auf. An der Schwelle stand Teresas Vater, ein angedeutetes Lächeln auf den Lippen. Er schloss leise die Tür.

»Ihr ist nie ein Leid geschehen?«

»Nein.«

Der Mann lachte. »Sie sind klug vorgegangen.«

»Sie war es, die klug vorgegangen ist.«

Cesar Moreno nickte. »So ist sie. Wie ihre Mutter.« Seine Stimme klang traurig, und Sharpe empfand Mitleid mit ihm. Der Mann blickte auf. »Warum ist sie zu Ihnen übergelaufen?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ist sie nicht. Sie hat nur etwas gegen die Franzosen.«

»Ah, die Leidenschaft der Jugend.« Er kam langsam näher. »Wie ich höre, sind Ihre Männer nicht bereit, das Gold freizugeben?« Sharpe zuckte mit den Schultern, und der Spanier verfolgte die Geste mit einem Lächeln. »Verachten Sie mich?«

»Nein.«

»Ich bin ein alter Mann, dem plötzlich Macht übertragen wurde. Ich bin nicht wie Sánchez.« Er hielt inne und dachte an den großen kastilischen Partisanen. »Er ist jung. Er genießt alles. Ich will nur Frieden.« Er lächelte, als sei er verlegen über seine Worte.

»Können Sie ihn erkaufen?«

»Was für eine törichte Frage. Natürlich! Wir haben nicht etwa aufgegeben, müssen Sie wissen.«

»Wir?«

»El Católico und ich.« Er zuckte mit den Schultern, fuhr mit dem Finger über die staubige Tischfläche.

Sharpe ging auf, dass El Católico vielleicht nicht aufgegeben hatte, dass jedoch Cesar Moreno, der Witwer und Vater, bei beiden Parteien um Befürworter warb.

Der alte Mann sah ihn an. »Haben Sie mit ihr geschlafen?«

»Ja.«

Er lächelte wieder, ein wenig bedauernd, und wischte den Staub von seiner Hand. »Viele Männer würden Sie beneiden.« Sharpe antwortete nicht, und Moreno blickte ihn finster an. »Sie wird nicht zu Schaden kommen, nicht wahr.« Das war keine Frage. Er wusste es.

»Nicht durch mich.«

»Ah. Sehen Sie sich vor, Captain Sharpe. Er ist ein besserer Fechter als Sie.«

»Ich werde mich vorsehen.«

Der Spanier wandte sich ab, betrachtete die Ölgemälde an der Wand, die von glücklicheren Zeiten sprachen, von üppigeren Zeiten, und sagte ruhig: »Er wird nicht zulassen, dass Sie das Gold fortschaffen, das ist Ihnen doch klar?«

»Er?«

»General Cox.«

»Das war mir nicht klar.«

Moreno drehte sich wieder um. »Es ist ein Vergnügen, Ihnen zuzusehen, Captain. Wir wussten alle, dass Kearsey ein Narr war, ein freundlicher Narr, aber nicht gerade, wie sagt man – rege? – im Kopf.«

»Ich weiß, was Sie meinen.«

»Dann sind Sie gekommen, und wir dachten, die Engländer hätten einem intelligenten Narren einen starken Narren hinterhergeschickt. Sie haben uns an der Nase herumgeführt!« Er lachte. Es war schwer, in einer fremden Sprache zu scherzen. »Nein, er wird es Ihnen nicht gestatten. Cox ist ein ehrenwerter Mann, wie Kearsey, und beide wissen, dass das Gold uns gehört. Wie wollen Sie sich da herauswinden, Freund?«

»Sie werden es ja sehen.« Sharpe lächelte nun ebenfalls.

»Das werde ich. Und meine Tochter?«

»Sie wird zu Ihnen zurückkehren. Schon bald.«

»Und das stimmt Sie traurig?«

Sharpe nickte, und Moreno warf Sharpe einen schlauen Blick zu, der den Schützen daran erinnerte, wie mächtig

dieser Mann einst gewesen war. Und in Zukunft wieder sein konnte.

Morenos Stimme klang sanft. »Vielleicht eines Tages?«

»Aber Sie hoffen, dass dieser Tag nicht eintritt.«

Teresas Vater nickte und lächelte. »Das hoffe ich, aber sie ist eigensinnig. Ich habe sie beobachtet, von dem Tag an, als ich sie El Católico versprochen habe. Ich wusste, dass sie mir eines Tages ins Gesicht spucken würde, und ihm. Sie hat ihren Moment abgewartet, genau wie Sie.«

»Und nun wartet er seinen Moment ab?«

»Ja. Sehen Sie sich vor.« Moreno trat zur Tür und hob die Hand. »Bis zur nächsten Begegnung.«

Sharpe nahm Platz, schenkte sich ein Glas Wein ein und schüttelte den Kopf. Die Müdigkeit steckte ihm in den Knochen, und seine Schulter schmerzte. Er fragte sich, ob er den linken Arm je wieder frei bewegen konnte. Während die Schatten auf dem Teppich immer länger wurden, schlief er ein und hörte weder den Abendböller noch die Tür, die sich öffnete.

»Sharpe!«

Allmächtiger! Er fuhr hoch. »Sir!«

Cox kam hereinstolziert. Stabsoffiziere und flatternde Papiere hinter sich lassend. »Was zum Teufel ist los, Sharpe?«

»Los, Sir?«

»Ihre Männer weigern sich, das Gold auszuhändigen!«

Kearsey kam herein, und mit ihm in prachtvoller Uniform ein spanischer Oberst. Sharpe brauchte mehrere Sekunden, Sekunden, während derer er sich auf die Goldspitze konzentrierte und auf die silbernen Tressen, bis ihm klar wurde, dass es sich um El Católico handelte. Das Gesicht hatte sich nicht verändert, dieselben herrischen Augen, in ihnen dasselbe humorvolle Glitzern. Dies war das Gesicht eines Feindes.

Er wandte sich Cox zu. »Wie meinen, Sir?«

»Sind Sie denn taub, Sharpe? Das Gold! Wo ist es?«

»Keine Ahnung, Sir. Ich hab hier gewartet, Sir. Wie befohlen, Sir.«

Cox stöhnte, nahm ein Blatt Papier zur Hand, begutachtete es und ließ es wieder fallen. »Ich habe eine Entscheidung getroffen.«

»Jawohl, Sir. Eine Entscheidung, Sir.« Sharpe hatte sein ehemaliges Sergeantgehabe aus der Versenkung geholt, das sich immer als nützlich erwies, wenn er Probleme mit ranghöheren Offizieren hatte, und ganz besonders nützlich, wenn ihn etwas anderes beschäftigte als das stattfindende Gespräch.

Cox blickte misstrauisch auf.

»Tut mir leid, Sharpe. Ich habe nur Ihr Wort und das von Lossow. Das Gold ist spanischer Herkunft, eindeutig spanischer Herkunft, und Oberst Jovellanos ist ein akkreditierter Vertreter der Regierung Spaniens.« Er wies auf El Católico, der daraufhin lächelte und sich verneigte. Sharpe betrachtete den Partisanenführer in seiner makellosen Galauniform.

»Jawohl, Sir. Der akkreditierte Vertreter, Sir!«

Der Schweinehund weiß offensichtlich mit der Feder umzugehen, dachte er, und plötzlich fiel ihm ein, dass eine der dicken Münzen ein hervorragendes Siegelzeichen abgab, wenn sie mit dem schmucken Wappen nach unten in das rote Wachs gepresst wurde. Er fragte sich, wie El Católico die Inschrift am Rand der Münze gelöscht haben mochte, aber dann fiel ihm ein, wie er selbst darangehen würde, mit einer Feile oder indem er das weiche Gold flach hämmerte.

Cox seufzte. »Sie werden das Gold an Oberst Jovellanos und seine Männer aushändigen, und zwar schnell. Haben Sie verstanden?«

»Jawohl, Sir. Verstanden!« Er stand stramm wie ein Ladestock und starrte auf einen Punkt über Cox’ Kopf.

Der General seufzte wieder. »Da bin ich nicht so sicher, Captain.« Cox setzte sich beschwerlich hin, zog ein Blatt

Papier zu sich heran, schraubte ein Tintenfass auf und nahm eine frische Gänsefeder zur Hand. »Um zehn Uhr morgen früh, Captain, am 27. August 1810 ...«, er schrieb rasch und sprach den Text des offiziellen Befehls laut aus, während die Feder über das Papier kratzte, »... wird eine Abordnung der mir unterstellten Truppen den Goldschatz übernehmen ...« Er verstummte. Die Versammelten lauschten dem Kratzen der Feder. »... unter dem Oberbefehl von ...« Cox sah sich im Zimmer um, entdeckte einen seiner Offiziere. »... Colonel Barrios.« Barrios nickte förmlich. »Sie, Colonel, werden das Gold an Oberst Jovellanos abliefern, der am nördlichen Tor zum Abmarsch bereitstehen wird.« El Católico nickte, schlug die Hacken zusammen und bat, etwas sagen zu dürfen. »Oberst?«

El Católico lächelte. Seine Stimme war seidiger denn je. »Ich hatte gehofft, Sie überreden zu können, Sir, dass ich selbst und einige meiner Männer hierbleiben dürfen, um Ihre heldenhafte Verteidigung zu unterstützen.«

Sharpe konnte es nicht glauben. Dieser Schweinehund. Er hatte ebenso wenig die Absicht zu bleiben, wie Sharpe die Absicht hatte, das Gold auszuhändigen.

Cox lächelte, blinzelte vor Freude. »Das ist sehr anständig von Ihnen, Oberst.« Er zeigte auf das Papier. »Würde sich dadurch hieran etwas ändern?«

»Nur dass das Gold, Sir, an Señor Moreno übergeben werden sollte oder an einen meiner Stellvertreter.«

»Natürlich, natürlich.« Cox tauchte die Feder ein, brachte einige Worte zu Papier. »An das spanische Kontingent von Oberst Jovellanos.« Er sah El Católico mit fragend erhobenen Brauen an. »Ich denke, das reicht.«

El Católico verneigte sich. »Danke, Sir.« Er warf Sharpe einen triumphierenden Blick zu. »Noch etwas, Sir.« El Católico verneigte sich wieder. »Könnte die Übergabe heute Abend stattfinden?«

Sharpe hielt die Luft an und atmete erst dann wieder langsam aus, als Cox das Wort ergriff. Der General runzelte

die Stirn, blickte auf sein Papier herab.

»Es bleibt bei zehn Uhr, Oberst.« Sharpe hatte den Verdacht, dass ihm lediglich darum zu tun war, nicht die obersten Zeilen des eng ausgeschriebenen Befehls durchstreichen zu müssen. Cox lächelte El Católico zu und zeigte auf Sharpe. »Es ist ja kaum anzunehmen, dass Captain Sharpe sich davonstiehlt!«

El Católico lächelte höflich. »Wie Sie meinen, Sir.«

Worauf wollte der Halunke nur hinaus? Warum der Vorschlag dazubleiben? Sharpe starrte den hochgewachsenen Spanier an und versuchte, seine Motive zu ergründen. Konnte es allein darum gehen, sich bei Cox beliebt zu machen? Sharpe bezweifelte es. Der Spanier bekam das meiste von dem, wonach ihn verlangte, ohne dass er sich anstrengen musste. Nur dass El Católico noch mehr hatte, wonach ihn verlangte. Sharpe dachte an das dunkle Haar auf dem Kissen, an den schlanken Körper auf dem gestärkten Laken aus weißem Leinen. Der Spanier wollte Teresa haben und seine Rache, und wenn er dies alles nicht heute Nacht bekam, würde El Católico dableiben, bis er es hatte.

Sharpe wurde auf einmal gewahr, dass Cox seinen Namen ausgesprochen hatte. »Sir?«

Der General hatte ein weiteres Blatt Papier zu sich herangezogen. »Um zehn Uhr morgen früh, Captain, wird Ihre Kompanie sich der Verteidigung der Südmauer anschließen.« Die Feder ließ Tinte auf das Papier tropfen.

»Pardon, Sir?«

Cox blickte mit gereizter Miene auf. »Sie haben richtig gehört, Sharpe! Sie werden der Garnison unterstellt. Rittmeister Lossow zieht ab. Ich kann keine Kavallerie gebrauchen, aber Sie bleiben da. Für Infanteristen gibt es jetzt ohnehin kein Entkommen mehr. Verstanden?«

Gott im Himmel! »Jawohl, Sir.«

Die Glocken der Kathedrale fingen an zu läuten. Kearsey legte die Hand an Sharpes Ellbogen. »Tut mir leid, Sharpe.«

Sharpe nickte und hörte auf die Glocken. Er achtete nicht auf Kearseys Fürsorge, auf El Católicos Triumph, auf Cox’ Engstirnigkeit. Zehn Uhr, und alles war im Argen. Die Entscheidung war ihm aufgezwungen worden, aber es handelte sich dennoch um seine Entscheidung. Das Echo des letzten Glockenschlags verhallte dumpf, und Sharpe fragte sich, ob hinter den grauen Sternschanzen dieser unglückseligen Festungsstadt je wieder die Glocken läuten würden.

KAPITEL 21

»Wir sitzen fest. Das ist das Problem. Wir sitzen fest.«

»Was ist los, Sir?« Sergeant Harper wartete vor Cox' Hauptquartier auf Sharpe.

»Nichts.« Sharpe stand da und war sich des besorgten Blicks von Harper bewusst. Der Sergeant glaubte vermutlich, dass seine Wunde ihm zu schaffen machte, dass sie ihm das Blut vergifte und wahnsinnig machende Dämpfe in seinen Kopf entließ. »Bist du allein?«

»Nein, Sir. Außer mir sind Schütze Roach, Daniel Hagman und drei Deutsche da.«

Sharpe sah die anderen im Schatten warten. Der kleine vierschrötige deutsche Feldwebel war dabei. Harper wies mit dem Daumen auf ihn.

»Das ist Helmet, Sir.«

»Du meinst Helmut?«

»So hat er's ausgesprochen, Sir. Er ist eine Ein-Mann-Armee. Bei Ihnen alles in Ordnung, Sir?«

»Ja.«

Sharpe stand immer noch auf der Treppe, während seine Eskorte unten wartete, und spielte mit einem Stück Silberdraht, der sich aus der Umwickelung am Heft seines Degens gelöst hatte. Er merkte vor, es wieder anlöten zu lassen, sobald sie zu ihrem Bataillon zurückgekehrt waren, und wunderte sich sogleich, mit was für Nebensächlichkeiten man sich noch in Momenten wie diesem aufhalten konnte.

Harper räusperte sich. »Fertig, Sir?«

»Wie? Ja.« Er setzte sich immer noch nicht in Bewegung, sondern starrte zur Kathedrale hinüber.

Patrick Harper versuchte es noch einmal. »Nach Hause, Sir?«

»Nein. Dort hinüber.« Er zeigte auf die Kathedrale.

»Jawohl, Sir. Wie Sie wünschen, Sir.«

Sie gingen über die mondhelle Plaza, und Sharpe wandte seine Gedanken wieder der Gegenwart zu.

»Alles in Ordnung mit dem Mädchen?«

Harper nickte. »Alles bestens. Sie hat den ganzen Tag gekämpft.«

»Gekämpft?«

Der Ire grinste. »Helmet hat ihr beigebracht, wie man mit einem Säbel umgeht.«

Sharpe lachte. Das sah Teresa ähnlich. Er blickte den kleinen deutschen Feldwebel an und schmunzelte über den merkwürdigen Gang des Mannes. Seine Beine waren gekrümmt wie der Rahmen einer Leier, und der breite, ungeheuer kräftige Rumpf blieb nahezu unbeweglich, während er von den Beinen vorwärtsgeschoben wurde.

Harper bemerkte Sharpes Stimmungswechsel. »Wir sind überzeugt, dass man Helmet auf alles und jeden ansetzen könnte, Sir, und er würde sich durchbeißen, Häuser, Mauern, Regimenter. Hinterher hätten sie dann ein Löchlein, gerade so groß wie er und mittendurch.« Harper lachte. »Verdammt gut im Umgang mit dem Säbel.«

Sharpe dachte an Teresa und daran, dass El Católico noch eine Rechnung zu begleichen hatte, bei der es um Persönlicheres ging als bei dem Gold, und er war froh, eine Eskorte dabeizuhaben und Harper mit seinem siebenläufigen Gewehr. »Was ist heute dort unten im Haus vorgefallen?«

Harper lachte. »Nicht viel, Sir. Die sind wegen des Goldes erschienen, wahrhaftig. Aber erst konnten wir kein Portugiesisch, und dann konnte Mister Lossow ihr Englisch nicht verstehen, und dann hat Helmet ein wenig geknurrt und ein paar Möbelstücke zernagt, und die Jungs haben ihre Bajonette hervorgeholt. Da sind die Portugiesen nach Hause gegangen.«

»Wo ist das Mädchen jetzt?«

»Noch da, Sir.« Harper grinste ihn beruhigend an. »Unten in der Küche bei den Jungs, lässt sich Waffenunterricht geben. Sie würde einen guten Rekruten abgeben.«

»Und Mister Knowles?«

»Der amüsiert sich, Sir. Ringsumverteidigung, Sir, und die Augen aufhalten, und Mister Knowles macht alle zehn Minuten die Runde. Sie kommen nicht rein. Und was wird nun weiter aus uns, Sir?«

Sharpe zuckte mit den Schultern, blickte zu den verdunkelten Fenstern der Häuser auf. »Wir sollen morgen das Gold aushändigen. An El Católico.«

»Und, tun wir's, Sir?«

»Was meinst du?«

Harper grinste und sagte nichts. In diesem Moment ging einer der Deutschen mit erhobenem Säbel in Abwehrstellung, und die Gruppe machte halt. Einer der wenigen portugiesischen Zivilisten, die in der Stadt übrig waren, kam aus einer Nebenstraße geeilt, wich bei ihrem Anblick an die Wand zurück und redete unverständliches Zeug zur seltsamen waffenstarrenden Truppe hin, die ihn musterte, als wolle sie feststellen, ob er schon schlachtreif sei.

»In Ordnung«, sagte Sharpe. »Weiter geht's.«

Am Portal der Kathedrale konnte Sharpe die Posten ausmachen, die das Pulver bewachten. Er ging zu ihnen hinüber, wobei die Stiefelabsätze seiner Eskorte über den weiten gefliesten Platz hallten. Die portugiesischen Wachen standen stramm und salutierten, und Sharpe wandte sich an die drei Deutschen.

»Bleiben Sie hier.« Helmut nickte. »Hagman, Roach. Ihr bleibt auch da. Komm, Sergeant.«

Ehe er die kleine, in das mächtige hölzerne Kirchenportal eingelassene Tür aufstieß, spähte Sharpe noch einmal über den Platz. Stand dort am anderen Ende eine düstere Gestalt? Dort an der Einmündung einer Gasse? Er hatte den Verdacht, dass die Partisanen die Stadt auskundschafteten,

auf der Suche nach ihm, aber nichts würde geschehen, bis sie das unbeleuchtete Gewirr der Straßen erreicht hatten, die den Hang hinabführten. Er trat ein.

Die Kerzen warfen kleine unstete Flecken gelblichen Lichts auf Teile des mächtigen Steingewölbes. Das winzige rote Licht der Ewigen Flamme flackerte am gegenüberliegenden Ende. Sharpe wartete ab, bis Harper beiläufig den Finger in Weihwasser getaucht und sich bekreuzigt hatte.

Der Ire trat neben Sharpe. »Was haben wir vor, Sir?«

»Ich weiß nicht.« Sharpe nagte an seiner Unterlippe, starrte die kleinen Lichter an, ging dann auf die Ansammlung von Laternen an den Stufen zur Krypta zu. Weitere Posten standen stramm, als sie sich näherten, und Sharpe winkte ab. »Pantoffeln, Sergeant.«

Am oberen Ende der Treppe befand sich ein kleiner Haufen Munition. Er lag dort bereit für die Soldaten, die ihn abholen und in die Befestigungsanlagen schaffen mussten, damit sie sich nicht die Mühe mit den Filzpantoffeln machen mussten. Sharpe nahm an, dass das Magazin von ungefähr zwanzig Mann betrieben wurde, die immer neue Fässer nach oben schleppten und ansonsten ihre Tage in der feuchtkalten Luft der Unterwelt verbrachten, die unter der Kathedrale lag. Harper sah Sharpe einen aufgerissenen Posten Munition anstarren.

»Dort an der Tür gibt’s noch mehr davon, Sir.«

»Mehr?«

Harper nickte und zeigte auf eine Tür, die das mächtige Prozessionsportal flankierte. »Dort, Sir. Verdammt großer Haufen Patronen. Wollten Sie welche?«

Sharpe schüttelte den Kopf, spähte ins Dunkel und sah, dass an der bewussten Tür Dutzende Posten Papierpatronen gelagert waren. Er ging davon aus, dass sie sich dort befanden, damit Infanteriebataillone sich rasch Nachschub holen konnten, ohne den Männern im Weg zu sein, die die riesigen Pulverfässer heraufbrachten. Er wandte sich wieder der Krypta zu. Man hatte in zwei Fuß Abstand Planken über

die Stufen gelegt, damit die Fässer sich leichter hinaufrollen ließen.

»Komm mit.«

Sie stiegen die Treppe hinab ins Dämmerlicht der Hornlaternen, und Sharpe sah, dass die übrige Kleinmunition der Garnison inzwischen zu beiden Seiten des Gewölbes aufgestapelt war, sodass nur noch ein Korridor übrig blieb, der zu der mit Leder verhangenen Treppe in die untere Krypta führte. Er schlich auf leisen Sohlen den Korridor entlang und ging beim Vorhang in die Knie. Zwei Schichten steifes Leder, am Saum mit Gewichten beschwert, eine Vorsichtsmaßnahme für den Fall einer kleinen Explosion im oberen Gewölbe. Das steife Leder war in der Lage, einen minderen Knall zu absorbieren und das darunterliegende, riesige Pulverlager zu schützen. Harper sah verblüfft zu, wie Sharpe seinen Degen zog und die Gewichte abschnitt, wie er mit zusammengebissenen Zähnen durch das Leder säbelte.

»Was zum Teufel machen Sie, Sir?«

Sharpe sah zu ihm auf. »Frag nicht. Wo sind die Wachen?«

»Oben.« Der Sergeant kniete sich neben ihn. »Sir?«

Sharpe unterbrach das mühevolle Schneiden und sah in das breite freundliche Gesicht. »Vertraust du mir etwa nicht?«

Harper war beleidigt, wenn nicht gar verletzt. Er lehnte sich an Sharpe vorbei, nahm das bereits angeschnittene Stück Vorhang in die eine Hand, das obere Leder in die andere, und zog, eine bemerkenswerte Demonstration seiner Kraft. Die Adern in seinem Hals traten hervor, sein ganzer Körper versteifte sich vor Anstrengung, und der doppelt dicke Ledervorhang riss lautlos und langsam entzwei. Sharpe half mit dem Degen nach, bis sich Harper nach dreißig Sekunden mit einem Grunzen zurücklehnte. In seiner Hand lag der abgetrennte Vorhangstreifen von zwei Zoll Breite, in dessen Saum die schweren Bleigewichte eingenäht waren.

»Verdammt noch mal, natürlich vertraue ich Ihnen. Ich will nur Bescheid wissen.« Die Verärgerung des Iren war echt.

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ich werde dir Bescheid sagen. Später. Nun komm.«

Oben angekommen wies Sharpe, während sie die Pantoffeln auszogen, mit dem Kopf auf die Kerzen. »Komisch, dass sie die brennen lassen.«

Harper schüttelte den Kopf. »Die sind hübsch weit von der Krypta weg, Sir.« Seine Stimme ließ erkennen, dass er einigermaßen besänftigt war, immer noch beleidigt, aber bereit, Frieden zu schließen. »Wie auch immer. So was nennt man Rückversicherung, nicht wahr?«

»Rückversicherung?«

»Klar.« Der riesige Kopf nickte. »Ein paar Gebete haben noch keinem geschadet.« Er stand auf. »Wohin jetzt, Sir?«

In eine Bäckerei. Die Soldaten, Briten wie Deutsche, konnten sich nicht erklären, warum Sharpe einen Rinnstein verfolgte, der von der Kathedrale weg zu einem Gebäude nahe dem nördlichen Tor verlief. Er versuchte, die Tür zu öffnen, doch sie war fest verriegelt. Harper winkte ihn beiseite.

»Helmet? Tür.«

Der deutsche Feldwebel nickte, bewegte sich schwerfällig auf das Hindernis zu, grunzte, als er dagegenprallte, und drehte sich mit einem angedeuteten Lächeln um, als vor ihm das Holz zersplitterte.

»Hab’s doch gesagt, Sir«, meldete sich Harper zu Wort. »Irgendwelche Militärpolizisten in Sicht?«

»Wenn welche da sind, bringst du sie um«, sagte Sharpe.

»Sir! Hast du das gehört, Helmet? Militärpolizisten umbringen!«

Im Hausinnern herrschte tiefe Finsternis, aber Sharpe tastete sich vorwärts, an einem Tisch vorbei, der dem Geschäft einst als Theke gedient haben musste. Im hinteren Teil der Bäckerei entdeckte er große gemauerte Öfen, die natürlich derzeit kalt waren. Er trat wieder auf die Straße,

wo sich weder portugiesische Militärpolizisten noch Patrouillen sehen ließen.

Sie erklommen die flache Rampe zur ersten Mauer und blieben an der Brustwehr stehen. Die Verteidigungsanlagen waren mit Posten besetzt, die sich um die schimmernden, in die Tiefe der Mauer eingelassenen Geschütze drängten, und vor ihnen erstreckten sich wie graue Finger die äußeren Anlagen, sanft abfallend und trügerisch, denn sie steckten voller portugiesischer Soldaten, deren Feuer die tiefen, vom Feind nicht einsehbaren Gräben in merkwürdig glühendes Licht tauchten. Weiter draußen, hinter dem unbeleuchteten Geländestreifen, den man eingeebnet hatte, damit die Verteidiger jeglichen Angriff abwehren konnten, erkannte Sharpe französische Feuer, von denen einige halb verborgen brannten. Und aus der fernen Dunkelheit drang das gelegentliche Klirren einer Spitzhacke herüber oder der dumpfe Laut eines losgehackten Erdklumpens.

Er zuckte zusammen, aufgeschreckt von einem plötzlichen Knall. Dann jedoch wurde ihm klar, dass die Portugiesen nicht aufgehört hatten, das eine oder andere Geschoss abzufeuern, in der Hoffnung, die französischen Pioniere zu stören. Während der Nacht wurden die Stellungen ausgehoben und Unterstände erweitert, aber die Zeit war noch nicht reif für die portugiesischen Truppen, einen Ausfall zu wagen und die französischen Stellungen mit einem nächtlichen Angriff zu überziehen, indem sie mit ihren Bajonetten in die feindlichen Schützengräben eindrangen. Die Franzosen waren dafür noch nicht nahe genug. Eine Belagerung folgte einem Zeitplan, der von beiden Seiten eingehalten wurde, und dies war erst der Anfang. Der Kessel der Belagerer war noch nicht komplett, und die Festungsstadt war auf dem Höhepunkt ihrer Stärke und ihres Stolzes.

Er führte die anderen auf der Mauer zum nördlichen Tor, und Harper beobachtete seinen Captain, wie dieser verdrießlich auf die Wachen starrte, auf das riesige Tor und

auf die Infanteriekompanien, die ständig zwischen den Granitsperren postiert waren, um den Eingang zur Stadt zu schützen.

Harper erriet Sharpes Gedanken. »Da geht’s nicht raus, Sir.«

»Nein.« Ihre letzte kleine Chance war dahin. »Nein. Zurück zum Haus.«

Sie kletterten über Stufen hinab und entdeckten eine Straße, die nach unten in die Stadt führte. Sharpe hielt sich fern von den dunklen Häusern mit ihren blinden Fenstern und den verrammelten Türen. Ihre Stiefel hämmerten freudlos über das Pflaster. Sie spähten in Gassen und Querstraßen hinein, und einoder zweimal glaubte Harper, einen Schatten gesehen zu haben, der zu unförmig war, um zu einem Gebäude zu gehören. Sicher war er sich allerdings nicht. In Almeida war es gespenstisch still. Sharpe zückte seinen Degen.

»Sir?« Harpers Stimme klang besorgt. »Sie haben ja wohl nicht vor, oder etwa doch ...«

Sie hatten die Dächer außer Acht gelassen, aber Helmut war auf ein Geräusch aufmerksam geworden, hatte sich umgedreht und nach oben geblickt. Der Mann, der sich auf ihn fallen ließ, schrie erbärmlich, als Helmuts Säbel ihn durchbohrte.

Sharpe wich nach rechts aus, Harper nach links, und dann war die Straße auf einmal erfüllt von dunkel gekleideten, Degen schwingenden Männern und vom jämmerlichen Wimmern des Sterbenden.

Hagman stand mit dem Rücken zur Wand, ließ El Católicos Männer kommen und setzte sein Bajonett gegen sie ein. Sharpe, der an derselben Mauer stand, wich entsetzt aus, als die Klinge eines Degens auf ihn zukam und seinen Leib nur knapp verfehlte. Er parierte den Hieb eines zweiten Mannes mit dem Degen und erinnerte sich, dass El Católico ihn das Werkzeug eines Schlächters genannt hatte. Er machte die mangelnde Technik wett durch seine Wut, hieb einmal zu

und spürte, wie die Waffe etwas traf, eindrang und wieder herausglitt. Er wandte sich erneut dem ersten Angreifer zu, aber Roach war herbeigeeilt und sorgte mit wuchtigen Schlägen seines Gewehrkolbens dafür, dass der Mann sein Leben aushauchte. Sharpe machte kehrt, holte blindlings zum Schlag aus und spürte, wie dieser pariert und abgewehrt wurde. Er machte einen Satz zurück, da er wusste, dass nun der Angriff folgen würde, stolperte über den Toten und fiel hin.

Der Sturz rettete ihm das Leben. Das siebenläufige Gewehr, an der gegenüberliegenden Mauer stabilisiert, zischte, als der Funke die Pfanne zündete. Dann schlug es eine Bresche, die bis auf die andere Straßenseite reichte. Das Geräusch, verstärkt durch die eng stehenden Wände, dröhnte in Sharpes Kopf, aber er sah drei Männer taumeln und einen, der bereits umgesunken war.

Roach zog ihn hoch, und er warf sich nach vorn, hinein in das Durcheinander, das der Schuss gestiftet hatte, schlug auf einen Mann ein und trat nach einem anderen. Plötzlich waren die vier Briten auf der anderen Seite der Straße vereint, und die Spanier waren zwischen ihnen und den drei Männern der Königlich Deutschen Legion gefangen.

Die Deutschen hatten ihre Sache gut gemacht. Der Säbel war ihre Waffe, und sie bekämpften ihre Gegner mit ureigenem Geschick. Sharpe wusste, dass er irgendwann die Kunst des Fechtens erlernen musste, aber dies war nicht der Zeitpunkt, um es zu versuchen. Er hackte einfach um sich. Sein linker Arm schmerzte, aber der rechte sauste immer wieder schräg herab, sodass die Widersacher zu beiden Seiten weggedrängt wurden, wo Roach und Hagman ihnen mit dem Bajonett zusetzten. Die Partisanen, deren Überraschungsangriff misslungen war, begannen zu laufen. Sie schlüpften an den Deutschen vorbei und verschwanden in die Nacht.

Helmut knurrte. Unter diesen Umständen hatte es keinen Sinn, einzelne Männer zu töten, und er hatte kaum eine

Chance, sich gegen die langen, flinken Degen durchzusetzen. Er führte mit seinem Krummsäbel kurze, sparsame Hiebe aus, wobei er auf die Augen zielte, immer auf die Augen, weil ein Mann eher die Flucht ergreift, als sich das Augenlicht nehmen zu lassen. Und Helmut sorgte dafür, dass seine Angreifer zurücktaumelten, mit den Händen vorm Gesicht und Blut zwischen den Fingern.

Die Spanier hatten genug. Sie rannten davon, doch der kurz geratene Feldwebel ließ seinen Säbel fallen, packte einen beim Arm, umschlang ihn wie ein Bär, nur um ihn flink wieder loszulassen und mit aller Gewalt gegen eine Mauer zu schwingen. Das Geräusch glich dem eines Sacks voller Rüben, der vom Dachstuhl einer Scheune auf einen Steinfußboden fällt.

Harper grinste ihn an, wischte Blut von seinem Schwertbajonett. »Gut gemacht, Helmet.«

Am anderen Ende der Straße ertönte ein Ruf, und Fackeln loderten auf.

Die sechs Männer wirbelten mit erhobenen Waffen herum, aber Sharpe befahl ihnen, zu warten. Eine portugiesische Patrouille polterte mit schussbereiten Musketen auf sie zu, und Sharpe sah den Offizier, der sie mit gezogenem Säbel anführte. Der Offizier blieb mit misstrauischem Gesicht stehen, dann jedoch grinste er, breitete die Arme aus und lachte.

»Richard Sharpe! Ausgerechnet! Was machst du denn hier?«

Sharpe lachte, wischte das Blut von seiner Klinge und steckte sie ein. Er wandte sich an Harper. »Sergeant, das ist Tom Garrard. Ehemaliger Sergeant des Dreiunddreißigsten Regiments, jetzt Leutnant der portugiesischen Armee.« Er nahm Garrards Hand und schüttelte sie. »Du Halunke. Wie geht es dir?«

Garrard strahlte ihn an, wandte sich an Harper. »Wir waren damals beide Sergeant. Jesus Christus, Dick, das muss Jahre her sein. Ich erinnere mich noch, wie du diesem

verdammten kleinen Heiden das Gesicht weggeblasen hast! Schön, dich zu sehen. Und ein verdammter Captain bist du! Wohin soll das noch führen?« Er salutierte vor Sharpe und lachte.

»Es ist Jahre her, dass mich jemand Dick genannt hat. Geht’s dir gut?«

»Blendend. Könnte nicht besser sein.« Er wies mit dem Daumen auf seine Männer. »Gute Jungs. Kämpfen wie wir. So, so. Erinnerst du dich noch an das Mädchen in Sering? An Nancy?«

Sharpes Männer sahen Garrard neugierig an. Es war ein Jahr her, seit die portugiesische Regierung die Briten gebeten hatte, ihre Truppen zu reorganisieren, und eine der Änderungen eines Engländers, Marshal Beresford, der nun die portugiesischen Truppen kommandierte, hatte darin bestanden, erfahrenen britischen Sergeants Offizierspatente anzubieten, damit die unerfahrenen und schlecht ausgebildeten portugiesischen Soldaten Offiziere bekamen, die sich im Kampf auskannten. Das sei gelungen, sagte Garrard, und funktioniere gut. Er sah zu Harper hinüber.

»Sie sollten sich melden, Sergeant.«

Harper grinste und schüttelte den Kopf. »Ich bleibe mit ihm zusammen.«

»Sie könnten es schlimmer treffen.« Garrard wandte sich an Sharpe. »Probleme?«

»Schon vorbei.«

Garrard steckte seinen Säbel ein. »Kann ich was für euch tun?«

»Mach ein Tor für uns auf. Noch heute Nacht.«

Garrard blickte ihn schelmisch an. »Wie viele seid ihr?«

»Zweihundertfünfzig. Kavallerie und wir.«

»Jesus Christus, Freund. Das ist unmöglich. Ich dachte, du meinst nur diese sieben Mann.« Er unterbrach sich, grinste. »Habt ihr mit dem Gold zu tun?«

»Haben wir. Du weißt davon?«

»Allmächtiger Gott! Jeder kommt mir mit dem verdammten Befehl, zu verhindern, dass das Gold die Stadt verlässt. Davor wussten wir nicht einmal, dass es hier Gold gibt.« Er schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Dick. Da kann ich nicht helfen.«

Sharpe lächelte. »Macht nichts. Wir schaffen es auch so.«

»Bestimmt.« Er erwiderte das Lächeln. »Ich hab von Talavera gehört. Das war verdammt gute Arbeit. Wirklich.«

Sharpe verwies auf Harper. »Er war auch dabei.«

Garrard nickte dem Iren zu. »Bin stolz auf Sie.« Er wandte sich an seine Männer. »Das nächste Mal sind wir an der Reihe, nicht wahr, Jungs?« Die Portugiesen lächelten, nickten Sharpe schüchtern zu.

»Wir müssen weiter, Tom. Gibt noch viel zu tun.« Sie verabschiedeten sich, versprachen sich auf Ehrenwort, einander zu besuchen, ohne Rücksicht darauf, ob sie dieses Ehrenwort halten konnten oder nicht, und Sharpe nahm Garrards Angebot an, für ihn die Leichen von der Straße zu schaffen.

»Gib auf dich acht, Dick!«

»Und du.« Sharpe sah Harper an. »Hast du El Católico gesehen?«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Es waren genug von ihnen da, Sir. Aber er war nicht darunter. Vielleicht lässt er seine Drecksarbeit von anderen erledigen?«

Wo war er dann? Sharpe blickte zu den Dächern auf. Natürlich, die Dächer. Er wandte sich an den Sergeant.

»Haben wir Posten auf dem Dach?«

»Auf dem Dach?« Besorgnis zeigte sich auf dem breiten Gesicht. »Lieber Herrgott!«

»Kommt!« Sie rannten los. Nicht schon wieder, dachte Sharpe. Bitte, Gott, nicht schon wieder. Er dachte an Josefina, wie sie zwischen den blutbefleckten Laken gelegen hatte, und rannte noch schneller, den Degen bereits in der Hand. »Aufmachen!«

Die Wachtposten drehten sich überrascht nach ihnen um und stießen das Tor zum Innenhof auf. Es roch nach Pferden und Fackeln. Sharpe sprang die Stufen empor, stieß die Küchentür auf. Und da war die Kompanie, Essen, Feuerschein, Kerzenlicht, und Teresa saß unversehrt am Kopfende des Tischs. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, schüttelte den Kopf, und Lossow trat zu ihm.

»Willkommen daheim. Was ist denn?«

Sharpe zeigte zur Decke. »Oben!« Er versuchte, wieder zu Atem zu kommen. »Oben. Der Schweinehund wartet dort oben.«

KAPITEL 22

Lossow schüttelte den Kopf. »Er ist nicht da.«
»Er ist irgendwo in der Nähe.«
Der Deutsche zuckte mit den Schultern. »Wir haben alles durchsucht.« Sie hatten in jedem Zimmer nachgesehen, in jedem Schrank, in jedem Schornstein und auf dem schweren Ziegeldach, aber von El Católico und seinen Männern fehlte jede Spur.
Sharpe war nicht zufrieden. »Und die anderen Häuser?«
»Ja, mein Freund«, sagte Lossow geduldig. Die Deutschen hatten die umliegenden Häuser aufgebrochen, um herrlich geräumig und komfortabel schlafen zu können, und sie waren allesamt durchsucht worden. Der Kavallerist ergriff Sharpes Ellbogen. »Kommen Sie, essen Sie etwas.«
Die Kompaniesoldaten, jedenfalls diejenigen, die nicht auf Postendienst waren, hatten sich in der Küche versammelt, wo der Inhalt eines Topfes auf dem Feuer brodelte. Parry Jenkins hob ihn mit einem Haken herunter. »Richtiger Eintopf, Sir.«
Das Gold war in einem Vorratsraum eingeschlossen, zusammen mit einem Fass Wein, bewacht vom pflichtbewussten Sergeant McGovern. Während er Fleisch und Gemüse in sich hineinlöffelte, warf Sharpe einen Blick auf die Tür. Hinter den Vorhängeschlössern und Riegeln befand sich der Drachenschatz. Sharpe erinnerte sich gut an die entsprechenden Legenden. Wenn ein Mann vergrabenes Gold stahl, würde der Drache sich rächen. Und es gab nur einen Weg, seiner Rache zu entgehen: indem man den Drachen tötete.
Der halbherzige Angriff auf der Straße war nicht das Ende dieser Angelegenheit gewesen. Sharpe nahm an, dass El

Católico seine Trupps in der ganzen Stadt verteilt hatte, um Ausschau nach den Schützen zu halten, aber der Drache legte bestimmt Wert darauf, dabei zu sein, wenn es ans Morden ging. Er wollte den Todeskampf miterleben.

Lossow sah Sharpe beim Essen zu.

»Glauben Sie, er wird heute Nacht zuschlagen?«

Sharpe nickte. »Er hat angeboten, über den morgigen Tag hinaus dazubleiben und bei der Verteidigung behilflich zu sein, aber damit wollte er sich nur rückversichern. Er will es hinter sich bringen. Er will fort, ehe die Franzosen die Stadt abriegeln.«

»Also will er morgen aufbrechen.«

Knowles zuckte mit den Schultern. »Vielleicht kommt er doch nicht, Sir. Schließlich bekommt er sein Gold, nicht wahr?«

Sharpe grinste. »Glaubt er wenigstens.« Er warf einen Blick auf Teresa. »Nein, er wird kommen.« Er lächelte Teresa zu. »Major Kearsey ist der Meinung, du solltest heimgehen.«

Sie hob die Augenbrauen, sagte nichts. Vor Sharpes Aufbruch aus dem Hauptquartier von Cox hatte Kearsey ihn beiseitegenommen und auf ihn eingeredet, er solle doch Teresa ihrem Vater zurückgeben. Sharpe hatte genickt. »Schicken Sie ihren Vater morgen um zehn Uhr vorbei, Sir.« Nun beobachtete er sie. »Was hast du vor?«

Sie sah ihn geradezu herausfordernd an. »Was hast du denn vor?«

Sharpes Männer und einige der Deutschen hörten dem Gespräch zu. Sharpe wies mit dem Kopf zur Tür. »Komm, gehen wir in den Nebenraum. Dort können wir uns unterhalten.«

Harper nahm einen Krug Wein mit, Lossow und Knowles nichts als ihre Neugier. Teresa folgte ihnen. Sie blieb an der Tür des kleinen Wohnraums stehen und berührte mit kühlen Fingern seine Hand. »Wirst du den Sieg davontragen, Richard?«

Er lächelte. »Ja.« Wenn nicht, war sie so gut wie tot. El Católico würde darauf aus sein, sich an ihr zu rächen.

In dem kleinen Raum angekommen, nahmen sie die Schonbezüge ab und ließen sich auf bequemen Sesseln nieder. Sharpe war müde, entsetzlich müde, und seine Schulter sandte einen tiefen pochenden Schmerz aus. Er trimmte einen Kerzendocht, wartete darauf, dass die Flamme größer wurde, und ergriff leise das Wort.

»Ihr alle wisst, was vorgeht. Man befiehlt uns, morgen das Gold auszuhändigen. Rittmeister Lossow hat den Befehl erhalten, abzuziehen, und wir sollen dableiben.«

Er hatte ihnen bereits alles erzählt, während sie noch einmal die Häuser durchsucht hatten, aber er wollte es im Einzelnen durchgehen, wollte nach Auswegen suchen, denn er hoffte immer noch, dass sich seine Entscheidung als unnötig erweisen würde.

Lossow räkelte sich in seinem Lehnstuhl. »Demnach ist alles aus?« Er runzelte ungläubig über seine eigene Frage die Stirn.

»Nein. Ob es Cox gefällt oder nicht, wir marschieren ab.«

»Und das Gold?« Teresas Stimme klang ruhig.

»Nehmen wir mit.«

Einem instinktiven Gefühl folgend, entspannten sich alle, als reiche diese Absichtserklärung schon aus. »Die Frage ist ...«, fuhr Sharpe fort, »... wie?«

In dem Raum herrschte Schweigen. Harper sah aus, als sei er eingeschlafen, aber Sharpe ging davon aus, dass der Ire den anderen weit voraus war. Knowles traktierte in hilfloser Verzweiflung die Armlehne seines Sessels mit den Fäusten. »Wenn wir nur den General benachrichtigen könnten!«

»Dazu ist es zu spät. Die Zeit ist abgelaufen.«

Sharpe rechnete nicht damit, dass sie eine Antwort parat hatten, aber er wollte erreichen, dass sie die einzelnen Schritte nachvollzogen und das Dilemma kannten, damit sie ihm, wenn er die Lösung lieferte, zustimmen konnten.

Lossow beugte sich vor ins Licht der Kerze. »Cox lässt Sie nicht gehen. Er glaubt, wir würden das Gold stehlen.«

»Womit er recht hat.« Teresa zuckte mit den Schultern.

Knowles runzelte die Stirn. »Kämpfen wir uns den Weg frei, Sir? Ergreifen die Flucht?«

Sharpe dachte an die granitverkleideten Gräben, an die aufgereihten Kanonen, an die gewundenen Zugangstunnel mit ihren Gattern und grimmigen Wachtposten.

»Nein, Robert.«

Lossow grinste. »Ich weiß. Wir ermorden General Cox.«

Sharpe lächelte nicht. »Sein Stellvertreter würde seine Befehle ausführen.«

»Gütiger Himmel! Ich hab doch nur einen Witz gemacht!« Lossow starrte Sharpe an und war endlich überzeugt, dass der Schütze es ernst meinte.

Irgendwo bellte ein Hund, vermutlich draußen im französischen Feldlager. Wenn die Briten diesen Feldzug überlebten, dachte Sharpe, und wenn er heute Nacht seine Pflicht erfüllte, würde alles wieder von vorn anfangen. Portugal musste zurückerobert, die Grenzfestungen mussten neu besetzt, die Franzosen nicht nur aus Spanien, sondern aus ganz Europa verjagt werden. Lossow hielt den Ausdruck in seinem Gesicht fälschlicherweise für Verzweiflung.

Der Deutsche sagte leise: »Haben Sie schon mal daran gedacht, das Gold aufzugeben?«

»Nein.« Das stimmte nicht. Er holte tief Luft. »Ich kann Ihnen nicht sagen, warum, ich weiß selbst nicht, wie, aber dieses Gold macht den Unterschied zwischen Sieg und Niederlage aus. Wir müssen es fortschaffen.« Er nickte Teresa zu. »Sie hat recht. Wir stehlen das Gold, auf Wellingtons Anweisung, und das ist der Grund, warum es keine ausformulierten Befehle gibt. Die Spanier ...«, sagte er mit einem entschuldigenden Schulterzucken zu der jungen Frau, »... die Spanier sind weiß Gott schwierige Verbündete. Überlegen Sie nur, wie viel schlimmer es wäre, wenn sie hierüber schriftliches Beweismaterial hätten?« Er lehnte sich

zurück. »Ich kann Ihnen nur sagen, was man mir gesagt hat. Das Gold ist wichtiger als Männer, Pferde, Regimenter oder Kanonen. Wenn wir es verlieren, ist der Krieg vorbei, und wir kehren in die Heimat zurück oder geraten, was viel wahrscheinlicher ist, in französische Gefangenschaft.«

»Und wenn du es mitnimmst?« Teresa fröstelte.

»Dann werden die Briten in Portugal bleiben.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich kann es nicht erklären, aber es ist die Wahrheit. Und wenn wir in Portugal bleiben, werden wir nächstes Jahr wieder in Spanien sein. Mitsamt dem Gold.«

Knowles schnippte mit den Fingern. »Wir töten El Católico!«

Sharpe nickte. »Es wird uns vermutlich nichts anderes übrig bleiben. Aber das ändert nichts an Cox' Befehl, das Gold an die Spanier auszuhändigen.«

»Also ...« Knowles hätte gern gefragt, wie sie vorgehen sollten. Doch er zuckte stattdessen nur mit den Schultern.

Teresa stand auf. »Ist dein Mantel oben?«

Sharpe nickte. »Frierst du?« Sie trug nach wie vor nichts als ihr dünnes weißes Kleid. Er stand ebenfalls auf, dachte an seine Befürchtungen, was El Católico betraf. »Ich gehe mit.«

Harper und Lossow erhoben sich, aber Sharpe bedeutete ihnen, sie sollten sitzen bleiben. »Wir kommen schon zurecht, es dauert nur eine Minute. Denken Sie solange nach, meine Herren.«

Er ging voraus, die Treppe hinauf, und spähte in die Dunkelheit. Teresa streckte die Hand nach ihm aus. »Glaubst du, er ist hier?«

»Ich weiß, dass er hier ist.«

Sharpe kam sich lächerlich vor. Das Haus war mehrfach durchsucht worden, auf den Balkonen und auf dem Dach standen Wachtposten, und dennoch sagten ihm seine Instinkte, dass El Católico noch in dieser Nacht kommen würde, um Rache zu nehmen.

Rache, hieß es bei den Spaniern, war ein Gericht, das man besser kalt genoss, aber für El Católico war sie ein Gericht, das rasch gegessen werden musste, solange Sharpe in der belagerten Stadt festsaß. Und Sharpe bezweifelte nicht, dass El Católico auf Rache aus war, nicht wegen des Goldes, sondern wegen seiner beleidigten Männlichkeit. Daher nahm der Schütze, ehe sie den von Kerzen erleuchteten Raum mit seinem Himmelbett und dem großen Schrank betraten, seinen Degen zur Hand.

Teresa suchte Sharpes Mantel heraus und legte ihn sich um die Schultern. »Siehst du? Es droht keine Gefahr.«

»Geh wieder nach unten. Sag den anderen, ich komme in zwei Minuten nach.«

Sie hob die Augenbrauen, sah ihn verblüfft an, doch er schob sie durch die Tür und blickte ihr nach, bis sie wieder in dem kleinen Wohnraum angelangt war.

Sharpe spürte, wie sich seine Nackenhaare sträubten, spürte das Prickeln des Blutes dicht unter der Haut. Dies waren die altbekannten Anzeichen dafür, dass sich der Feind in der Nähe befand. Er ließ sich auf dem Bett nieder und zog die Stiefel aus, damit er sich lautlos bewegen konnte. Er wünschte sich, dass El Católico da war und die Angelegenheit ein für alle Mal bereinigt würde, damit er sich darauf konzentrieren konnte, was morgen anstand. Er dachte an den flinken Degen des Spaniers, an sein lässiges Geschick, aber er musste nun einmal gestellt und geschlagen werden, sonst würde er am Morgen ständig hinter sich blicken und sich Sorgen um Teresa machen.

Er bewegte sich leise über den Plankenfußboden und blies die Kerzen aus. Der Degen hatte ein ungeheures Gewicht. Eine Schlächterklinge hatte der Spanier ihn genannt.

Er zog die Vorhänge auf und trat auf den Balkon. Auf dem nächsten Balkon rührte sich ein Wachtposten. Über sich, zwischen den Dachfirsten, konnte er das leise Gemurmel zweier Deutscher hören.

Es musste in dieser Nacht geschehen! El Católico würde die Beleidigung nicht hinnehmen, würde nicht zulassen, dass er in Almeida eingeschlossen wurde, während die Franzosen die Stadt bestürmten.

Aber wie?

Nichts regte sich drunten auf der Straße. Die Häuser und die Kirche gegenüber waren unbeleuchtet, ihre Fensterläden geschlossen. Nur das Glühen der französischen Lagerfeuer erhellte den südlichen Himmel jenseits der Mauern, auf denen er morgen Wachdienst schieben sollte. Der Kirchturm war vor diesem rötlichen Glühen als Silhouette zu erkennen, und seine beiden mit schweren Gegengewichten versehenen Glocken glänzten vom fernen Feuerschein.

Die Leiter war fort! Am Morgen war sie noch da gewesen, das wusste er. Er versuchte, sicherzugehen, und erinnerte sich, dass er die Vorhänge geöffnet hatte, dass er sich von Teresas Nacktheit abgewandt und die Glocken gesehen hatte und die an den Turm gelehnte metallene Leiter. Dann hatte er sich wieder abgewandt, aber er war sicher, dass es dort eine Leiter gegeben hatte.

Warum sollte jemand die Leiter entfernen? Er sah sich nach beiden Seiten um, nach den Wachtposten auf den Balkonen. Natürlich! Knowles mit seinem Gefühl für Anstand hatte darauf verzichtet, auf diesem Balkon einen Posten aufzustellen, auf jedem Balkon in der Straße außer auf diesem, sodass kein Angehöriger der Kompanie gezwungen war, die außerehelichen Abenteuer von Captain Sharpe zu belauschen. Und El Católico war kein Narr. Die Chancen standen hundert zu eins, dass der unbewachte Balkon derjenige war, den es zu ersteigen galt, und die Leiter würde vom Kirchendach mit seiner günstig gelegenen Plattform über die Straße reichen. Und während von der Kirche aus Musketen die Wachen unter Beschuss nahmen, würden El Católico und seine besten Männer auf den eisernen Sprossen der Leiter die Straße überqueren, die Vorhänge beiseiteschieben und süße Rache nehmen.

An diesem Punkt hielt er inne, hielt das Ganze für ein Hirngespinst, doch warum sollte es nicht so sein? Mitten in der Nacht, um drei oder vier Uhr morgens, wenn die Wachen gegen den Schlaf ankämpften, war der richtige Zeitpunkt. Wie auch immer, es gab nur einen Weg, sich zu vergewissern. Er schwang ein Bein übers Balkongeländer, beruhigte den Posten auf der nächsten Balustrade und sprang hinab auf die Straße.

Die Gruppe in dem kleinen Raum würde sich fragen, wo er blieb, aber dies hier musste nicht lange dauern. Sicher ist sicher, dachte er und schlich leise auf bloßen Füßen in die Gasse, die hinter der Kirche einbog. Er geriet aus dem Blickfeld der Wachtposten, hielt sich dicht an der Kirchenmauer, streckte den mächtigen Degen vor, dessen Klinge in der Dunkelheit matt glänzte, und horchte auf mögliche Geräusche. Nichts, nur fernes Hundegebell und die Laute des Windes.

Er empfand die eigene innere Erregung, die drohende Gefahr, aber es erfolgte immer noch kein Laut, keine Bewegung. Er spähte zum Rand des Kirchendachs empor, das im Mondlicht irgendwie unschuldig aussah. In der Mauer befand sich eine kleine Pforte. Sie war verschlossen und verriegelt, und gleich daneben war das Mauerwerk geborsten und provisorisch ausgebessert.

Wieder kam ihm der Gedanke, dass er einem Hirngespinst aufgesessen war, dass El Católico nichts weiter zu tun brauchte, als vom Kirchendach aus das unbewachte Zimmer unter Musketenbeschuss zu nehmen, dass die Leiter nur dazu gedient hatte, den Aufstieg der Partisanen von der Straße aufs Dach zu erleichtern. Aber er wusste, dass er nicht zufrieden sein würde, ehe er nicht über den Dachrand geblickt hatte. Er steckte den riesigen Degen hinten so in sein Koppel, dass der Griff über seine Schultern hinausragte, und suchte mit der rechten Hand nach einem Halt im Mauerwerk.

Er bewegte sich unendlich langsam, kletterte lautlos wie eine Eidechse nach oben, tastete mit den Fußspitzen nach jedem Halt und streckte die Hände nach den Lücken zwischen den Mauersteinen aus. Seine linke Schulter tat ihm weh, veranlasste ihn, vor Schmerzen das Gesicht zu verziehen, aber er stieg weiter, weil er das Ende vor Augen hatte, weil es nicht mehr weit war, weil er keine Ruhe finden würde, ehe diese Privatsache bereinigt war.

Harper würde sich ärgern, dass er ihn nicht aufgefordert hatte, dabei zu sein, aber dies war Sharpes Angelegenheit. Teresa war seine Frau, und während er sich vorsichtig voranschob, war ihm bewusst, dass er sie schrecklich vermissen würde.

Je näher er dem Dachrand kam, desto spärlicher wurden die Möglichkeiten, sich festzuhalten. Um das Dach herum verlief ein Gesims, einen Fuß breit und glatt, und er konnte das Dach selbst nicht erreichen. Er brauchte noch einen Haltegriff und entdeckte ihn zu seiner Linken, wo eine metallene Strebe schräg nach unten verlief, um eine Lampenhalterung über der Pforte abzusichern. Er griff danach, packte das rostende Metall, zog daran und stellte fest, dass es hielt. Er verlagerte das Gewicht, hob den rechten Fuß, konnte spüren, wie sich die Last seines Körpers auf seine schmerzende linke Schulter verschob, und dann bewegte sich die Strebe.

Es handelte sich um eine winzige Bewegung, nicht mehr als ein Scharren von Metall auf Stein, aber er verlor das Gleichgewicht. Sein linker Arm rettete ihn, doch es war, als hätte jemand in seiner Achselhöhle einen Fleischerhaken angesetzt und würde ihn nun hineinbohren und drehen. Er schluchzte vor Schmerzen auf, als frisches Blut aus der aufgerissenen Wunde schoss und seine Brust durchnässte. Er schloss die Augen, biss die Zähne zusammen und keuchte vor Schmerzen. Dann ließ er alle Vorsicht außer Acht, warf den rechten Arm hoch, erreichte die Oberkante

des Gesimses und empfand wunderbare Erleichterung, als sein linker Arm entlastet wurde.

Er erstarrte, rechnete mit einem Schlag auf seine ungeschützte rechte Hand, aber nichts regte sich. Womöglich war doch niemand auf dem Dach. Er stemmte sich mit dem rechten Fuß nach oben, zog sich mit der Hand hoch. Sein Blick bewegte sich langsam hinauf, am Mauerwerk vorbei, und dann konnte er plötzlich den Himmel sehen. Er war gezwungen, noch einmal die linke Hand zu gebrauchen, um über den Rand zu kommen. Er hielt den Schmerz aus, während seine Rechte nach einem sicheren Halt suchte. Dann konnte er sich endlich auf die flache Oberkante des Gesimses ziehen und sehen, was er zu sehen befürchtet hatte: ein leeres Dach. Nur dass hier etwas nicht stimmte. Es roch nach Tabak, wo kein Tabakgeruch sein sollte.

Er holte seinen Degen hinter dem Rücken hervor und ging dicht an der inneren Wand des Gesimses in die Hocke. Sein linker Arm lag neben den stark geschwungenen Dachziegeln, die über ihm aufragten und ihm die Sicht auf das Haus nahmen, in dem Harper und Lossow inzwischen gewiss nach ihm suchten.

Hinter ihm war das Dach leer und vom Mondlicht tief verschattet, aber vor sich konnte er den Glockenturm erkennen, an dessen Fuß die Leiter lag, und davor die ebene Plattform mit der Falltür nach unten. Er konnte nur einen Teil der Plattform überblicken, nur einen kleinen Teil, und er roch Tabakrauch. Dieser Rauch konnte nicht von seinen Wachtposten stammen, denn der Wind kam von Süden. Während er vorwärtskroch und mit jedem Schritt mehr von der Fläche erkennen konnte, die in einen Winkel des kreuzförmigen Kirchendachs eingepasst war, fühlte er sich in seinem Verdacht bestätigt.

Die Plattform war leer, sie verspottete ihn mit weißen Steinfliesen im Mondlicht, und die Leiter war vermutlich wegen irgendwelcher Reparaturen dort aufgestellt und

später wieder heruntergenommen worden. Allerdings war ihm ein Rätsel, warum jemand eine Reparatur vorgenommen haben sollte, kurz bevor die Franzosen kamen.

Er betrat auf leisen Sohlen die Plattform, eine geräumige viereckige Fläche, und war hinter dem aufragenden Dachfirst des Seitenschiffs vom Haus aus immer noch nicht zu sehen. Nun konnte er Stimmen hören, jenseits der Straße, die nach ihm riefen. Er konnte den besorgten Harper ausmachen und Lossow, der die Wachen anschrie. Soeben wollte er antworten, doch da hörte er das Knirschen und sprang beiseite.

Die Falltür öffnete sich, zunächst nur einen schmalen Spalt, und entließ einen Schwall Zigarrenrauch. Dann wurde sie angehoben, bis ihre Kette gespannt war, und ein Mann tauchte daraus auf, in einen dunklen Umhang gehüllt. Er kletterte aufs Dach, ohne Sharpe in dem Schatten am Turm zu sehen, denn er rechnete nicht damit, etwas zu sehen.

Der schnurrbärtige Mann ging hinüber zum Dach des Seitenschiffs, lehnte sich daran vorbei, bis er die Straße überblicken konnte, und meldete dann leise auf Spanisch, was er gesehen hatte. Der Partisanenführer, dachte Sharpe, hatte wohl den Aufruhr mitbekommen und einen Späher ausgesandt. Der Mann paffte an seiner Zigarre und lauschte den Rufen, dann bückte er sich, um sie auszudrücken. Außer ihm war niemand aufgetaucht. Das Innere der Kirche war unbeleuchtet.

Sharpe atmete kaum und presste sich dicht an das Mauerwerk.

Vom Aufgang unter der Falltür klang ein eindringliches Flüstern herüber. Der Mann mit der Zigarre nickte. *»Si, si.«* Er war erschöpft und gähnte, als er zur Falltür zurückging. Zunächst war er nicht sicher, was er gesehen hatte, nichts als einen Schatten. Er starrte den Schatten an.

Der Schatten bewegte sich, verwandelte sich in einen Mann mit einem Degen, und der müde Späher tat einen Satz rückwärts und riss den Mund auf. Aber Sharpe stieß bereits

die Klinge vor, zielte auf seine Kehle und verfehlte sie. Der Degen schabte an einer Rippe entlang, rutschte ab und drang ein, aber der Mann hatte geschrien, und von der Falltür her erklangen Schritte.

Der verdammte Degen saß fest. Sharpe ließ die Klinge samt ihrem Opfer zu Boden gehen, stellte dem Mann den Fuß auf die Brust, zog und drehte und spürte, wie die Saugwirkung nachließ und die Klinge freikam. Ein zweiter Mann war, eine Pistole in der Hand, halb aus der Falltür heraus. Sharpe duckte sich, stieß im selben Moment mit dem Degen zu, als die Pistole krachte und die Kugel in die Dachziegel einschlug. Sharpe brüllte eine unverständliche Herausforderung, als die Klinge den Mann traf. Dann hörte er ihn von der Leiter fallen. Er packte die Falltür, wollte sie schließen.

»Nein!«, rief eine Stimme von unten. In der Kirche wurde es plötzlich hell. »Warten Sie!« Es handelte sich um El Católicos Stimme, tief und seidig. »Wer ist da?«

»Sharpe.« Er stand hinter der Falltür, von unten nicht zu sehen und damit unangreifbar.

El Católico lachte leise auf. »Darf ich heraufkommen?«

»Warum?«

»Sie können nicht herunterkommen. Wir sind zu viele. Deshalb muss ich zu Ihnen kommen. Lassen Sie mich hinauf?«

Auf der anderen Straßenseite ertönten Rufe. »Captain! Captain!«

Er achtete nicht darauf. »Sie allein?«

»Ich allein.« Die Stimme klang amüsiert und nachsichtig.

Sharpe hörte Schritte auf der Leiter, sah das Licht näher kommen. Dann stellte eine Hand eine unabgeschirmte Laterne auf dem Dach ab, und El Católicos dunkler Kopf erschien, drehte sich um und lächelte. Die andere Hand hob den Degen, warf ihn klirrend auf die andere Seite des Daches. »So. Jetzt können Sie mich töten. Aber das werden Sie nicht tun, denn Sie sind ein Ehrenmann.«

»Bin ich das?«
El Católico lächelte wieder, halb aus der Falltür heraus. »Kearsey ist anderer Meinung, aber Kearsey setzt Ehre und Gott gleich. Sie nicht. Dürfte ich heraufkommen? Ich bin allein.«
Sharpe nickte. Er wartete, bis der hochgewachsene Spanier auf dem Dach stand, dann stieß er die Falltür zu. Sie war schwer und dick genug, um eine Kugel aufzuhalten, aber zur Sicherheit zerrte Sharpe zusätzlich die eiserne Leiter darüber.
El Católico sah ihm zu. »Sie sind nervös. Die kommen schon nicht herauf.« Er zwinkerte Sharpe freundlich zu. »Warum sind Sie hier?«
»Die Leiter war nicht mehr da.«
Der hochgewachsene Spanier blickte verwirrt drein. Er breitete unsicher die Hände aus. »Nicht mehr da?«
Sharpe stieß mit dem Fuß gegen die Leiter. »Heute Morgen war sie noch an den Turm gelehnt. Heute Abend war sie nicht mehr da.«
»Ah!« Er lachte. »Wir haben sie benutzt, um an der Kirchenmauer hochzuklettern.« Er begutachtete Sharpes unordentliche Uniform. »Wie ich sehe, hatten Sie andere Methoden.« Mit einer der für ihn typischen anmutigen Gesten öffnete er seinen Umhang. »Sehen Sie. Keine Pistole. Ich habe nur den Degen.« Er unternahm nicht den Versuch, ihn aufzuheben.
Jenseits des Kirchendachs konnte Sharpe plötzlich Fackelschein erkennen. Dort machten sich Suchmannschaften auf den Weg. Die Hand, die den schweren Degen festhielt, war schweißnass, aber er wollte dem Spanier nicht die Genugtuung geben, zu sehen, wie er sie abwischte.
»Und warum sind Sie hier?«
»Um mit Ihnen zu beten.« El Católico lachte und wies mit dem Kopf in Richtung Straße. »Die machen so viel Lärm,

dass sie uns nicht hören werden. Nein, Captain, ich bin hier, um Sie zu töten.«

Sharpe lächelte. »Warum? Sie haben doch das Gold.«

El Católico nickte. »Ich traue Ihnen nicht, Sharpe. Solange Sie am Leben sind, davon bin ich überzeugt, wird das Gold nicht leicht zu bekommen sein, obwohl General Cox ein ziemliches Problem für Sie darstellt.« Sharpe bestätigte es mit einem Nicken, und El Católico sah ihn mit listiger Miene an. »Und wie wollten Sie es lösen?«

»So, wie ich es morgen lösen werde.« Sharpe wünschte sich, er wäre so zuversichtlich, wie er den anderen glauben machte. Er hatte El Católico in Aktion gesehen, hatte sich im Fechtkampf mit ihm gemessen und dachte nun verzweifelt darüber nach, wie er den bevorstehenden Kampf gewinnen sollte. Der hochgewachsene Spanier lächelte, deutete auf seinen Degen.

»Erlauben Sie? Sie können mich natürlich umbringen, ehe ich ihn erreiche, aber ich denke, das werden Sie nicht tun.« Er war vorgetreten, während er sprach. Nun blieb er stehen, hob den Degen auf und drehte sich um. »Ich hatte recht. Sehen Sie? Sie sind ein Ehrenmann!«

Sharpe spürte die Nässe des frischen Bluts auf seiner Brust. Er ließ seinen Degen sinken, während der Spanier betont lässig den Umhang abwarf und die Elastizität seiner Klinge prüfte. El Católico nahm die Spitze des Degens in die linke Hand und bog sie fast bis zum Griff herum.

»Eine edle Klinge, Captain. Aus Toledo. Ach ja, ich vergaß, wir haben uns bereits aneinander gemessen.« Er ging in Fechtposition, das rechte Bein gebeugt, das linke nach hinten ausgestreckt. *»En garde!«*

Die Klinge sauste auf Sharpe zu, doch der Schütze rührte sich nicht. El Católico richtete sich auf. »Captain, Sie wollen nicht kämpfen? Ich versichere Ihnen, das ist ein schönerer Tod als der, den ich für Sie vorgesehen hatte.«

»Und wie sah der aus?« Sharpe dachte an die Leiter, an den plötzlichen Überfall in der Finsternis.

Der Spanier lächelte. »Ein Ablenkungsmanöver am anderen Ende der Straße, ein Feuer, viel Gebrüll, und Sie wären auf Ihren Balkon getreten. Der allzeit bereite Captain, bereit zum Kampf, und dann hätte eine Salve Sie für immer aufgehalten.«

Sharpe lächelte. Das war wesentlich einfacher als seine verstiegenen Fantasien, und es hätte funktioniert. »Und das Mädchen?«

»Teresa?« El Católico verlor etwas von seiner Kaltschnäuzigkeit. Er zuckte mit den Schultern. »Was sollte sie mit einem Toten anfangen? Sie wäre gezwungen gewesen, zurückzukehren.«

»Das hätte Ihnen gefallen.«

Der Spanier zuckte mit den Schultern. »*En garde,* Captain.«

Sharpe blieb so wenig Zeit. Er musste die elegante Pose des Spaniers aus dem Gleichgewicht bringen. El Católico wusste, dass er siegen würde. Er konnte es sich leisten, großzügig zu sein, rechnete fest damit, dass sich seine Fechtkunst als überlegen erweisen würde. Sharpe fuhr fort, mit gesenktem Degen dazustehen, und nun senkte sich auch die schlanke Klinge El Católicos.

»Captain! Haben Sie etwa Angst?« El Católico lächelte milde. »Sie haben Angst, ich könnte der bessere Mann sein.«

»Teresa ist vom Gegenteil überzeugt.«

Das war nicht viel, aber es genügte. Sharpe sah die Wut in El Católicos Gesicht, sah, wie er plötzlich die Beherrschung verlor. Er hob die mächtige Klinge an, stieß damit zu und wusste, dass El Católico nicht parieren, sondern schlicht darauf abzielen würde, ihn ob dieser Beleidigung zu töten. Die Klinge sauste blitzschnell heran, aber Sharpe wich mit einer Drehbewegung aus, sah die Klinge an sich vorbeigehen und stieß seinen Ellbogen hart in El Católicos Rippen. Dann drehte er sich erneut und schlug dem Spanier den Messinggriff seines Degens über den Kopf.

El Católico war schnell. Er trat beiseite, und der Schlag richtete nichts weiter an, als seinen Schädel zu streifen, aber Sharpe hörte ihn stöhnen und setzte mit einem ausholenden Hieb nach, der so mörderisch war, dass er einem Ochsen die Eingeweide herausgerissen hätte. Doch der Spanier sprang erst einen, dann noch einen Schritt zurück, und Sharpes Plan war fehlgeschlagen.

Der Instinkt des erfahrenen Kämpfers sagte ihm, dass El Católico sich wieder gefangen, dass er den ungestümen Angriff überlebt hatte und sich nun auf seine Fähigkeiten besinnen würde.

Von unten drang ein Hämmern herauf, eine Muskete krachte, und El Católico setzte ein Lächeln auf. »Zeit zu sterben, Sharpe. *Requiem aeternam dona eis. Domine*.« Er schnellte vor, überwand mühelos Sharpes unbeholfene Parade, und seine Klinge hinterließ seitlich in Höhe seiner Taille eine blutende Wunde. *»Et lux perpetua luceat eis.«* Die Stimme war wie Seide, wunderschön und hypnotisch, und die Klinge erschien auf der anderen Seite, ritzte in Taillenhöhe Sharpes Haut und zog sich zurück.

Sharpe war sich darüber im Klaren, dass für die Dauer des Gebets mit ihm gespielt wurde und dass er nichts dagegen tun konnte. Er erinnerte sich an Helmuts Kampftechnik und zielte auf El Católicos Augen, doch er stieß in die Luft, und der Spanier lachte. »Ruhig Blut, Sharpe! *Te decet hymnus, Deus, in Sion*.«

Sharpe stach noch einmal verzweifelt nach El Católicos Augen. Bei Helmut hatte alles so leicht ausgesehen, aber El Católico beugte sich nur zur Seite. Diesmal sauste der Degen des Spaniers weiter unten auf Sharpe zu, zielte auf seine Oberschenkel, um dort eine weitere Fleischwunde zu hinterlassen, und Sharpe blieb nur ein einziger verzweifelter, verrückter Einfall. Er ließ den Degen kommen, winkelte das rechte Bein an und rammte sich die Klinge in den Oberschenkel, sodass El Católico vorerst nichts mehr mit seinem Degen anfangen konnte. Der Spanier versuchte,

ihn herauszuziehen. Sharpe spürte das Zerren an seinem Bein, doch er hatte die Initiative, warf sich mit Schwung nach vorn und zog dem Spanier das schwere Stichblatt übers Gesicht.

El Católico ließ seinen Degen los und wich zurück. Sharpe folgte ihm, die Klinge im Schenkel. Der Spanier griff danach, verfehlte sie, und Sharpe ließ seinen schweren Degen herabsausen und traf El Católicos Unterarm. Der Spanier schrie auf, worauf Sharpe ihm mit der Breitseite seiner Klinge einen Rückhandschlag versetzte, einen Sensenhieb über den Kopf. Der Partisan ging zu Boden.

Sharpe hielt inne. Von unten ertönten Rufe. »Captain!«

»Hier oben! Auf dem Kirchendach!«

Er hörte die Schritte unten in der Gasse und hatte den Verdacht, dass die Partisanen dem ungleichen Kampf aus dem Weg gehen wollten. Er nahm El Católicos Degen in die Hand. Die Wunde tat weh, aber Sharpe wusste, dass er Glück gehabt hatte. Die Klinge hatte die äußere Muskulatur durchbohrt, und Blut und Schmerzen waren schlimmer als der angerichtete Schaden. Er zerrte mit zusammengebissenen Zähnen an der Waffe und zog sie heraus. Er hielt den Degen fest, spürte, wie gut er in der Hand lag, und wusste, dass er nie dagegen angekommen wäre, es sei denn durch den Wahnsinn, sie sich in den eigenen Leib zu treiben und El Católico somit zu hindern, dass er seine Fechtkunst anwandte.

Der Spanier stöhnte. Er war immer noch bewusstlos. Sharpe trat blutend und hinkend zu ihm und blickte auf seinen Feind hinab. Seine Augen waren geschlossen, die Lider zuckten leicht, und Sharpe nahm seinen Degen zur Hand und setzte El Católico die Spitze an die Kehle. »Ein Schlachtmesser, wie?« Er stieß zu.

»Das war für Claud Hardy.« Nun würde es keine Lehensherrschaft mehr geben in den Bergen, kein Privatkönigreich für El Católico.

Es klopfte an der Falltür. »Wer da?«

»Sergeant Harper!«

»Warte!«

Er schob die Leiter beiseite. Die Falltür wurde aufgestoßen, und Harper erschien, eine qualmende Fackel in der Hand. Der Ire sah erst Sharpe an, dann den Leichnam. »Gott schütze Irland. Was war das, Sir? Ein Wettbewerb, um festzustellen, wer am meisten bluten kann?«

»Er wollte mich umbringen.«

Harper zog die Brauen hoch. »Ach, wirklich?« Harper warf dem Toten einen Blick zu. »Er war ein guter Fechter. Wie haben Sie das geschafft?«

Sharpe sagte es ihm, dass er ohne Erfolg auf die Augen gezielt und sich stattdessen die Klinge in den Schenkel gerammt habe. Harper hörte zu, schüttelte den Kopf.

»Sie sind ein verdammter Narr, Sir. Sehen wir uns das Bein einmal an.«

Teresa kam herauf, gefolgt von Lossow, und Sharpe musste noch einmal seine Geschichte erzählen und spürte, wie dabei allmählich die Anspannung von ihm abfiel. Er beobachtete Teresa, die neben dem Leichnam kniete.

»Bekümmert es dich?«

Sie schüttelte den Kopf, war mit etwas anderem beschäftigt, und Sharpe sah zu, wie sie unter der blutbefleckten Kleidung herumtastete und um die Taille des Mannes einen mit Münzen gefüllten Gürtel fand. Sie öffnete eine der Taschen.

»Gold.«

»Behalte es.«

Sharpe befühlte sein Bein, fuhr mit dem Finger über die Wunde und vergewisserte sich erneut, dass er Glück gehabt hatte, dass der Degen ihm eine kleinere Wunde beigebracht hatte, als er in seiner Narrheit verdiente. Er blickte zu Harper auf.

»Dafür werde ich deine Maden brauchen.«

Harper grinste. In einer Blechbüchse bewahrte er fette weiße Maden auf, die von totem Fleisch lebten und

gesundes Gewebe in Ruhe ließen, und es gab keine bessere Methode, eine simple Wunde zu reinigen, als ein paar Maden hineinfallen zu lassen und eine Bandage darumzubinden. Der Ire benutzte Sharpes Schärpe als vorübergehenden Verband und zog sie fest zusammen. »Das heilt wieder, Sir.«

Lossow blickte auf die Leiche hinab. »Was steht als Nächstes an?«

»Als Nächstes?« Sharpe wollte ein Glas Wein haben und einen zweiten Teller Eintopf. »Nichts. Die Spanier haben noch andere Anführer. Wir müssen weiterhin das Gold aushändigen.«

Teresa sagte etwas auf Spanisch, zornig und heftig, und Sharpe lächelte.

»Was war das, Sir?« Knowles war von dem vielen Blut auf dem Dach wie benommen.

»Ich glaube, sie hat etwas gegen die neuen Anführer.« Sharpe hob prüfend den linken Arm. »Wenn El Católicos Stellvertreter nicht das Gold vorweisen können, werden sie wahrscheinlich nicht lange Anführer bleiben. Habe ich recht?«

Sie nickte.

»Wer dann?« Knowles ließ sich auf der Brüstung nieder.

»La Aguja.« Sharpe hatte Probleme, das spanische »J« auszusprechen.

Teresa lachte vergnügt, und Harper blickte von seinem Ausflug in El Católicos Taschen auf.

»La was?«

»La Aguja. Die Nadel. Teresa. Wir haben nämlich eine Abmachung.«

Knowles blickte verblüfft drein. »Teresa? Miss Moreno?«

»Warum nicht? Sie kämpft besser als die meisten.« Er hatte sich den Namen ausgedacht und sah, dass er ihr gefiel. »Aber um das zu erreichen, müssen wir den Spaniern das Gold vorenthalten. Wir müssen es aus der Stadt schaffen und unsere Aufgabe vollenden.«

Lossow seufzte, stieß seinen Säbel unbenutzt wieder in die gebogene Scheide. »Was wiederum die alte Frage aufwirft, mein Freund: Wie?«

Sharpe hatte diesen Augenblick gefürchtet. Er hatte die anderen sachte dorthin führen wollen, doch nun war der Moment gekommen. »Wer sollte uns aufhalten?«

Lossow zuckte mit den Schultern. »Cox.«

Sharpe nickte. Er sprach mit geduldiger Stimme. »Und Cox beruft sich auf seine Autorität als Kommandeur dieser Garnison. Wenn es keine Garnison mehr gäbe, wäre es aus mit seiner Autorität, könnte er uns nicht mehr aufhalten.«

»Deshalb tun wir *was?*« Knowles runzelte die Stirn.

»Deshalb zerstören wir bei Morgengrauen die Garnison.«

Vorübergehend herrschte absolutes Schweigen, das von Knowles gebrochen wurde. »Das geht doch nicht!«

Teresa lachte vor lauter Freude. »Das geht wohl!«

»Gott im Himmel!« Lossows Miene war hin- und hergerissen zwischen Entsetzen und Faszination. Harper dagegen wirkte gar nicht überrascht. »Aber wie?«

Sharpe sagte es ihnen.

KAPITEL 23

Almeida erwachte früh an jenem Montagmorgen. Schon lange vor Tagesanbruch stampften Männer in Stiefeln durch die gepflasterten Straßen, und ihr Geschwätz diente ihnen als Talisman gegen die anstehenden großen Ereignisse. Endlich hatte der Krieg doch noch Einzug gehalten in dieser Grenzstadt, und zwischen den sternförmigen Befestigungen der Verteidiger und den getarnten Kanonen der Franzosen konzentrierten sich die Ängste Europas.

In fernen Städten standen Männer über Karten gebeugt. Wenn Almeida durchhielt, mochte Portugal gerettet werden, doch sie wussten es besser. Acht Wochen höchstens, sagten sie, und vermutlich nur sechs, dann würde Lissabon der Gnade von Massénas Truppen ausgeliefert sein. Die Briten hätten alles versucht, doch nun sei es vorbei, es müssten nur noch die letzten Hürden beiseitegeräumt werden.

In St. Petersburg und Wien, in Stockholm und Berlin rollte man die Karten zusammen und fragte sich, wo die siegreichen blauberockten Soldaten wohl als Nächstes auftauchen würden. Ein Jammer um die Briten, aber was hätten sie ausrichten können?

Cox stand an der südlichen Stadtmauer an einer Kohlenpfanne und wartete darauf, dass das erste Licht ihm die Positionen der neuen französischen Batterien verraten würde.

Am vergangenen Tag hatten die Franzosen mit wenigen Schüssen den Telegrafen zerstört, doch heute, wusste Cox, würde es ernst werden. Er hoffte auf eine heldenhafte Verteidigung, auf eine Schlacht, die in die Geschichtsbücher eingehen würde und geeignet war, die Franzosen aufzuhalten, bis die spätherbstlichen Regenfälle Portugal

retteten. Zugleich aber stellte er sich die Belagerungskanonen vor, wie sie große Breschen in die breiten Mauern schlugen, und die schreienden, mit Stahlspitzen bewehrten Bataillone, die in der Nacht heranstürmen würden, um seine Hoffnungen in Chaos und Verzweiflung untergehen zu lassen.

Sowohl Cox als auch die Franzosen wussten, dass die Stadt das letzte Hindernis auf dem Weg zum französischen Sieg war, und sosehr Cox auch hoffen mochte, glaubte er doch nicht, dass die Stadt durchhalten konnte, bis die Straßen überschwemmt und die Flüsse vom Regen unpassierbar gemacht waren.

Hoch über Cox, nahe der Burg und der Kathedrale, die Almeidas Stadtberg krönten, stieß Sharpe die Tür der Bäckerei auf. Die Öfen standen als rundliche Schemen im dunklen Innenraum. Sie fühlten sich kalt an, wenn man sie berührte, und Teresa an seiner Seite fröstelte, obwohl sie in den langen grünen Mantel des Schützen gewickelt war. Sharpe wurde von Schmerzen gepeinigt: sein Bein, seine Schulter, die Schnittwunden zu beiden Seiten seiner Taille, dazu ein Kopf, der pochte, weil sie sich noch bis in die frühen Morgenstunden unterhalten hatten.

Knowles hatte aufbegehrt: »Es muss doch noch einen anderen Weg geben!«

»Sagen Sie mir, welchen.«

Selbst jetzt noch, in diesem stillen, kalten Raum, versuchte Sharpe, eine andere Lösung zu finden. Mit Cox sprechen? Oder mit Kearsey? Allein Sharpe wusste, wie ungeheuer wichtig Wellington dieses Gold war. Für Cox und Kearsey war es unvorstellbar, dass ein paar Tausend Goldmünzen in der Lage sein sollten, Portugal zu retten, und Sharpe konnte ihnen nicht sagen, wie, weil man ihm das nicht anvertraut hatte. Er fluchte auf die Geheimhaltung. Sie würde Hunderte das Leben kosten. Aber wenn das Gold nicht bei Wellington ankam, würde der Krieg verloren sein.

Wie auch immer, Teresa musste fort. Wenige Stunden noch, dann würden sie sich trennen. Er musste zum Heer zurückkehren und sie in die Berge, um ihren persönlichen Kampf auszufechten. Er hielt sie umschlungen, roch an ihrem Haar und wollte nicht von ihr lassen. Doch dann waren draußen Schritte zu hören, und sie wichen voreinander zurück. Patrick Harper stieß die Vordertür auf und spähte ins dunkle Innere.

»Sir?«

»Wir sind hier. Hast du es bekommen?«

»Kein Problem.« Harper schien es prächtig zu gehen. Er zeigte auf eine Stelle hinter Helmut. »Ein Fass Pulver, Sir, mit den besten Empfehlungen von Tom Garrard.«

»Hat er gefragt, wozu wir es brauchen?«

Harper schüttelte den Kopf. »Er hat gesagt, wenn es für Sie bestimmt ist, Sir, geht das in Ordnung.« Er half dem Deutschen, das große Fass durch die Tür zu zwängen. »Verdammt schwer, Sir.«

»Brauchst du Hilfe?«

Harper richtete sich auf und bedachte ihn mit einem spöttischen Blick. »Ein Offizier, der ein Fass trägt, Sir? Sie vergessen, dass wir beim Militär sind! Nein. Wir haben es hergebracht, also werden wir den Rest auch noch schaffen.«

»Du weißt, was zu tun ist?«

Die Frage war unnötig. Sharpe spähte durch das schmutzige Fenster auf die Plaza und sah im fahlen Licht, dass die Pforten der Kathedrale noch geschlossen waren. Hatte man vielleicht den Stapel Munition inzwischen anderswo untergebracht? Hatte Wellington einen Boten auf einem schnellen Pferd ausgesandt, mit Befehlen für Cox, falls Sharpe sich in Almeida aufhielt? Er zwang sich, an etwas anderes zu denken als an diese quälenden Fragen.

»Bringen wir es hinter uns.«

Helmut lieh sich Harpers Bajonett aus und stach damit auf das Fass ein. Er bohrte ein Loch in seinen Bauch und vergrößerte es auf den Durchmesser einer

Musketenmündung. Dann grunzte er zufrieden. Harper nickte Sharpe zu. »Dann wollen wir uns mal auf den Weg machen«, sagte er lässig.

Sharpe rang sich ein Lächeln ab. »Lasst euch Zeit.«

Er hätte dem Sergeant gern gesagt, er brauche dies alles nicht zu tun, weil es Sharpes eigene Drecksarbeit sei, aber er wusste, was der Ire darauf geantwortet hätte. Stattdessen sah er zu, wie die beiden Männer, der eine hünenhaft, der andere kurz geraten, das Fass an beiden Enden packten und anhoben, wie sie es so weit drehten, bis das Pulver aus dem Loch zu rinnen begann, und sich dann unbeholfen auf den Weg machten, zur Tür hinaus und über die Plaza. Sie folgten der Straßenrinne, Helmut auf dem hohen Rand, Harper auf dem tieferen, was ihre Aufgabe erleichterte, und Sharpe sah durch das Fenster zu, wie das Pulver in den Schatten der steinernen Rinne floss und dabei unaufhaltsam der Kathedrale näher kam.

Er konnte immer noch nicht recht glauben, was er da tat, getrieben vom »Muss« des Generals, und wieder kamen die Fragen. Vielleicht ließ sich doch mit Cox reden? Oder schlimmer noch, es war inzwischen Gold aus London eingetroffen und hatte die ganze Aktion überflüssig gemacht?

Dann wollte ihm das Herz stehen bleiben. Die Pforten der Kathedrale wurden geöffnet, und zwei Wachsoldaten kamen heraus. Sie rückten ihre Tschakos gerade, und Sharpe war klar, dass sie sehen mussten, was dort vorging. Er ballte die Hände, und Teresa, die neben ihm durch die schmutzige Glasscheibe spähte, bewegte die Lippen wie zu einem lautlosen Gebet.

»Sharpe!«

Er drehte sich um und sah Lossow. »Sie haben mich erschreckt.«

»Das liegt an Ihrem schlechten Gewissen.« Der Deutsche stand an der Tür und wies mit dem Kopf den Hügel hinab,

weg von der Kathedrale. »Wir haben das Haus aufgebrochen. Die Kellertür.«

»Wir sehen uns dort.«

Sharpe hatte vor, die Lunte zu zünden und dann zu einem Haus zu rennen, das sie zu diesem Zweck ausgesucht hatten, ein Haus mit einem tiefen Keller, der einen Ausgang zur Straße hatte.

Lossow rührte sich nicht vom Fleck. Er beobachtete Sergeant Harper und den deutschen Feldwebel, die von den Wachsoldaten immer noch nicht entdeckt worden waren.

»Ich kann’s immer noch nicht glauben, mein Freund. Ich hoffe nur, Sie haben recht.«

Ich auch, dachte Sharpe, ich auch. Das Ganze war Wahnsinn, reiner Wahnsinn. Er legte den Arm um Teresa und sah zu, wie sich die beiden Unteroffiziere durch die Sperrpfosten schlängelten, die dazu gedacht waren, Fahrzeuge und Marktstände vom Vorplatz der Kathedrale fernzuhalten. Die Wachsoldaten beobachteten sie ebenfalls. Sie fanden nichts Ungewöhnliches dabei, dass zwei Männer ein Fass trugen, und unternahmen selbst dann nichts, als das Fass aufrecht dicht neben der kleinen Pforte abgestellt wurde.

»Mein Gott«, flüsterte Lossow und sah zu, wie Helmut neben dem Fass in die Hocke ging und eine Planke herauszulösen begann, damit die Lunte das restliche Pulver darin erreichen konnte. Harper schlenderte zu den zwanzig Yards entfernt dastehenden Wachsoldaten hinüber, um mit ihnen zu plaudern, und Sharpe dachte an die Männer, denen der Tod bestimmt war. Die Soldaten mussten doch sehen, wie der Deutsche das Fass zertrümmerte! Aber nein, sie lachten mit Harper, und plötzlich machte sich Helmut gähnend auf den Rückweg, und der Ire winkte den Wachen zu und folgte ihm.

Sharpe holte die Zunderbüchse hervor und die Zigarre. Er schlug mit zittrigen Händen Feuerstein gegen Stahl und blies auf den angesengten Stoff in der Büchse, bis eine

Flamme entstand. Er zündete die Zigarre an und paffte, obwohl sie ihm nicht schmecken wollte, bis die Spitze rot glühend war.

Lossow beobachtete ihn. »Sind Sie Ihrer Sache sicher?«

Ein Schulterzucken. »Ich bin sicher.«

Die beiden Unteroffiziere erschienen an der Tür. Lossow unterhielt sich auf Deutsch mit Helmut, dann wandte er sich an Sharpe. »Viel Glück, mein Freund. Wir erwarten Sie in einer Minute.«

Sharpe nickte, die beiden Deutschen entfernten sich, und er zog erneut an der Zigarre. Er blickte zu dem Iren hinüber, der an der Tür stehen geblieben war.

»Nimm Teresa mit.«

»Nein.« Harper benahm sich stur. »Ich bleibe bei Ihnen.«

»Ich auch.« Teresa lächelte ihm zu.

Sie hakte sich bei ihm ein, als er auf die Straße trat. Der Himmel über der Kathedrale war perlgrau, mit Wolkenfetzen, die schon bald blütenweiß sein würden. Es versprach, ein schöner Tag zu werden. Sharpe zog wieder an der Zigarre, und in seinem Kopf überschlugen sich die Bilder: Er sah die Männer vor sich, die die Kathedrale erbaut und die Statuen der Heiligen geschaffen hatten, um ihre Pforten zu bewachen, an die Männer, die auf ihrem weiten gefliesten Boden gekniet hatten, die dort getraut worden waren, die der Taufe ihrer Kinder am Taufbecken aus Granit beigewohnt hatten und die bei ihrem letzten Besuch durch den von Säulen gesäumten Altarraum getragen worden waren. Er dachte an die trockene Stimme, wie sie das Wort »muss« aussprach, an den Priester, der damit beschäftigt gewesen war, den Lettner zu tünchen, an das Bataillon samt Frauen und Kindern, an die Leichen im Keller von Casatejada. Er bückte sich, berührte mit der Zigarrenspitze das Pulver, und es schlug Funken und zischte, und die Flamme machte sich auf den Weg.

Das erste französische Geschoss, abgefeuert aus einer hässlichen kleinen Haubitze, traf den Platz, und

Stichflammen schossen durch den Rauch, als die Hülle in unzählige Splitter zerbarst, die nach allen Seiten auseinanderflogen.

Noch ehe Sharpe reagieren konnte, ehe die erste Explosion vorbei war, landete das zweite Haubitzengeschoss, prallte ab, rollte wenige Yards von der Kathedrale entfernt auf die Pulverspur zu, traf einen Sperrpfosten, und die Wachsoldaten hechteten in Deckung, als es flammend auseinanderbrach. Und Sharpe wusste, dass keine Zeit blieb, den Keller zu erreichen. Er zerrte Teresa und Harper mit.

»Die Öfen!«

Sie rannten durch die Tür, an der Theke vorbei, und er hob das Mädchen auf und stieß es mit dem Kopf voran in die große gemauerte Höhlung des Backofens. Harper war bereits dabei, sich in den zweiten hineinzuzwängen. Während Sharpe wartete, bis Teresa sich an die hintere Wand zurückgezogen hatte, hörte er die Explosion. Sie war leise, kaum wahrnehmbar über dem Krachen der französischen Geschütze und dem fernen Donnern, mit dem die portugiesischen Batterien antworteten. Dennoch wusste er, als er hinter dem Mädchen herkletterte, dass das Fass hochgegangen war, und er fragte sich, ob die Pforte der Kathedrale der Explosion standgehalten hatte und ob die Patronenhülsen entfernt worden waren.

Dann erfolgte ein zweiter Knall, lauter und unheilschwangerer, und Teresa packte an der Stelle seinen Schenkel, wo die Wunde saß. Die zweite Explosion setzte sich fort wie eine gedämpfte Salve in einer Schlacht, die bei tiefem Nebel stattfand. Da wusste er, dass die hinter der Tür aufgestapelten Patronen dabei waren, sich in einer unaufhaltsamen Kettenreaktion gegenseitig zu zünden.

Während er zusammengekrümmt wie ein Fötus im Ofen lag, versuchte er sich vorzustellen, was in der Kathedrale ablief. Er sah vor seinem geistigen Auge die gespenstischen Flammen, die gelblichen Lichtblitze, und dann kam eine

noch größere Explosion, und er wusste, dass die Kettenreaktion das Pulver erreicht hatte, das oben an der Treppe gelagert war. Nun war alles vorbei. Nichts ließ sich mehr aufhalten. Die Wachsoldaten in der Kathedrale waren tot, der herrliche Lettner erlebte seine letzten Sekunden, und die Ewige Lampe würde bald gelöscht werden.

Wieder krachte ein französisches Geschoss. Die Splitter trafen die Wände der Bäckerei, doch die Explosion wurde von einem wallenden Donner übertönt, der zunahm und immer schrecklicher wurde, als in der oberen Krypta die gesamte Munition Almeidas in die Luft flog. Die Stichflammen mussten den geschwächten Vorhang erreichen. Die Männer in der unteren Krypta hatten sich gewiss auf die Knie geworfen oder mit Panik reagiert, denn sie waren vom Pulver für die großen Kanonen umgeben.

Er hatte angenommen, der Donner müsse anschwellen, bis er das letzte Geräusch auf Erden war, doch er schien zu ersterben, bis nur noch das Knistern der Flammen zu hören war. Sharpe hob den Kopf, obwohl er wusste, wie töricht das war, und spähte durch den Spalt zwischen dem Ofen und dessen Eisentür. Er war nicht gewillt, zu glauben, dass der Ledervorhang standgehalten hatte.

Doch dann bebte der Stadtberg. Das Geräusch kam nicht durch die Luft, sondern setzte sich durch den Boden fort, als würde der Stein selbst aufstöhnen, und die Kathedrale ging auf einmal in Staub, Rauch und Flammen auf, die blutrot durch die tiefe Schwärze schossen.

Die französischen Kanoniere hielten inne, die nächsten Geschosse noch in der Hand. Sie sprangen aus ihren Unterständen heraus, sahen zu den gedrungenen grauen Befestigungsanlagen hinüber und bekreuzigten sich.

Das Zentrum der Stadt war verschwunden, hatte sich in eine einzige Stichflamme verwandelt, die sich zum Himmel erhob und dort in eine brodelnde schwarze Wolke überging. In dieser Flamme waren einzelne Objekte erkennbar. Riesige Felsbrocken und Balken wurden wie Federn in die Höhe

gerissen, und dann kam die Schockwelle über die Kanoniere wie ein heftiger heißer Wind, der das Geräusch begleitete. Es hatte den Anschein, als würde sich einen Moment lang aller Donner aus aller Welt in diese eine Stadt ergießen, um einen Eindruck vom Ende der Welt zu vermitteln.

Die Kathedrale verschwand, ging in Flammen auf. Die Burg wurde aus ihren Grundfesten gerissen, und ihre Steine purzelten durcheinander wie Bauklötze. Häuser wurden zu brennenden Trümmern zerfetzt, die Explosion deckte bis halbwegs den Südhang hinab sämtliche Dächer ab. Die Bäckerei fiel in sich zusammen und bedeckte die Öfen. Sharpe versuchte, mit tauben Ohren und keuchend, den dichten Staub und die erhitzte Luft einzuatmen, und Teresa hielt ihn umschlungen und betete um ihre Seele, und die Explosion ging an ihnen vorbei wie der Atem der Apokalypse.

Auf den Stadtmauern starben die Portugiesen, als der Wind sie hinunterwehte. Die breiten Befestigungsanlagen, die der Kathedrale am nächsten waren, wurden zerschmettert, und Schutt füllte die Gräben, sodass eine breite, flache Rampe mitten ins Herz der Festung geschaffen wurde, und immer noch ging Pulver hoch. Neue Stichflammen und Rauch mengten sich in das Chaos über Almeida, eine Erschütterung nach der anderen, ein unwillkürliches Verkrampfen der Hügelkuppe. Dann erstarb die mörderische Explosion und ließ nur Feuer und Dunkelheit zurück, den Gestank der Hölle und Stille, wo Männer von ihrer vernichtenden Wucht taub geworden waren.

Ein französischer Kanonier, erfahren in seinem Handwerk, der einst einem jungen korsischen Leutnant beigebracht hatte, wie man ein Geschütz richtet, spuckte in die Hände und legte sie an die heiße Mündung des Rohrs, das den letzten Schuss abgefeuert hatte. Die Franzosen schwiegen ungläubig, und auf die freie Kampffläche vor ihnen ergossen sich wie teuflischer Regen Steine, Fliesen und verbranntes Fleisch.

Vierundzwanzig Meilen entfernt, in Celorico, hörte man den Donner. Der General legte die Gabel ab, trat ans Fenster und wusste sogleich mit entsetzlicher Gewissheit, was das zu bedeuten hatte. Das Gold war verloren. Und nun war auch noch die Festung verschwunden, die ihm sechs Wochen schwindender Hoffnung hätte schenken können. Später kam der Rauch, ein mächtiger grauer Vorhang, der den östlichen Himmel bedeckte, der aus morgendlichem Sonnenschein Dämmerlicht machte und die Hügel des Grenzlandes karmesinrot umrandete wie ein Vorbote der Heerscharen, die den Wolken bis ans Meer folgen würden.

Almeida war zerstört.

KAPITEL 24

Kearsey war tot, in Sekundenbruchteilen gestorben, während er auf der Stadtmauer seine Gebete sprach. Und fünfhundert weitere Männer fielen den Flammen zum Opfer, doch das wusste Sharpe zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Er wusste, dass er selbst zu sterben verdammt war, an Erstickung und Überhitzung. Er stemmte den Rücken gegen das glatte gekurvte Innere des riesigen Ofens und stieß mit den Beinen nach einem verkohlten Balken, der die Ofentür blockierte. Der Balken fiel herab, und er schob sich hinaus in eine albtraumhafte Umgebung.

Dann drehte er sich um und zog Teresa hervor. Sie sagte etwas zu ihm, doch er konnte nichts hören, deshalb schüttelte er den Kopf, trat an die zweite Backöffnung und schob einzelne Trümmer beiseite, während Harper mit aschfahlem Gesicht daraus hervorkletterte.

Die Öfen hatten ihnen das Leben gerettet. Sie waren wie kleine Festungen gebaut, mit Wänden, die über drei Fuß dick waren, und einem runden Dach, das mühelos der Explosion widerstanden hatte. Sonst war in ihrer Nähe nichts heil geblieben. Die Kathedrale war ein feuriger Krater, die Burg verschwunden, die Häuser nur noch Staub und Flammen. Sharpe musste hundert Yards die Straße entlangblicken, ehe er überhaupt ein Haus sah, das die Explosion überlebt hatte. Es brannte. Das Feuer züngelte durch die aufgerissenen Räume, und die heiße Luft um sie herum war grau. Er nahm Teresas Arm.

Ein Mann taumelte nackt und blutend auf die Straße und rief um Hilfe, doch sie ignorierten ihn, rannten zu der Kelleröffnung, die mit herabgefallenen Steinen bedeckt war, und räumten sie frei. Von unten war ein Klopfen, waren Rufe

zu hören. Harper, der immer noch benommen war, zerrte die größeren Trümmer beiseite, worauf die Kellerklappe aufgestoßen wurde und Lossow und Helmut herauskamen. Sie sagten etwas zu Sharpe, doch der hörte sie nicht, sondern rannte hinab zu ihrem Quartier am Fuße des Hügels fernab von dem Chaos, vorbei an den portugiesischen Soldaten, die mit offenen Mündern das Inferno anstarrten, das einst ihre Kathedrale war.

Sharpe betrat die Küche, entdeckte eine Flasche deutsches Bier, entfernte den Verschluss, setzte sie an die Lippen und ließ sich die kühle Flüssigkeit durch die Kehle rinnen. Er schlug sich auf die Ohren, schüttelte den Kopf, und seine Männer starrten ihn an. Er schüttelte erneut den Kopf, als wolle er sein Gehör zwingen, wiederzukommen, und spürte Tränen in seinen Augen. Zur Hölle, die Entscheidung war gefallen. Er legte den Kopf in den Nacken, starrte zur Decke empor, dachte an den General und an den feurigen Krater und hasste sich selbst.

»Sie hatten keine andere Wahl, Sir«, sagte Knowles zu ihm. Die Stimme klang weit entfernt, aber er konnte sie hören.

Er schüttelte den Kopf. »Es gibt immer eine andere Wahl.«

»Aber der Krieg, Sir. Sie sagten doch, er müsse gewonnen werden.«

Dann feiere deinen Sieg morgen, dachte Sharpe, oder am Tag darauf, aber, lieber Gott, das habe ich nicht gewusst. Er dachte an die Menschenkörper, die bar jeder Würde in die Luft geschleudert worden waren, deren Lebenslicht innerhalb eines Augenblicks gelöscht worden war, deren Überreste sich wie strähnige Flechten auf den heißen Trümmern verteilt hatten.

»Ich weiß.« Er wandte sich an seine Männer. »Was starrt ihr mich so an! Bereitet euch zum Abmarsch vor!«

Auch Wellington hasste er, weil ihm klar war, warum der General ihn ausgewählt hatte: Weil er einen Mann brauchte, dessen Stolz nicht zuließ, dass er versagte. Gleichzeitig wusste er, dass er für den General alles noch einmal tun

würde. Rücksichtslosigkeit war eine gute Eigenschaft für einen Soldaten, für einen General ebenso wie für einen Captain. Die Männer bewunderten sie, aber deshalb brauchte man noch lange nicht anzunehmen, dass der Rücksichtslose nicht auch die verdammte Qual empfand.

Sharpe stand auf und sah Lossow an.

»Machen wir uns auf die Suche nach Cox.«

Die Stadt war kampfunfähig. Bis auf das Knistern der Flammen und das würgende Keuchen, wenn Männer die verkohlten Leichen ihrer Kameraden fanden, war kein Laut zu hören. Der Geruch verbrannten Fleisches hing in der Luft. Er glich dem Gestank der brennenden Leiber im Anschluss an Talavera, aber das, erinnerte sich Sharpe, war ein Fehler gewesen, ein zufälliges Zusammentreffen von Wind und Feuer, während dieses Chaos, dieser Einblick in die Hölle, durch ein Pulverfass verursacht worden war, das Sharpe hatte anstechen und auslaufen lassen, bis an den Eingang zur Kathedrale. Sämtliche Leichen waren nackt. Ihre Uniformen waren von der Explosion zerfetzt worden, und sie waren zu kleinen geschwärzten Zerrbildern ihrer selbst zusammengeschrumpft.

Ein totes Bataillon, dachte Sharpe, gefallen um des Goldes willen, und er fragte sich, ob Wellington selbst in der Lage gewesen wäre, die Zigarre an das Pulver zu halten. Doch dann verdrängte er den Gedanken, während er hinter Lossow her die Rampe zur Mauer erkletterte, von der aus Cox den Schaden in Augenschein nahm.

Es war alles vorbei – das war für jeden ersichtlich. Die Stadt war nicht mehr zu verteidigen, aber Cox gab die Hoffnung nicht auf. Er hatte den Tod und die Zerstörung beweint und den entsetzlichen Schlag, der seiner Stadt und seinen Hoffnungen versetzt worden war.

»Wie konnte das passieren?«

Die Stabsoffiziere, die Cox umringten, boten ihm Antworten an, gute Antworten. Sie erzählten dem General von den französischen Geschossen, die direkt vor der Explosion

niedergegangen waren. Die Offiziere blickten über die Mauer auf die immer weiter anwachsende Menge von Franzosen hinab, die gekommen waren, um die gigantische Bresche in den Befestigungsanlagen der Stadt und die Rauchwolke darüber anzustarren, eine ähnliche Reaktion, wie wenn Männer einen einst stolzen König auf dem Totenbett in Augenschein nahmen.

»Eine Granate«, sagte einer der Offiziere zu Cox. »Sie muss die Kleinmunition gezündet haben.«

»O Gott.« Cox war den Tränen nahe. »Wir hätten ein richtiges Magazin einrichten sollen.«

Cox versuchte, seine Willenskraft zu stärken, um den Kampf fortzusetzen, doch sie wussten einer wie der andere, dass es aus war. Es war keine Munition übrig, nichts, mit dem man hätte kämpfen können, und den Franzosen würde das bald klar werden. Alles würde höflich ablaufen, und die Kapitulation würde in zivilisierter Manier verhandelt werden. Cox versuchte, den Zeitpunkt aufzuschieben, versuchte, inmitten der raucherfüllten Luft Hoffnung zu finden, doch schließlich gab er nach.

»Morgen, meine Herren, morgen. Wir lassen noch eine Nacht lang die Fahne wehen.« Er drängte sich durch die Gruppe und sah Sharpe und Lossow wartend dastehen. »Sharpe. Lossow. Gott sei es gedankt, dass Sie am Leben sind. So viele Gefallene.«

»Jawohl, Sir.«

Cox kämpfte mit den Tränen. »So viele.« Sharpe fragte sich, ob Tom Garrard überlebt hatte. Cox bemerkte das Blut an der Uniform des Schützen. »Sie sind verletzt?«

»Nein, Sir. Alles in Ordnung. Gestatten Sie, dass wir abziehen, Sir?«

Cox nickte, eine automatische Reaktion. In seinem Entsetzen über die verlorene Schlacht hatte er das Gold vergessen.

Sharpe zupfte Lossow am Ärmel. »Kommen Sie.«

Am Fuß der Rampe wartete mit verblüffter Miene Cesar Moreno auf sie. Er streckte die Hand aus, um Sharpe aufzuhalten.

»Teresa?«

Sharpe lächelte, das erste Lächeln seit der Explosion. »Sie ist unversehrt. Wir brechen jetzt auf.«

»Und Joaquin?«

»Joaquin?« Eine Sekunde lang wusste Sharpe nicht, von wem Teresas Vater sprach, doch dann fiel ihm der Kampf auf dem Kirchendach ein. »Er ist tot.«

»Und dies?« Cesar Morenos Hand lag immer noch auf Sharpes Ärmel, während er ringsum die Zerstörung betrachtete.

»Ein Unfall.«

Moreno sah ihn an und zuckte mit den Schultern. »Die Hälfte unserer Männer ist tot.«

Sharpe wusste darauf nichts zu sagen. Lossow mischte sich ein. »Und die Pferde?«

Moreno wandte sich ihm zu und zuckte wieder mit den Schultern. »Sie waren nicht in dem eingestürzten Haus. Sie sind heil davongekommen.«

»Wir werden sie mitnehmen!« Der Deutsche machte sich auf den Weg, doch Moreno hielt Sharpe auf.

»Sie wird wohl die Führung übernehmen.«

Der Schütze nickte. »Wahrscheinlich. Kämpfen kann sie.«

Moreno lächelte bedauernd. »Sie weiß, auf wessen Seite sie sich schlagen muss.«

Sharpe blickte zu dem Rauch und den Flammen oben am Hang empor, nahm den Brandgeruch wahr. »Geht es uns nicht allen so?« Er schüttelte Moreno ab, wandte sich dann noch einmal an den grauhaarigen Mann. »Eines Tages komme ich sie holen.«

»Ich weiß.«

Die Franzosen hatten ihre Stellungen verlassen, um die schwelenden Ruinen an der nördlichen Mauer zu begaffen. Es gab nichts, was die Kompanie daran gehindert hätte, die

Stadt zu verlassen, also nahmen sie das Gold und machten sich unter der Rauchwolke in westlicher Richtung auf den Weg zurück zum Heer. Der Krieg war nicht verloren.

EPILOG

»Was ist passiert, Richard?«

»Nichts, Sir.«

Hogan trieb sein Pferd zu einer Stelle, an der saftiges Gras wuchs. »Das nehme ich dir nicht ab.«

Sharpe rutschte im Sattel hin und her. Er hasste das Reiten. »Es gab da ein Mädchen.«

»Ist das alles?«

»Alles? Sie war etwas Besonderes.«

Der Wind vom Meer wehte kühl über sein Gesicht. Das Wasser funkelte mit Millionen von Lichtern wie eine gigantische Ansammlung von Lanzenspitzen, und in nördlicher Richtung dem Ärmelkanal entgegen richtete eine Fregatte ihre grauen Segel zum Land hin aus und ließ auf ihrem Pfad einen Streifen weiße Gischt zurück.

Hogan beobachtete das Schiff. »Kriegsberichte.«

»Die Nachricht von unserem Sieg?« Sharpes Tonfall war ironisch.

»Die werden es nicht glauben. Ein komischer Sieg.« Hogan starrte zum fernen Horizont, der von dem Hügel aus, auf dem ihre Pferde standen, meilenweit aufs Meer hinausreichte. »Siehst du die Flotte dort draußen? Ein Konvoi auf dem Weg in die Heimat.«

Sharpe knurrte, spürte einen stechenden Schmerz in seiner heilenden Schulter. »Noch mehr Geld für die verfluchten Kaufleute. Warum konnten sie es nicht hierher schicken?«

Hogan lächelte. »Es ist nie genug vorhanden, Richard. Nie.«

»Im Augenblick muss einfach genug vorhanden sein. Nach allem, was wir unternommen haben, um es heranzuschaffen.«

»Was habt ihr unternommen?«
»Wie gesagt, nichts.« Er starrte den freundlichen irischen Major herausfordernd an. »Wir wurden ausgesandt, es zu holen. Wir haben es geholt, und wir haben es herangeschafft.«
»Der General ist zufrieden«, sagte Hogan mit ausdrucksloser Stimme.
»Das will ich ihm auch geraten haben! Himmeldonnerwetter!«
»Er dachte, er hätte dich verloren.« Hogans Pferd bewegte sich ein Stück weiter und rupfte an dem Gras. Der Major nahm seine Uniformmütze ab und fächerte sich damit Luft ins Gesicht. »Schade um Almeida.«
Sharpe verzog das Gesicht. »Schade um Almeida.«
Hogan seufzte geduldig. »Wir dachten, es sei aus. Wir haben natürlich die Explosion gehört, und von dem Gold keine Spur. Ohne das Gold blieb uns keine Chance.«
»Doch, eine kleine Chance.« Sharpe spuckte ihm die Worte geradezu entgegen, doch Hogan zuckte mit den Schultern.
»Nein, keine Chance, die dir gefallen hätte, Richard.«
Sharpe ließ seine Wut abklingen. Er dachte an Teresa und sah zu, wie die Fregatte ihre Segel flattern ließ und sich zu ihrem nächsten Schlag schräg legte. »Was wäre Ihnen lieber gewesen, Sir?« Seine Stimme klang sehr kalt, sehr weit entrückt. »Das Gold oder Almeida?«
Hogan riss den Kopf seines Pferdes hoch. »Das Gold, Richard. Das weißt du doch.«
»Sind Sie sicher?«
Hogan nickte. »Ganz sicher. Ohne das Gold hätten Tausende sterben müssen.«
»Aber das wissen wir nicht so genau.«
Hogan bezog mit einem Schwenk seines Arms die ganze Umgebung ein. »Wir wissen es.«
Es war ein Wunder, wahrscheinlich eine der größten Heldentaten militärischer Pionierarbeit, und es hatte das Gold aufgefressen. Das Gold war gebraucht worden,

dringend gebraucht worden, sonst hätte die Arbeit daran niemals beendet werden können, und die zehntausend Arbeiter, von denen Sharpe einige sehen konnte, hätten ihre Schaufeln und Spitzhacken zusammenpacken und schlicht auf die Franzosen warten können. Sharpe beobachtete, wie die gigantischen Schabeisen, gezogen von Männern und Ochsen, die Hügel formten.

»Wie nennt ihr das?«

»Die Stellungen von Torres Vedras.«

Drei Gefechtslinien versperrten die Halbinsel von Lissabon, drei gigantische Befestigungen, die aus dem Hügelland selbst herausgehauen waren, Befestigungen, neben denen Almeidas Granitmauern zwergenhaft erschienen. Die erste Linie, auf der ihre Pferde standen, war sechsundzwanzig Meilen lang und erstreckte sich vom Atlantik bis zum Tajo, und dahinter gab es noch zwei andere. Man hatte die Hügel steiler gemacht, sie mit Geschützbatterien gekrönt und die Tiefebene davor überflutet. Hinter den Hügelkuppen angelegte Straßen sorgten dafür, dass sich die fünfundzwanzigtausend Garnisonssoldaten bewegen konnten, ohne von den Franzosen gesehen zu werden, und die tiefen Täler, soweit sie nicht überschwemmt werden konnten, wurden mit Tausenden von Dornbüschen blockiert, sodass es aus der Luft aussehen musste, als habe das Kind eines Riesen die Umgebung so gestaltet, wie es ein Junge mit ein paar Quadratzoll feuchten Bodens an einem Bach tut.

Sharpe starrte in östlicher Richtung der nicht enden wollenden Linie nach, und er konnte es kaum glauben. So viel Arbeit, so viele von Hand angelegte Böschungen, besetzt mit Hunderten von Kanonen in gemauerten Stellungen, deren Schießscharten nach Norden ausgerichtet waren, auf die Ebene, auf der Masséna Einhalt geboten werden sollte.

Hogan setzte sich neben ihn. »Wir können ihn nicht aufhalten, Richard, ehe er hier ankommt. Aber hier wird er

zum Stillstand kommen.«

»Und wir sind dort hinten.« Sharpe zeigte nach Süden in Richtung Lissabon, das dreißig Meilen entfernt lag.

Hogan nickte. »Es ist ganz einfach. Es wird ihm nie gelingen, die Stellungen zu durchbrechen. Sie sind zu stark. Und an ihnen vorbei kann er auch nicht, dafür sorgt die Navy. Deshalb wird er zum Stillstand kommen, und dann fangen die Regenfälle an. In ein paar Monaten wird er ausgehungert sein, und wir kommen hervor, um Portugal zurückzuerobern.«

»Und anschließend Spanien?«, fragte Sharpe.

»Und anschließend Spanien.« Hogan seufzte, wies erneut auf die gigantische Narbe, die das unglaubliche Befestigungswerk in der Landschaft hinterließ. »Dabei ist uns das Geld ausgegangen. Wir mussten zu Geld kommen.«

»Und Sie haben es erhalten.«

Hogan verneigte sich vor ihm. »Danke. Erzählen Sie mir von dem Mädchen.«

Sharpe erzählte ihm alles, während sie nach Lissabon ritten und dabei die zweite und dritte Linie kreuzten, die nie zum Einsatz kommen sollten. Er erinnerte sich an den Abschied, nachdem sie ungehindert die Festung am Fluss hinter sich gelassen hatten und die Leichte Kompanie, schwerfällig auf spanischen Pferden hockend, hinter Lossows Deutschen hergaloppiert war. Eine französische Patrouille war ihnen zu nahe gekommen, doch die Deutschen hatten mit flink gezückten Säbeln kehrtgemacht, um ihr zu begegnen, und die Franzosen waren ihnen ausgewichen. Sie hatten am Coa haltgemacht, und Sharpe hatte Teresa die versprochenen eintausend Goldmünzen überreicht.

Sie hatte ihn angelächelt. »Das wird genügen.«

»Genügen?«

»Für unseren Bedarf. Wir kämpfen weiter.« Der Wind hatte den Geruch von Feuer und Tod in die Berge getragen, und Sharpe hatte sie angesehen, hatte ein letztes Mal ihre dunkle, raubvogelartige Schönheit wahrgenommen.

»Du kannst bei uns bleiben.«
Sie hatte gelächelt. »Nein. Aber du kannst zurückkehren. Eines Tages.«
Er hatte auf das Gewehr über ihrer Schulter gezeigt. »Gib es Ramon. Ich habe es ihm versprochen.«
Sie hatte überrascht gewirkt. »Es gehört mir!«
»Nein.« Er hatte sein eigenes Gewehr von der Schulter genommen, unter der Klappe am Kolben nachgesehen, ob alles Zubehör für die Reinigung vorhanden war, und es zusammen mit seinem Munitionsbeutel an sie übergeben. »Das gehört dir. Mit all meiner Liebe. Ich besorge mir ein anderes.«
Sie hatte lächelnd den Kopf geschüttelt. »Tut mir leid.«
»Mir auch. Wir sehen uns wieder.«
»Ich weiß.« Sie hatte ihr Pferd herumgeworfen und gewinkt.
»Auf dass du damit viele Franzosen töten mögest!«, hatte er gerufen.
»Alle, die mir über den Weg laufen!«
Und sie war fortgeritten, an der Seite ihres Vaters und seiner Männer, ihrer Männer, hinauf zu den geheimen Pfaden, die sie heimführten, zurück in den Krieg der Messer und Hinterhalte. Und er vermisste sie, vermisste sie so sehr.
Er lächelte Hogan an. »Von Hardy haben Sie gehört?«
»Traurige Geschichte. Er hat einen Bruder. Wusstest du das?«
»Nein.«
Hogan nickte. »Einen Lieutenant der Marine. Giles Hardy, seinem Bruder wie aus dem Gesicht geschnitten. Und genauso verwegen.«
»Und Josefina?«
Hogan lächelte und nahm eine Prise Schnupftabak. Sharpe wartete, bis der Nieser kam. Hogan wischte sich die Tränen ab. »Sie ist hier. Willst du sie sehen?«
»Ja.«

Hogan lachte. »Sie ist inzwischen ziemlich berühmt.« Näher wollte er sich dazu nicht äußern.

Während die Schatten länger wurden, ritten sie die gepflasterte Straße entlang nach Lissabon. Die Straße war überfüllt mit Karren, die Mauersteine transportierten, und mit den Arbeitern, die dabei waren, eines der großen Wunderwerke der militärischen Welt zu errichten, eine Festung, die ein Gebiet von 500 Quadratmeilen beherrschte, die im Jahre 1810 die Franzosen aufhalten und danach nie wieder benutzt werden sollte. Sharpe hielt Wellington für einen klugen Mann, denn niemand, wirklich niemand außerhalb von Lissabon schien von der Existenz dieser Stellungen zu wissen, und die Franzosen würden mit wehenden Fahnen auf der südlichen Straße heraneilen. Und zum Stillstand kommen.

Das South Essex war, immer noch ohne seine Leichte Kompanie, im Norden stationiert, und Sharpe wusste, dass sie demnächst abmarschieren mussten, um sich ihm anzuschließen. Noch eine Schlacht, hatte Hogan gesagt, wenn wir Glück haben, und der Wind steht günstig. Dann würde das Heer gen Süden marschieren, in die Sicherheit der eigenen Linien. Colonel Lawford hatte Sharpe bei seiner Ankunft mit offenen Armen willkommen geheißen und ihm sogleich eine Depesche gezeigt.

»Verstärkung, Richard! Ist schon unterwegs! Du kannst sie von Lissabon aus mitnehmen! Offiziere, Unteroffiziere, zweihundertsiebzig Mann! Was für eine gute Neuigkeit!«

Die Schiffe waren noch nicht eingetroffen, denn die Seereise von Plymouth konnte ebenso gut sieben Tage wie sieben Wochen dauern, und Sharpe war es zufrieden, so lange zu warten. Er glitt erleichtert vom Pferd und überließ Hogan die Zügel.

»Sehen wir uns morgen?«

Der Major nickte, kritzelte etwas auf ein Blatt Papier. »Das ist ihre Adresse.«

Sharpe bedankte sich mit einem Lächeln und wandte sich zum Gehen, doch Hogan rief ihn zurück.

»Richard!«

»Sir?«

»Wir hatten das Gold wirklich dringend nötig. Gut gemacht.«

Sechzehntausend Münzen, abzüglich der zweihundertfünfzig, die El Católico gestohlen hatte, der tausend, die an Teresa gegangen waren, und der vierzehntausend, die der General erhalten hatte. Den Rest gaben die Leichte Kompanie und die Deutschen aus, als sei Geld Bestandteil ihrer Rationen. Sharpe hatte ihnen befohlen, sich zu betrinken und ihre Frauen wiederzufinden. Wenn ein Militärpolizist sie fragte, woher sie das Geld hatten, verwiesen sie auf Sharpe, und niemand wollte sich mit dem hochgewachsenen narbigen Schützen anlegen, der ihnen schlicht mitteilte, es handle sich um gestohlenes Geld.

Sogar in London gab es Geld, das in Sharpes Namen von Knowles' Maklerfirma Hopkins and Son of St. Albans Street verwaltet wurde, und auf dem Weg zu der Adresse, die Hogan ihm gegeben hatte, fragte sich Sharpe, was zum Teufel vierprozentige Wertpapiere seien. In der Lissabonner Kanzlei hatte man höflich gelacht, als er auch dort verkündet hatte, es handle sich um gestohlenes Geld. Er hatte ihnen nicht alle Münzen gegeben.

Das Haus sah reich aus, und er stellte sich vor, wie Hardy die breite Vordertür benutzte. Auf sein Klopfen hin machte Agostino auf, Josefinas Diener, der nun eine flotte, weiß gepuderte Perücke trug und einen Rock, der nur aus Knöpfen und Spitze zu bestehen schien.

»Sir?«

Sharpe stieß ihn beiseite, marschierte in die marmorne Empfangshalle voller Palmen, Teppiche und durchbrochener Wandschirme. Er dachte an Teresa und verdrängte den Gedanken, weil ihn sogleich nach ihr verlangte, und

überlegte stattdessen, wie sie die Düfte verachtet hätte, von denen die Halle erfüllt war.

Er betrat einen großen Saal, der durch Bogengänge von einer Terrasse hoch über den Tajo getrennt war. Orangenbäume umrahmten die Aussicht, und ihr Duft vermengte sich mit dem Parfümgeruch.

»Josefina!«

»Richard!«

Sie stand unter einem Bogen, und das abendliche Licht umgab ihren Körper, sodass er ihr Gesicht nicht sehen konnte. »Was machst du hier?«

»Ich besuche dich.«

Sie kam herüber, fülliger, als er sie in Erinnerung hatte, und lächelte ihn an. Sie berührte sein Gesicht mit den Fingern, nahm seine Uniform in Augenschein und setzte eine Miene der Missbilligung auf.

»Du kannst nicht bleiben.«

»Warum nicht?«

Sie zeigte nach draußen. »Er war zuerst da.«

Er betrachtete sie, erinnerte sich, dass sie früher ganz anders war, und wäre gegangen, wenn Patrick Harper nicht schon Anspruch auf das dunkelhaarige Dienstmädchen im Hotel American erhoben hätte. Stattdessen trat er auf die Terrasse, wo sich ein lässiger Lieutenant der Kavallerie mit einem Glas Wein niedergelassen hatte.

Der Lieutenant blickte auf. »Sir.«

»Wie viel haben Sie bezahlt?«

»Richard!« Sie stand hinter ihm, versuchte ihn wegzuzerren. Sharpe lachte.

»Lieutenant?«

»Zur Hölle mit Ihnen, Sir!« Der Lieutenant stand auf, sodass der Wein im Glas schwappte.

»Wie viel haben Sie bezahlt?«

»Zur Hölle, Sir! Ich fordere Sie zum Duell!«

Nun lachte Josefina und fand Spaß an der Sache. Sharpe lächelte. »Von mir aus. Der Name ist Sharpe. Aber erst

einmal verschwinden Sie hier!«

»Sharpe?« Der Lieutenant hatte seine Lässigkeit verloren.

»Hinaus!«

»Aber, Sir ...«

Sharpe zog seinen Degen, den mächtigen stählernen Kürassierdegen.

»Hinaus!«

»Madame!« Der Lieutenant verbeugte sich vor Josefina, stellte seinen Wein ab, warf noch einen Blick auf Sharpe und verschwand. Sie gab ihm einen leichten Klaps.

»Das hättest du nicht tun dürfen.«

»Warum nicht?« Er steckte den Degen zurück in die Scheide.

Sie schmollte. »Er war reich und großzügig.«

Er lachte, öffnete seinen nagelneuen Munitionsbeutel, dessen schwarzes Leder noch ganz steif war, und warf die dicken Goldmünzen auf die bemalten Fliesen.

»Richard! Was ist das?«

»Gold, du Närrin.« Soweit es ihn betraf, konnte der Konvoi ruhig noch einen Monat brauchen. Er warf weitere Münzen hinterher. »Josefinas Gold, dein Gold, unser Gold, mein Gold.« Er lachte wieder und zog sie an sich. »Sharpes Gold.«

HISTORISCHE ANMERKUNG

Die Garnison von Almeida ergab sich im Anschluss an die Explosion vom 27. August 1810. Das Ereignis lief ähnlich ab, wie es in *Sharpes Gold* beschrieben wird. Das Munitionslager in der Kathedrale explodierte und vernichtete, abgesehen von der Kathedrale, die Burg, fünfhundert Häuser und einen Teil der Befestigungen. Dabei kamen, schätzt man, über fünfhundert Garnisonssoldaten ums Leben. General Cox wollte zunächst die Verteidigung fortsetzen, fügte sich jedoch in das Unvermeidliche und erklärte tags darauf die Kapitulation.

Es muss dies eine der größten Explosionen der Welt vor der Erfindung der Atombombe gewesen sein. (Gewiss nicht die größte. 1809, also ein Jahr zuvor, ließ Sir John Moore in La Coruña absichtlich viertausend Fässer Pulver zünden, damit sie nicht in französische Hände fielen.) Im folgenden Jahr sorgten die Franzosen für weitere Zerstörung. Sie wurden selbst in Almeida belagert und gaben die Verteidigung der Stadt auf, nachdem sie einen Teil der Stadtmauern hatten hochgehen lassen. Ihre Garnison von vierzehnhundert Mann durchbrach mit Erfolg die wesentlich stärker besetzten britischen Stellungen.

Trotz ihres unglücklichen Schicksals sind die Verteidigungsanlagen der Stadt beeindruckend. Die Hauptstraße verläuft nicht mehr durch Almeida, stattdessen führt sie einige Meilen entfernt im Süden daran vorbei, aber die Stadt liegt nur eine halbe Stunde Fahrzeit vom Grenzposten Vilar Formoso entfernt. Die Furcht einflößenden Schutzanlagen wurden ausgebessert und umgeben eine Siedlung, die seither auf die Größe eines Dorfs geschrumpft ist, und auf der Spitze des Hügels ist deutlich zu erkennen,

wo die Explosion stattgefunden hat. Nichts wurde dort wieder aufgebaut. Ein Friedhof bezeichnet die Stelle, wo einst die Kathedrale stand. Der ehemalige Burggraben ist eine quadratische, mit Mauerwerk verkleidete Vertiefung. Große Granitbrocken liegen immer noch dort verstreut, wo sie heruntergefallen waren, und Wildblumen wachsen, wo es einmal Häuser und Straßen gab.

Niemand kennt die genaue Ursache der Katastrophe, eine Tatsache, die dem Romanautor zugutekommt, aber die akzeptierte Version, zusammengestückelt aus den Berichten der Überlebenden, geht dahin, dass ein leckes Pulverfass aus der Kathedrale gerollt wurde und dass eine einschlagende französische Granate die durch Zufall entstandene Pulverspur in Brand setzte, die einen Stapel Musketenmunition am Hauptportal zündete. Diese Explosion soll das im Keller befindliche Hauptmagazin erreicht haben, und schon sei das Haupthindernis zwischen Masséna und seinem Einmarsch in Portugal beseitigt gewesen. Ein portugiesischer Soldat, der sich ganz in der Nähe der Kathedrale aufhielt, soll sich gerettet haben, indem er in einem Backofen Schutz suchte. Seine Geistesgegenwart wurde auf Richard Sharpe übertragen. Wie sich herausstellt, sind die unwahrscheinlichsten Geschichten häufig wahr.

Auch die Stellungen von Torres Vedras gab es, und sie waren in der Tat eine der größten militärischen Errungenschaften aller Zeiten. Sie sind immer noch zu erkennen, obwohl sie überwiegend verfallen und mit Gras bewachsen sind, aber ein wenig Fantasie macht den Schock nachvollziehbar, den Masséna erlebte. Er hatte die britische Streitmacht von der Grenze aus verfolgt, bis sie nur noch eine Tagesreise von Lissabon entfernt waren, hatte unterwegs Wellingtons niederschmetternden Sieg bei Busaco überstanden, doch muss er so dicht vor der Hauptstadt Portugals mit Sicherheit angenommen haben, dass seine Aufgabe erfüllt sei. Dann bekam er die Stellungen zu Gesicht. Sie waren der weiteste Punkt des britischen

Rückzugs auf der Iberischen Halbinsel. Danach kamen sie nie mehr zum Einsatz. Im Gegenteil, vier Jahre später marschierten Wellingtons hervorragende Truppen über die Pyrenäen in Frankreich selbst ein.

Sharpes Gold wird den Spaniern leider nicht ganz gerecht. Einige Partisanen mögen so selbstherrlich gewesen sein wie El Católico, doch die überwiegende Mehrheit bestand aus tapferen Männern, die mehr französische Soldaten in Kampfhandlungen verwickelten als Wellingtons Streitkräfte. Bei den Richard-Sharpe-Romanen handelt es sich um Chroniken des britischen Soldatentums, und aus dieser Perspektive mussten sich die Männer, die den »kleinen Krieg« ausfochten, ungerechte Verzerrungen gefallen lassen. Aber immerhin hat das britische Heer im Herbst 1810 hinter seinen gigantischen Stellungen Zuflucht gefunden, und die Bühne ist vorbereitet für die nächsten vier Jahre: für den Vormarsch nach Spanien, für zahlreiche Siege und schließlich die Eroberung Frankreichs.

Richard Sharpe und Patrick Harper jedenfalls werden wieder marschieren.